Holtsch

Die

volksthümliche Literatur

der deutschen

Volksschullesebücher, Jugend- und Volksschriften.

Vornehmlich

das Volkslied und volksthümliche Naturlied.

Bearbeitet

von

Karl Hugo Holtsch,

Seminardirektor in Münsterberg.

Leipzig.

Siegismund & Volkening.

Pädagogischer Verlag

von Siegismund & Volkening in Leipzig.

Bildungsschriften für den Lehrer.

Pädagogische Bibliothek. Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit, herausgegeben von Karl Richter.

Bd. I. **Pestalozzi.** Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Bearbeitet von Albert Richter. 3. Aufl. 20 Gr.

Bd. II. **Salzmann**, Schriften. (Noch etwas über die Erziehung. Ameisenbüchlein. Ueber die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen). Bearb. von Karl Richter. 1 Thlr. 5 Gr.

Bd. III. **Comenius**, Große Unterrichtslehre. Bearb. von Jul. Beeger und Franz Zoubeck. 2. Aufl. 1 Thlr. 5 Gr.

Bd. IV. **Montaigne**, Ansichten über Erziehung der Kinder. Bearb. von Karl Reimer. 5 Gr.

Bd. V. VI. **Francke**, Schriften über Erziehung und Unterricht. Bearb. von Karl Richter. 2 Abthlgn. 2 Thlr.

Bd. VII. **Pestalozzi**, Lienhard u. Gertrud. Bearb. v. K. Richter. 15 Gr.

Bd. VIII. **Rousseau**, Emil. Bearb. v. Karl Reimer. 1 Thlr. 25 Gr.

Bd. IX. **Locke**, Einige Gedanken über Erziehung. Bearb. von Dr. M. Schuster. 25 Gr.

Bd. X. **Kant**, Ueber Pädagogik. Bearb. v. Prof. Dr. O. Willmann. 10 Gr.

Bd. XI. **Comenius**, Ausgewählte Schriften II. Bd. (Mutterschule etc). Lief. 1, 5 Gr., Lief. 2—5 im Erscheinen; cplt. 25 Gr.

Bd. XII. **Campe**, Pädagogische Schriften, in Vorbereitung.

Jütting, Dr. W. U., Sprachliche und Pädagogische Abhandlungen I. Bd. 1872. 1 1/3 Thlr. II. Bd. 1874. 1 1/3 Thlr.

Jütting, Dr. W. U., Ueber Anschauungs-Unterricht und Heimathskunde nebst Lehrgängen (Preuß. Schulblatt IV. Bd. 2.—4. Heft) 15 Gr. Bd. IV des Schulblattes vollständig. 22 1/2 Gr.

Jütting u. Weber, H. Grundriß des Anschauungsunterrichts im 2. und 3. Schuljahre, gratis.

Kutzner, J. G., Naturbilder. Studien aus dem Natur- und Menschenleben. Herausgegeben von Dr. Ad. Kutzner. 1874. Preis 25 Gr.

Luz, Georg, die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. Gedanken zur Erwägung und zum Troste. Preis 20 Gr.

Richter, Dr. J. W. Otto, die lyrischen Dichtungen des deutschen Mittelalters. Vorträge. Der Minnegesang. — Die höfische Dorfpoesie. — Der Sängerkrieg auf der Wartburg und die Wartburglieder. — Der Dichter Tanhäuser, die Tanhäusersage und die Wagnerische Tanhäuserdichtung. — Die religiöse Lyrik in der Blütezeit des deutschen Minnegesangs. Preis 1 Thlr.

Rothenburg, R., Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und ein Auszug aus seinen Schriften mit besonderem Hinweis auf die Neugestaltung Deutschlands und die Volkserziehung. Preis 9 Gr.

Runge, W. O., Pädagogische Zeitstimmen. Inhalt: 1. Die deutsche Volks- und Bürgerschule. 2. Die konfessionslose Schule. 3. Das Schulgeld. 4. Lehrersynoden. 5. Verhältniß der Schule zu Staat, Kirche und Gemeinde. 15 Gr.

Seyffarth, L. W., Johann Amos Comenius nach seinem Leben und seiner pädagogischen Bedeutung. 1871. 2. Aufl. Preis 16 Gr.
— Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben und nach seinen Schriften dargestellt. 1873. 5. Aufl. Preis 15 Gr.

Strümpell, Prof. L., Pädagogische Abhandlungen aus dem wissenschaftlich-pädagogischen Praktikum der Universität Leipzig. 12 Gr.

Weber, Hugo., Die Pflege nationaler Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache. Grundsätze und Einrichtung dieses Unterrichts. Mit dem ersten Preise der Diesterwegstiftung gekrönte Schrift. 20 Gr.

Wunderlich, Ernst. Die Seminarfrage. Polemische Abhandlungen. 10 Gr.

Die volksthümliche Literatur

der deutschen

Volksschullesebücher, Jugend- und Volksschriften.

Vornehmlich

das Volkslied und volksthümliche Naturlied.

Bearbeitet

von

Karl Hugo Holtsch,
Seminardirektor in Münsterberg.

Leipzig.
Siegismund & Volkening.

Vorwort.

Wenn im Seminar-Unterrichte bei der Behandlung von Lesestücken des provinziellen Volksschullesebuches (oder eines für höhere Zwecke sprachlicher und sachlicher Ausbildung bestimmten Lesebuches, z. B. des von Phil. Wackernagel zusammengestellten) die wichtigsten literarischen und poetischen Bemerkungen über Dichter, Schriftsteller, deren Hauptwerke, sowie über die betreffende Dichtgattung in die Spezialerläuterung verwebt werden und später immer wieder in repetitorischer Weise zur auffrischenden Erwähnung kommen: so entsteht zuletzt für den „angehenden Volksschullehrer" gegen das Ende des Seminarkursus' das Bedürfniß einer geordneten Zusammenfassung dieser zahlreichen vereinzelten Mittheilungen, welche durch die stetige lebendige, concrete Beziehung auf ein bestimmtes Lied, Gedicht oder eine einzelne Prosadichtung zwar aus der wissenschaftlichen Allgemeinheit und Abstraction der mehr oder weniger gelehrten „literaturgeschichtlichen" Darstellungen heraustreten, jedoch, wie alle Wissensgegenstände, schließlich zu einem licht und klar in's Bewußtsein tretenden Ganzen verarbeitet werden müssen, soll es anders zu einer gründlichen „Beherrschung und Durchdringung des Unterrichtsstoffes" bei dem bald in's Amt tretenden Volksschulamts-Candidaten kommen. Der folgende Leitfaden will es, auf Grund mehrjähriger Arbeit im Sprach-Unterrichte am Volksschullehrer-Seminar, nun versuchen, den Zöglingen des Seminars für jene zusammenfassende Betrachtung eine leitende und orientirende Handreichung darzubieten. Außerdem aber ist dieser Versuch dazu bestimmt, auch in der Zeit der späteren Amtspraxis der eigenen Fortbildung des Volksschullehrers nach derselben Seite hin dienstbar zu werden. Denn gerade das Volksschullesebuch, welches „gesunde Volksbildung" fördern helfen soll, erfordert ein unausgesetztes, liebevolles und eingehendes Studium seitens des praktischen Schulmannes, sowohl in Bezug auf den Inhalt, als auch ebenso sehr rücksichtlich der volksthümlichen Sprachform. Zwar haben wir eine Legion großer und kleiner, gelehrter und populärer „Literaturgeschichten", unter denen manche auch unseren Seminaristen einige der nöthigen Fingerzeige in gewünschter

und passender Weise zu geben vermögen (— z. B. die betreffenden Werke von Vilmar, Barthel, Werner Hahn, Findel, Vernaleken, Frank, Möbius, Weber, Wernicke, Oltrogge, Günther, Lange, Davin, Oeser, Schäfer, Rumpelt Breslau 1868 — Seinecke, 1866 u. a. m. —); zwar sind wir überreich an speziellen Erläuterungsschriften von Gedichten und Prosastücken (z. B. von Delbrück, Pölitz, Götzinger, Lüben, Günther, Otto, Kriebitzsch, Kellner, Gude, Kehr, Förster, Richter, Lange; Hiecke, Viehoff, Vernaleken, Grube, Hartert, Weismann; Otto Schulz, Pechner, Riecke, Hoffmann, Berthelt, Eisenlohr, Lauckhard, Ulrich, Schlimpert, Kutzner, Mettin, Bräunlich, Cruse, Keitel, F. Schmidt, G. Luz, Saubert, Guth, Ballien, Sobolewsky u. a. m.), welche theils in wissenschaftlicher und ästhetischer, theils in sachlich und sprachlich erklärender (oft auch in zerpflückender) Weise verfahren oder endlich eine bis in's Einzelne gehende unterrichtliche Behandlung von Lesebuchstoffen darbieten: aber den in erster Reihe genannten Hilfsmitteln, so groß ihr Werth auch, an und für sich betrachtet, sein mag, mangelt die speziell eingehende Rücksicht auf die Mehrzahl der volksthümlichen Sprachstoffe, und ein genaues Studium des Volksschullesebuches bedarf gerade einer solchen Spezialbetrachtung vor allen Dingen, wenn man sich dabei nach einem leitenden und orientirenden Wegweiser umsieht. Die Schriften der zweiten Reihe gehen theils über den Zweck völlig hinaus, um den es sich beim Studium des Volksschullesebuches zunächst handelt, theils verlieren sie sich in eine solche Einzelerläuterung, welche es nicht zu einer Erkenntniß des eigenthümlichen Wesens ganzer Dichtungsgruppen im Gebiete unserer volksthümlichen Literatur, somit auch nicht zu einem zusammenfassenden Ueberblicke über die allmähliche Entwickelung derselben kommen läßt, während endlich die rein praktischen Lesestoffbearbeitungen nur unterrichtliche Zwecke verfolgen. Trotzdem verbleibt allen diesen Hilfsmitteln ihr besonderer Werth, welcher sich dem Praktiker bei geschickter Benutzung auch gewißlich aufschließen wird. Zu solchem Geschicke gelangt aber der angehende, eben in's Amt tretende Volksschullehrer erst in Folge eines, im Seminar-Unterrichte durch Einzelbehandlung der Sprachstoffe vorbereiteten, Studiums des Volksschullesebuches, welches in jener (oben angedeuteten) zusammenfassenden Durchdringung der (in sachlicher und geschichtlicher Folge und Ordnung betrachteten) volksthümlichen Schriftschätze besteht, also neben dem Unterrichte als private Beschäftigung der Seminarzöglinge hergeht und sich als ein wesentlicher Theil der späteren eigenen Fortbildung durch die gesammte Zeit der amtlichen Praxis hindurch erstreckt. Solch ein Studium, je länger es anhält, je gründlicher es betrieben wird, muß aber auch immer mehr dazu beitragen, daß der Seminarist, also auch der praktische Schulmann ein desto größeres Geschick im selbständigen Auffassen der Eigenthümlichkeit eines einzelnen volksthümlichen Sprach-

stoffes erlangt, was ja die sprachbildende unterrichtliche Behandlung solcher Stoffe dem Lehrer wesentlich erleichtert und den Einfluß des Inhalts derselben auf das Wissen und die Herzensveredlung der Schüler um so mehr zur Wirkung kommen läßt. Daneben will dieser Leitfaden auch für die Privat-Lectüre der Seminaristen, welche in einer geordneten Folge*) unsere wichtigsten Volks- und Jugendschriften umfaßt, ähnliche leitende und orientirende Dienste zu leisten versuchen. Die Zöglinge haben über diese Lectüre innerhalb eines festgeregelten Zeitraumes theils mündliche Rechenschaft in freien Vorträgen, theils schriftliche in kürzeren Referaten zu geben. Es ist nicht jedem Lehrer möglich, sich die verschiedenen einzelnen Wegweiser zu beschaffen, welche ihm für die Errichtung und segenbringende Verwaltung der jetzt immer allgemeiner werdenden Schüler-Bibliotheken einen bewährten sachkundigen Rath geben. Deshalb sollte ein als Hilfsmittel beim Studium des Volksschullesebuches dienender Leitfaden gleichzeitig dieser ver-

---

*) Eine solche Anordnung sei beispielsweise aus der Praxis hier mitgetheilt:

Seminar-Unterklasse.

1. Schubert: Altes und Neues. 2. Jung Stillings Leben. 3. Florey: Züge am Missionsnetz. 4. Caspari: Geistliches und Weltliches zum Kat. 5. Hebel: alem. Gedichte. 6. Grimm's Märchen. 7. Dr. Crüger: Christenlehre. 8. Vogel: Germania. 9. Franke's Leben. 10. Hahn: Friedrich Wilhelm III. 11. Hahn: Kurfürst Friedrich I. 12. Becker: Erzählungen aus der alten Welt. 13. Kutzen: Deutschland. 14. Kutzen: Leuthen. 15. Jahn: Befreiungskriege. 16. Hahn: Friedrich II. 17. Kutzen: Collin. Liegnitz. 18. Gube und Grube: Unterhaltungen aus der Natur. 19. Hebel: Schatzkästlein. 20. Gotthelf: Erzählungen aus der Schweiz. 21. O. v. Horn: Schmiedejakob. Kerndörfer. 22. Hahn: Ziethen. 23. Horn: Friedel. 24. K. Stöber: Erzählungen. 25. Hahn: Kunersdorf. 26. Glaubrecht: Erzählungen. 27. Barth: Erzählungen für die Jugend. 28. Ledderhose: Joh. Hermann. Matthesius.

Mittelklasse.

1. Fliedner: Buch der Märtyrer. 2. Wippermann: Kirchengeschichte. 3. Kletke: Lieder zur deutschen Geschichte. 4. Schiller: Dreißigjähriger Krieg. 5. Kellner: Pädagogik in Aphorismen. 6. Droysen: York. 7. Biernatzky: Bilder aus der Weltgeschichte. 8. Schottmüller: Klio (histor. Gedichte). 9. Schwab: Sagen. 10. Tholuck: Sonntagsbibliothek. 11. Grube: Naturbilder. 12. Derselbe: Characterbilder aus der Geschichte. 13. Masius: Naturstudien. 14. Tschudi: Thierleben der Alpenwelt. 15. Gotthelf: Erzählungen aus der Schweiz. 16. Wildenhahn: Luther. 17. Ahlfeldt: Erzählungen. 18. Schubert: Erzählungen. 19. Wildenhahn: Spener. 20. Leo: Gellert. 21. Caspari: Der Schulmeister. 22. Ostertag: Bibelverbreitung. 23. Ule: Geographische Entdeckungen. 24. H. Wagener: Entdeckungsreisen. 25. Derselbe: Buch der Natur.

Oberklasse.

1. Webderkopp: rauhes Haus. 2. Schiller: Wallenstein. 3. Derselbe: Tell. 4. Göthe: Hermann und Dorothea. 5. Derselbe: Reise in die Schweiz. 6. Nibelungenlied. 7. Curtman: Schule und Leben. 8. Stenzel: Preußen. 9. Claudius: sämmtliche Werke. 10. Arndt's Selbstbiographie. 11. Pröhle: Hausbüchlein. (Hier sind aus naheliegenden Gründen auch einige pädagogische Schriften und Werke der classischen Literatur eingereiht.)

*

wandten sprachlichen Beschäftigung des angehenden und im Amte stehenden Volksschullehrers in ähnlicher Weise hilfreich zur Seite treten.

Ist der Zweck dieses Leitfadens hiermit dargelegt, so bedarf es noch einiger Worte, um die Einrichtung desselben in der Kürze zu besprechen. Es ist die besondere Aufgabe der „Literaturgeschichte", den Gang der literarischen Entwickelung einer Nation mit enger Bezugnahme auf die allgemeine Entfaltung der Sprache und der geistigen, staatlichen, religiösen Zustände, kurz mit strenger Beachtung des Fortschrittes eines Volkes, in allgemeineren oder spezieller ausgeführten, kurz in wissenschaftlichen Betrachtungen darzulegen. Unser Leitfaden will und soll nicht eine literargeschichtliche Darstellung dieser Art sein, weil dies nicht durch den Hauptzweck desselben gefordert wird, zumal da ja so viele derartige Hilfsmittel vorhanden sind, von denen manche, wie schon bemerkt, auch den Seminaristen einige fördersame Winke für das ihnen obliegende spezielle Studium unserer volksthümlichen Literatur zu geben vermögen.

Wie schon vorhin angedeutet worden ist, soll die zusammenfassende Betrachtung der im Unterrichte gelegentlich mitgetheilten literarischen und poetischen Bemerkungen einerseits und auf der andern Seite das der Fortbildung während der Zeit der Schulpraxis vorbehaltene Studium des Volksschullesebuches nach einer gewissen sachlichen und geschichtlichen Ordnung erfolgen. Als solche sachliche Ordnung schien sich mir, nach meiner, freilich nur subjectiven, Erfahrung, diejenige Aufeinanderfolge der gruppenweise näher zu betrachtenden Stoffe des Volksschullesebuches als die geeignetste darzubieten, welche den poetischen Gattungscharakter der Sprachstücke zur Grundlage und zum Ausgangspunkte macht. Man lebt sich dadurch hinein in das eigenthümliche Wesen einer größeren, poetisch verwandten Gruppe volksthümlicher Dichtungen und lernt dadurch auch ein einzelnes, dieser Gattung zugehöriges Sprachstück genauer verstehen und erfolgreicher im Unterrichte behandeln. Kahle hat den Weg der biographischen Spezialbetrachtung hervorragender volksthümlicher Schriftsteller (in seinem vortrefflichen Buche über Claudius und Hebel. 1864.) als die passendste Ordnung empfohlen, nach welcher der Seminarist sich in die literarische und poetische Bedeutung der Volks- und Jugendliteratur, sowie in den allgemeinen literargeschichtlichen Zusammenhang derselben mit dem Entwickelungsgange unseres nationalen Schriftenthums überhaupt hineinleben soll; denn mit dieser genauen Speciallektüre soll das Wichtigste des literarisch „Gleichartigen und Gleichzeitigen" am rechten Orte unausgesetzt in eine ergänzende und eine den Blick erweiternde Verbindung treten. Gewiß ein an und für sich vortrefflicher Weg. Indessen will es mir so vorkommen, als würde dadurch die Arbeit des Zöglings unwillkürlich auf ein eingehendes Studium der einzelnen, im Vordergrunde der Be-

trachtung stehenden Schriftsteller und ihrer Werke concentrirt, was doch nicht wohl Hauptaufgabe bei dem, der Unterrichtspraxis förderlichen, literarisch-poetischen Studium des Volksschullebuches und der diesem verwandten Volks- und Jugendliteratur seitens des Seminaristen und des Volksschullehrers sein dürfte. Noch viel weniger scheint der rein literarhistorische und der ästhetisch characterisirende Weg als Grundlage für eine sachgemäße Ordnung der genaueren Betrachtung unserer Lesebuchstoffe für Seminaristen und Volksschullehrer sich zu empfehlen, wie dies z. B. von Lüben und Gude in ihren hierher gehörigen Erläuterungsschriften durchgeführt worden ist. Man wird derartige Hilfsmittel immer nur gelegentlich benutzen, um sich über dies und jenes einzelne Lesestück zu orientiren: zu einem zusammenfassenden Ueberblicke über gruppenartig verwandte Lesestoffe geben diese Einzelerläuterungen und ästhetischen Einzelcharakteristiken, wie die sonst so trefflichen Vergleichungen inhaltlich verwandter Sprachstoffe (z. B. von Kriebitzsch), nicht die erforderliche Anleitung. Es gilt aber, meine ich, in erster Linie die sachliche Eigenart aller im Volksschullesebuche befindlichen Stoffe, die poetisch verwandt sind, durch eine zusammenfassende Ueberschau zu erkennen, wenn ein einzelnes Lesestück aus dieser poetischen Gruppe genau verstanden, mit Geschick und Erfolg im Unterrichte behandelt werden soll. Aus diesen Gründen bin ich von der poetischen Gruppirung der lyrischen, didaktischen und epischen Stoffe des Volksschullesebuches, der Volks- und Jugendschriften ausgegangen. Möge dieser Versuch solcher sachlichen Anordnung sich als ein erfolgreicher erweisen! Damit ergiebt sich nun auch die geschichtliche Ordnung als eine secundäre, innerhalb jener poetischen Gruppirung zur Anwendung kommende Betrachtungsweise. Jedoch habe ich mich dabei nicht so durchaus ängstlich und streng dem in den „Literaturgeschichten" festgehaltenen Gange der literarhistorischen Betrachtung angeschlossen, sondern hie und da, wo mir die poetische Verwandtschaft der Dichter und der volksthümlichen Stoffe des Volksschullesebuches eine andere Gruppirungsweise rathsam erscheinen ließ, bin ich von der üblichen Anordnung abgewichen. Ich denke, man wird dies nicht geradezu mißbilligen.

So komme ich schließlich auf die Art und Weise der Ausarbeitung dieses Leitfadens zu sprechen. Wenn zuerst die lyrischen Stoffe des Volksschullesebuches bearbeitet worden sind, so hat dies seinen Grund in der großen Zahl derselben, welche sich mit dem Beginne unserer Lesebuchliteratur (bei v. Rochow, Wilmsen, im Potsdamer und Berlinischen Lesebuche von O. Schulz) als der eine Hauptstock des poetischen „Grundstockes" in den meisten unserer Volksschullesebücher und Schulliedersammlungen herausbildete. Man wolle Näheres hierüber in Merget's instruktiver Arbeit über unsere Lesebücher im Brandenburgischen Schulblatte vom Jahre 1866 nachlesen. Die nächst

große Zahl der Lesebuchstoffe bilden die didaktischen Sprachstücke, welche durch die reiche Literatur der lehrhaften und erzählend-belehrenden Jugend- und Volksschriften noch einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Diese Gruppe soll daher in zweiter Reihe bearbeitet werden, und zuletzt werden die erzählenden Prosastoffe (Märchen, Sagen u. s. w.) sowie die epischen Poesien des Volksschullesebuches zur Behandlung kommen. Da indessen eine so große Fülle lyrischer Dichtungen in den Volksschullesebüchern mitgetheilt wird, schien es mir passend, zuvörderst, mit Rücksicht auf die dort befindlichen, sorgfältig ausgewählten Repräsentanten unseres Volksliedes und die äußerst zahlreichen Naturlieder, den der Betrachtung der volksthümlich lyrischen Dichtungen gewidmeten (ersten) Theil dieses Leitfadens in zwei gesonderten Abtheilungen erscheinen zu lassen. Die zweite Abtheilung wird — jedoch, wie die Bearbeitung der didaktischen und epischen Stoffe, in abgekürzterer Darstellung — die übrigen Arten der lyrischen Dichtungen im Volksschullesebuche, nämlich die Lieder von Gott (Andachtslieder) und vom menschlichen Leben (Vaterlands-, Geselligkeits-, Berufs- oder Standes-, Wander-, Turn-, Schul-, Haus-, Kinderlieder u. s. w.) behandeln.

Bei Gelegenheit der Betrachtung der geringen Zahl der im Volksschullesebuche mitgetheilten Volkslieder, die ja meist nur gesungen sein wollen, ist im Anfange des ersten Theiles eine, so viel als möglich gedrängte Darstellung unseres Volksliedes überhaupt gegeben worden. Darauf ist unser volksthümlich (lyrisches) Naturlied in ausführlicher Weise behandelt. Ich bin von dem ältesten der in unsere Volksschullesebücher aufgenommenen Naturlieder, von Grimmelshausen's „Schall der Nacht“ (z. B. in Phil. Wackernagels Leseb. Th. 2. S. 181.) ausgegangen und habe diese eingehende Darlegung mit einem Ueberblicke über die Beiträge unserer neuesten Dichter zur volksthümlichen Naturpoesie beschlossen. Zuvor ist indessen eine allgemeinere Betrachtung über unsere volksthümlichen Lieder überhaupt als Einleitung zur speziellen Erläuterung unserer volksthümlichen Lyrik eingefügt worden.

Es kam mir darauf an, eine Charakteristik der poetischen Eigenthümlichkeit und eine zuweilen länger ausgeführte Darstellung des sachlichen Gehaltes unserer wichtigsten volksthümlichen Naturlieder zu versuchen, weshalb häufig auf verwandte Dichtungen in vergleichender Weise eingegangen ist; denn gerade die lyrische Dichtung bedarf eines genauen Studiums, soll sie genügend verstanden, mit Geschick, Takt und Erfolg in der Volksschule behandelt werden. Darum sind auch vielfach pädagogische, didaktische und sprachliche Bemerkungen in die Darstellung verwebt worden. Wo (in Anmerkungen oder im Texte) noch sonstige gelegentliche Mittheilungen anderer Art gemacht sind, da sollte Weiterstrebenden ein

kurz andeutender Fingerzeig gegeben werden. Man wolle also diese Zugaben nicht mißdeuten.

Ich bin verpflichtet, allen denjenigen hochverdienten Schriftstellern, deren monographische Beiträge zur Beurtheilung unserer volksthümlichen Literatur ich hie und da benutzt habe — was stets durch die betreffenden Citate angezeigt ist — hier meinen wärmsten Dank abzustatten. Es sind die folgenden: Barthel's Literatur-Geschichte; Grube's Aesthetische Vorträge; Vilmar's Handbüchlein über unser Volkslied; Kahle's Werk über Claudius und Hebel; Merget's Geschichte unserer Jugendliteratur; Hoffmann's v. Fallersleben Mittheilungen über unsere volksthümlichen Lieder; Schaubach's Schrift über die neuere Volksliteratur; Auerbach's Schrift und Volk; Lüben's Einführung in die deutsche Literatur und Wolfg. Menzel's deutsche Dichtung.

Hinsichtlich der Lesebücher habe ich mich meist an das Münsterberger, an Seltzsam's, an das Cöpenicksche und an das Lesebuch von Phil. Wackernagel angeschlossen, zuweilen auch an das von Auras und Gnerlich, Viehoff, Kletke und Sebald, sowie an mehrere Sammlungen von Volksschulgesängen, an Gedichtanthologien und besondere Naturliedersammlungen. Da die für Seminaristen bestimmten Lesebücher von Flügge und Kriebitzsch nicht sehr verbreitet sind, so habe ich mich auf dieselben nicht bezogen.

Schließlich sei über einige Einzelheiten noch Folgendes bemerkt. Im letzten Kapitel der Darstellung des volksthümlichen Naturliedes ist die mir erst nachträglich zugekommene Berichtigung eingeflochten, daß das Abendlied im Münsterb. Leseb. Th. 2. S. 124. (Wie ist der Abend so traulich) nicht ein Volkslied ist, sondern von Spitta herrührt. Das zuerst in einer Sammlung von Harder († 1813) befindliche Lied: „Mach's ebenso!" wird von Manchen dem Dichter Karl Enslin zuerkannt. Ich habe mich hierüber nicht genau orientiren können und das Lied deshalb in eine frühere Zeit gesetzt. Das Lied vom Bächlein „silberhell und klar" wird gewöhnlich als eine Dichtung von Agnes Franz aufgeführt, obwohl es ursprünglich von Göthe herrührt. Ich habe dies erwähnt, das Lied aber der üblichen Angabe zufolge, unter den Liedern der erstgenannten Dichterin aufgeführt. Ein Märzlied von Karl Fröhlich ist unter den Liedern von Abr. Fröhlich besprochen worden. An den betreffenden Stellen ist darauf aber verwiesen. Die Quelle war mir nicht so schnell zur Hand gekommen, als ich gewünscht hatte. Ich habe nicht herausfinden können, ob das Lied: „Auf der Wiese" ursprünglich von Güll oder von Enslin herrühre. Auch dies ist am geeigneten Orte angedeutet. Das Volkslied auf die „Opfer zu Wesel" ist nach der Angabe im Cöpenick'schen Lesebuche ursprünglich von „Schmidt" gedichtet, während Franz Knauth („Gedichte zur Geschichte unseres deutschen und preußischen Vaterlandes für Bürger- und Volksschulen" Halle. 1867) den bekannten patrio-

tischen Dichter H. Besser als Verfasser bezeichnet. Ich habe den Dichter gar nicht erwähnt. Das schöne Lied: „Müde bin ich, geh' zur Ruh" ist von mir als Volkslied bezeichnet worden. Ich fügte zu, daß Luise Hensel eine Nachbildung dieses Volksliedes gemacht hätte. Wie ich aber nachträglich aus Barthel's Literatur-Geschichte (S. 582.) ersehe, ist L. Hensel ursprünglich die Dichterin dieses Liedes, das man eine Zeit lang allgemein als Volkslied betrachtet hat. Ich hatte nicht Ursache, bei der Betrachtung der volksthümlichen Naturpoesien von Tieck auf Th. Mundt's Rüge näher einzugehen, welche der Belebung des Todten in der Naturlyrik dieses Dichters den Vorwurf gemacht hat, daß ihre Personifikationen oft unnatürlich, geschmacklos und unpoetisch seien. Ich bemerke dies hier ausdrücklich, weil dieser Tadel auf die im Leitfaden besprochenen Tieck'schen Poesien nach meiner Ueberzeugung keine Anwendung finden wird.*) Ich bin dem Vorgange Barthels gefolgt, wenn ich Hebels Dichtungen bei der schwäbischen Schule besprochen habe.

So möge denn dieser Versuch dem Zwecke dienstbar werden, welchem er dienen will und soll! Das walte Gott!

Bunzlau, am 8. März 1868.

Hugo Holtsch.

---

*) Tieck's volksthümliche Naturlieder fördern im Gegentheile ebenso sehr eine sinnige Betrachtung des Naturlebens und dienen dadurch der Veredlung des jugendlichen Gemüthes ebenso, wie die betreffenden Poesien anderer volksthümlicher Dichter, obgleich die eigenthümliche Naturbetrachtung in seiner Naturlyrik wegen ihrer Tiefe nur in Oberklassen gehobener Stadtschulen den jugendlichen Herzen erschlossen werden kann. Es ist aber die Aufgabe der Volksschule, „den Natursinn, eine Erbschaft des deutschen Geistes, ästhetischen Sinn, Freude am Leben der Natur, am Guten und Schönen" in die Herzen der Jugend zu pflanzen. (Masius: Naturstudien. 1852. 57.)

Inhaltsverzeichniß.

Die lyrischen oder sangbaren Dichtungen unserer volksthümlichen Literatur.

I.

Die lyrischen oder sangbaren Dichtungen unserer volksthümlichen Literatur.

Die lyrische[1]) Dichtung stellt die Gemüthsstimmung (— bestimmte Empfindungen, Gefühle, Gedanken und Wünsche —) dar, welche durch irgend ein Ereigniß oder Erlebniß, eine äußere Lebenslage, einen Vorgang des inneren Lebens hervorgerufen worden ist. Den Anlaß oder Entstehungsgrund des lyrischen Liedes nennt man die (äußere oder innere) Situation des Dichters. (Das lyrische Lied will im Leser, Hörer, Sänger dieselbe Stimmung erwecken, die im Liede lebt.)

Beispiele: Loblied der Debora, der Hanna, der Maria u. s. w. Scharnhorst's Tod. (v. Schenkendorf.) Ein' feste Burg. (Luther.) Abendlied. (Claudius.) Ein reines Herz, Herr, schaff' in mir. (Neuß.) Zufriedenheit. (Miller.)

Unterschied der Kunstlyrik, Volkslyrik, volksthümlichen Lyrik. (Die sprachliche Form und das Versmaß bilden einen der Hauptunterschiede.) Geistliches (religiöses, kirchliches) und weltliches Lied.

1. Das lyrische Volkslied.

„Gesungen muß ein Lied worden sein, von Vielen gesungen und lange gesungen, wenn wir es für ein echtes Volkslied halten sollen." (Vilmar: „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes." Marburg. 1867. S. 7.) — Gebrauch, Verbreitung und Alter sind hier aber nicht allein entscheidend. („Das Volkslied ist von Haus aus Chorgesang und spricht im Namen Aller." Grube.)

---

[1]) Dies Wort stammt her vom griechischen Worte: „lyra", aus welchem unser deutsches Lehnwort: „Leier" gebildet ist. Die Lyra war ein Saiteninstrument, ähnlich unserer Zither. Man sang lyrische Lieder zum Spiele der Lyra. Denn durch die Musik äußert sich die Gemüthsstimmung am unmittelbarsten. Lyrische Lieder sind also die vom Spiele der Lyra begleiteten, kurz: sangbare Lieder.

Entstehung, Wesen, Arten des Volksliedes.

Der Name „Volkslied" ist bei uns seit Herder's Sammlung von Volksliedern verschiedener Völker (1778, 1779) üblich geworden. (Fast gleichzeitig erschien Friedr. Nicolais ähnliche Sammlung „ein feiner kleiner Almanach". 1777 u. 78, die aber auch volksthümliche Lieder jener Zeit enthielt.)

Dieser Name besagt: 1) Solche Lieder sind Eigenthum, Gemeingut des gesammten Volkes, nicht eines einzelnen Dichters. 2) Sie sind der dichterische Ausdruck der allgemeinen, im Volke lebenden Gedanken, Gefühle, Empfindungen, Wünsche. 3) Sie sind vom Volke selber gedichtet und durch den Volksgesang verbreitet und auf spätere Zeiten fortgepflanzt worden. (Also: 1) „Lieder der Gemeinschaft", 2) „Naturpoesie des Volkes", 3) „Singlieder" oder „singbare Lieder[1]".)

Diese Lieder sind uralt. Die Römer erzählen von religiösen Liedern der heidnischen Deutschen, welche zu Ehren der Götter, sowie der Helden und von anderen, die im Kriege und bei Gelagen gesungen wurden. Dasselbe berichten die christlichen Missionare und die ältesten Geschichtsschreiber der Deutschen. Diese uralten Lieder sind uns nicht mehr bekannt. Die uns bekannten stammen aus der späteren, christlichen Zeit.

Ueberall geht das Volkslied aus von der Wirklichkeit des Lebens. „Was es besingt, das ist oder war einmal allbekannt" im Volke (Liebe; ein Ereigniß; Naturwonne; Geselligkeit; Berufsleben; Kindheit; Glaube). Das Volk ist eine aus vielen Einzelnen „zusammengewachsene" Gesammtheit von ganz eigenthümlicher Natur. (Sehr treffend bemerkt Herder in seiner oben genannten Sammlung von Volksliedern — Th. 2. S. 19. — „Zum Volkssänger gehört nicht, daß er aus dem Pöbel sein muß oder für den Pöbel singt, so wenig es die edelste Dichtkunst beschimpft, daß sie im Munde des Volkes tönet. Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen; der singt und dichtet niemals, sondern schreit und verstümmelt". —) Die Glieder eines Volkes sind mit einander „innerlich verbunden durch gemeinsame Sprache und Sitte, durch gemeinsames Denken und Fühlen[2]". Dieses „Volk", als die eigenthümliche „Gesammtpersönlichkeit" der so innerlich verbundenen Volksglieder, ist Dichter des Volksliedes. Jegliche (lyrische, epische, didaktische) Volksdichtung ist dem gemeinsamen „Volksgemüthe" entsprungen: sie wuchs hervor aus **vielen einzelnen** Erfahrungen, Beobachtungen, Betrachtungsweisen, Gefühlen, Bestrebungen innerhalb eines Volkes. Weil nun alle Glieder dieses Volkes gleiche oder ähnliche Erfahrungen machten, welche ein **Einzelner** im Volke (ein Sänger, ein Spielmann, ein Gesell, Handwerksbursch, Landsknecht, Jäger, Hirt, Knecht, eine Städterin, Bäuerin, Hirtin, Magd u. s. w.) ebenfalls eingesammelt und mit naturwüchsig dichterischer Gewandtheit zuerst in frischer Liedform ausgesprochen und vorgesungen hatte: so erkannten und empfanden Alle im Volke sogleich dies Lied als ihr gemeinsames Eigenthum. Sie sangen es nach, verbreiteten und vererbten es dadurch. Denn „es war in Aller Herzen lebendig". Der Einzelne aus-

---

[1]) Diese Ausdrücke stammen von Vilmar, Grube und Hoffmann v. Fallersleben her. (Volkslied ist Lied des Volkes, d. h. vom Volke herstammend. Hier haben wir den Genitiv des Subjectes.)

[2]) Nach Grube's „Aesthet. Vortr." 1866. II., 7., woraus auch einige der nächsten Citate stammen.

dem Volke, der das Lied zuerst dichtete und sang, ist somit nur „das Organ des dichterischen Volksgeistes". So spricht er, dichtend und singend, im Namen seines Volkes. „Er singt und sagt [1]) von dem, was im Ganzen (des Volkes) lebt und webt". Der Name dieses einzelnen Dichters geht daher verloren. Denn sein Lied trägt ganz und gar das Gepräge der Sprache, Bildung, kurz der Eigenthümlichkeit seines Volkes. Solch' ein Volkssänger hatte, wie Vilmar bemerkt, schon beim Dichten „einen bestimmten, in Leben, Sinn, Sitte nahe verwandten Kreis" von Zuhörern, seine Standes- und Berufsgenossen, vor Augen. [2]) Darum war jedes Volkslied auch von Anfang an „mit Melodie und Gesang nothwendig und unauflöslich verbunden". Die Deutschen sind von jeher als sangesfrohes und sangeskundiges Volk bekannt. Nur durch Melodie und Gesang ward solch ein Lied das volle Eigenthum des Volkes. Was diese Lieder besingen, ist ferner durchaus anschaulich [3]) dargestellt: sie bieten uns deshalb den treuesten Spiegel der Zustände, Sitten, Anschauungen, Gefühle, kurz der Eigenthümlichkeit unseres Volkes dar. Einfachheit, Natürlichkeit, Gemüthlichkeit, Humor, oft auch Derbheit kennzeichnen das Volkslied. Ebenso einfach und treffend ist die Melodie, welche sich daher leicht nachsingen und behalten läßt und dadurch überall bekannt und beliebt wird und bleibt. So stammt das Volkslied aus dem Herzen des Volkes: es ist der im Volke entstandene dichterische (und musikalische) Ausdruck für „die Stimmung des Augenblickes", die frischeste, wahrste, einfachste Aeußerung vom Gemüthsleben des Volkes.

Das weltliche Volkslied ist theils ein erzählendes (a. episches, welches als Heldenlied uralte Volkssagen aus der heidnischen Zeit erzählt, z. B. das Nibelungenlied, oder als Romanze Liebesgeschichten, Heldenthaten, überhaupt interessante Begebenheiten durch den Volksgesang im Gedächtnisse aufbewahrt, endlich als Ballade [mythische] Erzählungen des heidnischen Volksglaubens enthält; b. historisches, welches Ereignisse der speziellen und allgemeinen deutschen Geschichte erzählt, allgemeine Zustände von Zeit und Volk schildert oder auch traurige Begebenheiten mittheilt), theils ein lyrisches. — Es sei hierzu bemerkt, daß nach den Forschungen Wilh. Müller's (1841, 44) auch in unserer Heldensage mythische Spuren des altdeutschen Volksglaubens liegen.

Die lyrischen Dichtungen des weltlichen Volksliedes sind:

1. Liebeslieder (Abschied, Liebesleid, Liebesglück, Sehnsucht), z. B. das einem Volksliede nachgebildete Lied Sim. Dach's (1644): „Aennchen von Tharau".
2. Naturlieder (Maiwonne namentlich).
3. Kinderlieder (Wiegenlieder, Schlafliedchen, Schlummerlieder, Kinderräthsel, Ammensprüche, Spiellieder, Kinderreime).
4. Standes- oder Berufslieder (z. B. Jägerlieder, Wanderlieder, Reiterlieder, Soldaten- oder Landsknechtslieder, Bergmannslieder,

[1]) Dieser alterthümliche Ausdruck (— sagen urspr. = erzählen, woher: Sage = das Erzählte, die Geschichte —) setzt beide Zeitwörter in der Bedeutung gleich und bez. nach Kahle (Claudius und Hebel. 1864. S. 77.) ein „recitativartiges Vortragen".

[2]) Vgl. z. B. die Bezeichnung des Dichters in der folg. Zeile: „Dies Liedlein, ach, ach, hat wohl ein Müller erdacht."

[3]) Vilmar bemerkt, hierin liege die „Wahrheit" des Volksliedes. In demselben spiegelt sich „anspruchslose Freude an der nächsten Nähe". Dies „geht hervor aus dem sicheren Bewußtsein der gegebenen Schranken des Lebens".

Handwerksburschenlieder oder Gesellenlieder, Studentenlieder, Bauernlieder, Gassenhauer u. s. w.).

5. Geselligkeitslieder (z. B. Trinklieder, Weinlieder, Tanzlieder, Scherzlieder, Spottlieder, Schelmenlieder u. s. w.)[1]).

Das geistliche Volkslied ist ebenfalls theils erzählend (a. als dichterische Evangelienharmonie, z. B. das altsächsische Epos „Heliand" — das Leben des Heilandes, der hier als „mächtiger und milder deutscher Volkskönig" erscheint, darstellend und aus dem 9. Jahrhunderte stammend; b. als kirchliche Legende oder Heiligensage —), theils lyrisch. Im letzteren spricht sich das tiefinnige und kindlich gläubige Andachtsgefühl unserer christlichen Vorfahren aus.

Die lyrischen Dichtungen des geistlichen Volksliedes sind:

1. Kirchenfestlieder (Weihnachtslieder, Passionslieder u. s. w.).
2. Gebete.
3. Bußlieder (zur Zeit der Pest im 13. Jahrhunderte von den herumziehenden „Geißlern" gesungen).
4. Wallfahrtslieder („Kreuzlieder" zur Zeit der Kreuzzüge).
5. Uebersetzungen lateinischer Hymnen. (Auch lateinisch-deutsche Mischlieder.)
6. Marienlieder.
7. Jesuslieder. (Im III. Th. d. Münst. Leseb. 5. Aufl. 1862. S. 77.: „Jesus über Alles" und „Christ, ein Schäfer".)
8. Lieder von ernstem, religiösem Inhalte überhaupt (z. B. das Volkslied vom „Schnitter Tod" im II. Theile des Münsterb. Leseb. 8. Aufl. 1864. S. 63.)[2])

Geschichte des Volksliedes.

Das älteste „historische" Volkslied, das „Ludwigslied", ist ein Lied auf den Sieg Ludwig's III. über die Normannen im Jahre 881[3]). In größerer Zahl entstanden Volkslieder seit dem 11. Jahrhunderte. Vom kirchlichen Gottesdienste des katholischen Mittelalters war der Volksgesang in der Muttersprache ausgeschlossen: ein Sängerchor sang lateinische Kirchenlieder.

---

[1]) In manchen Naturliedern unserer Volksdichtung tritt aber auch theils die (besonders im Märchen treu erhaltene) religiöse Naturauffassung des altdeutschen Heidenthumes zu Tage, theils die (der „Thierfabel" verwandte) treue (poetische und oft humoristische) Charakterisirung der Thier- und Pflanzenwelt. Solche Naturlieder sind demnach Reste uralt deutscher Naturpoesie. (Vgl. W. Menzel: „Deutsche Dichtung". 1858. I., 211. ff.). So schildern manche Naturlieder die Treue der „Frau Nachtigall"; manche erzählen wieder von einer Hochzeit derselben, bei der alle Vögel zugegen sind. Andere Lieder singen von der Untreue des Kukuks. Ueber den Zaunkönig findet sich ein Märchen in Grimm's Sammlung. Als heilige Thiere galten z. B. der Storch, die Schwalbe, die Meise, das Marienwürmchen (— vgl. das Kinderlied von diesem Käfer in Wackern. Leseb. 26. Aufl. 1863. Th. I. S. 7. Daselbst S. 30. auch das ähnliche bekannte Volkslied von der Wachtel.) Veilchen, Königskerze und Wasserlilie gehören auch dazu.

[2]) Eine besondere Art der kirchlichen Volksdichtung des deutschen Mittelalters bildeten die „geistlichen Schauspiele" (Mysterien), die auch „Passions- und Osterspiele" hießen. Sie entstanden im 12. Jahrhunderte und sind der Anlaß zur Entstehung unserer Schauspielkunst und dramatischen Dichtung überhaupt geworden.

[3]) Aus dem 9. Jahrh. stammt auch das älteste der zum ostgothischen Sagenkreise gehörenden Heldenlieder, das Hildebrandslied, ein Bruchstück.

(Daher stammt der Name Choral für die kirchlichen Melodien der geistlichen Lieder.) Das Volk durfte nur (nach dem Gesange des Chores) das „Kyrie eleïson" und das „Hallelujah" in mehrmaliger Wiederholung singen. Das letzte a des Hallelujah ward nun aber vom sangeslustigen und glaubensfrischen Volke zu langen Tonreihen ausgedehnt. Den letzteren legte man nach und nach gereimte Texte unter, die Sequenzen hießen, weil sie dem Hallelujah folgten. Da nun ähnliche geistliche Texte dem Gesange des „Kyrie eleïson" folgten, nannte man (nach dem letzten griechischen Worte) alle geistlichen Volkslieder auch „Leisen". Auf diese Weise entstand also das geistliche Volkslied. (Ein Beispiel hierzu ist der erste Vers des Luther'schen Liedes: „Gelobet seist du, Jesu Christ," der als solche Sequenz vom Mönche Notker — † 912 — für's Volk gedichtet und von diesem gesungen ward.)

Das älteste bekannte geistliche Volkslied stammt (nach Wackernagel) aus dem 9. Jahrhunderte: es ist eine Anrufung des heil. Petrus. Außerdem bildeten sich geistliche Volkslieder bei den Wallfahrten, bei Heiligenfesten, Kirchweihfesten, während der Kreuzzüge und in der Zeit der großen Pest, welche die Züge von „Geißelbrüdern" hervorrief und damit deren „Bußlieder". Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts wurden endlich lateinische Hymnen vom Mönche Johann v. Salzburg, sowie später durch Heinrich v. Laufenberg und Andere übersetzt. Mischlieder soll Petrus Dresdensis, Rector in Zwickau um 1420, ein Hussit, gedichtet haben, z. B. „In dulci jubilo, nun singet und seid froh" und „Puer natus in Bethlehem" u. s. w. Obgleich die Kirche die uralten weltlichen Volkslieder der Deutschen wegen des heidnischen Inhaltes derselben untersagt hatte, erhielten sich doch manche im Gesange des Volkes und es entstanden immer wieder neue, wozu namentlich die Volksfeste, die Berufsart vieler Stände, das Wanderleben, die Lust an der Naturwonne, die heitere deutsche Geselligkeit und überhaupt der naturwüchsige Sangesdrang der Deutschen Vieles beitrugen. Zur Zeit der Reformation erreichte das Volkslied seine Blüthe. Zwar entstanden in der Zeit des dreißigjährigen Krieges noch manche schöne geistliche Volkslieder; aber das rohe Soldatenlied dieser Trübsalstage wirkte verderblich auf das weltliche Volkslied: es verfiel nach und nach immer mehr. Das „historische" Lied hielt sich noch am längsten (vgl. z. B. das bekannte Soldatenlied auf den Prinzen Eugen, im J. 1717 im österreichischen Heere entstanden). Bis in die Neuzeit hinein finden sich indessen noch in manchen (namentlich süddeutschen) Landschaften etliche echte Liebeslieder, Spottlieder, Schelmenlieder, Scherzlieder, Kinderlieder, Bettlerlieder, Müllerlieder, Schnitterlieder (die bairischen „Schnaderhüpfeln" oder Lieder zum Hüpfen der Schnitter), Thierlieder (z. B. „Häsleins Klage" im Münst. Les. Th. I. S. 65. und das Lied „von den zwei Hasen"), Turnlieder, Vaterlandslieder (z. B. das. Th. III. S. 106., 245., 272., 284. und 287.).

In der Zeit der Reformation verbreitete sich das neue (evangelische) Kirchenlied, das den ersten Anstoß zur Entstehung einer wahrhaft volksthümlichen Dichtung bildete, deshalb so schnell, weil die volksthümlichen Dichter dieser kirchlichen Lieder erstlich viele altdeutsche weltliche Volkslieder im christlich-evangelischen Sinne umdichteten; den allbekannten Volksmelodien derselben ward also ein neuer, ein geistlicher Text untergelegt, der sich aber so eng als möglich an den Text des weltlichen Liedes anschloß. So ward z. B. das beliebte alte Wanderlied (Abschiedslied eines Handwerksgesellen):

„Insbruck, ich muß dich lassen,[1])
Ich fahr dahin mein Straßen
In fremde Land dahin.
Mein Freud ist mir genommen,
Die ich nicht weiß bekommen,
Wo ich im Elend bin.“ (3 Verse.)

vom Breslauer Prediger Joh. Hesse († 1547) und vom Juristen Henrich Knaust[2]) zu Erfurt in ein christliches Sterbelied umgeändert. Die Umdichtung des letztgenannten Dichters lautet im ersten Verse also:

„O Welt, ich muß dich lassen[3])
Und fahr dahin mein Straßen
Ins Vaterland hinein!
Irdisch' Freud' ist mir genommen,
Die ich nicht mehr bgehr zu bekommen,
Weil ich im Elend bin.“

Ferner legten die kirchlichen Dichter dieser Zeit nach dem Vorgange Luthers alte, bekannte Melodien geistlicher und weltlicher Volkslieder ihren neuen kirchlichen Liedertexten unter.[4]) Dadurch ward das volksthümliche evangelische Kirchenlied wiederum durch den Volksgesang völlig zum deutschen Volksliede. Das volksthümliche Lied erscheint uns daher als eine absichtliche Nachahmung von Inhalt, Form und Melodie des Volksliedes, welche von einzelnen, bekannten Dichtern unternommen wird, die für das Volk, im Sinne des Volkes und in der Dichtungsweise des Volkes, sowie in einer solchen Form der hochdeutschen Sprache Lieder schaffen, welche in gewissen Stücken der freien, naturwüchsigen Volkssprache verwandt ist. Wie auf geistlichem Gebiete, fand diese dichterische Nachahmung des Volksliedes auch auf dem Gebiete des weltlichen Liedes statt, obgleich erst zwei Jahrhunderte später: Herder's Sammlung von Volksliedern der verschiedensten Nationen gab den ersten Anstoß dazu. Auch „alle unsere besseren neueren Liederkomponisten sind von der Milch des Volksliedes genährt, groß und stark geworden. Denn auch die alten einfachen herzlichen Melodien der Volkslieder leben fort in unsterblicher Schöne in der Melodienwelt eines Händel, Haydn, Mozart, ja auch Beethovens.“ (Grube.)

Neuere Volkslieder.

Die Volkslieder vererbten sich auf die Nachwelt vorzüglich durch den stets lebendigen Volksgesang. So ist es noch heut. Wir haben auch heut noch Volkslieder, die in unserer Zeit auf dieselbe Weise wie früher inmit-

---

[1]) Die Melodie dieses weltlichen Volksliedes ging in die Tonweise folgender Kirchenlieder über: 1. Von Gott will ich nicht lassen. 2. In allen meinen Thaten. 3. Nun ruhen alle Wälder.

[2]) Dieser Dichter hat 51 weltl. Volksl. im christl. Sinne umgeändert: „Gassenhauer, Reiter- und Berglieblein christlich, moraliter und sittlich verändert“. Frankf. a. M. 1571. Im selbigen Jahre erschienen ähnliche, aber niederdeutsche Umdichtungen von 48 weltlichen Volksliedertexten, welche vom Prediger Vespasius zu Stade herrührten (Lübeck. 1571.)

[3]) Aehnliche Umänderungen machte Hans Sachs, welcher 4 altdeutsche Heiligenlieder und 2 altdeutsche Marienlieder, sowie 3 weltl. Volkslieder im evangelischen Sinne umdichtete (z. B.: „O Jesu zart, göttlicher Art“), desgl. Adam v. Fulda und Königin Maria von Ungarn („Mag ich Unglück nit widerstahn.“)

[4]) Weltliche Volkslieder-Melodien legte Luther z. B. folgenden Kirchenliedern unter: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her.“ — „Christ, unser Herr, zum Jordan kam.“ Man bezeichnete die Melodie des kirchl. Liedes daher auch nach den bekannten weltlichen Volksweisen, z. B. „im Reiterton“ oder „in der Flammenweis, darin man Herzog Ernst singt“.

ten des Volkes entstehen und fortleben. Freilich „wo das Volk zum Pöbel herabsinkt, wird auch das Volkslied zum gemeinen Gassenhauer.“ Das poesielose „Bänkelsängerthum“ der heutigen Zeit liefert oft Beweise dafür. Da gewahrt man so oft die Frechheit der unsittlichen Zotenlieder und die „Rohheit der Drehorgellieder, die nur in Verse gebrachte Mordgeschichten sind“ und „mit der grellen Wirklichkeit einer Hinrichtungsscene auf's Volk wirken“ wollen. Hier ist aber „das echte Volkslied zur Karrikatur geworden, denn es entspringt nie aus bewußter Absichtlichkeit, sondern aus dem Drange des Herzens, aus der Stimmung des Gemüthes, in welcher Alles, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, sich wiederfindet und ein Stück seines Gemüthslebens erkennt.“ (Grube.) Beweise indessen dafür, daß jetzt auch noch echte Volkslieder unter uns entstehen, liefern uns z. B. die Sammelwerke von Firmenich: „Germaniens Völkerstimmen 1846—66.“ (— alte und neue Volkslieder in den verschiedensten deutschen Volksdialekten —), Meier 1855 (aus Schwaben), Rochholz 1857 (aus der Schweiz und Süddeutschland), Frischbier 1867 (aus Ostpreußen) und zahllose andere aus jeder deutschen Landschaft. Namentlich gehören dazu Kinderlieder, Tanzlieder, Scherzlieder, überhaupt humoristische[1]) Dichtungen, sowie Liebeslieder. Ein solches neueres Liebes- und Tanzlied süddeutscher Bauern und Alpenhirten lautet z. B. („Schnadahüpfl“.)

„Daß's im Wald finster ist,
Das machen die Birken;
Daß mich mein Schatz nicht mag,
Das kann ich merken.
Daß's im Wald finster ist,
Das machen die Aest';
Daß mich mein Schatz nicht mag,
Das glaub' ich fest.“

Mehr mundartlich gefärbt ist ein ähnliches schwäbisches Volkslied der Neuzeit[2]):

„'s ist no net lang, daß 's gregnet hot,
Die Bäumle tröpflet no,
I han a mol a Schätzle ghett,
I wöllt', i hätt' es no.“

Ein bekanntes thüringisches Sehnsuchtslied der neueren Zeit singt von der Vereinigung zweier Liebenden im Tode, die im Leben getrennt waren, unter den anmuthigen Sinnbildern des Hoffnungsblümleins Vergißmeinnicht, der verwelkenden Blumen, des lustig emporfliegenden, vor Raubvögeln bewahrten, aber vom Schusse des Jägers getödteten Vögleins:

---

[1]) Z. B. das neuere schwäbische „Pinzgauerlied“, in welchem „Weltliches und Geistliches sich mischt“:

„Die Pinzgauer wollten wallfahren gahn,
Kyrie eleïson!
Dahin, wo S. Salvator thät stahn,
Kyrie eleïson! u. s. w.“

[2]) Zu den „Jodlern“, die überall wegen ihrer Melodie beliebt sind, gehört das weitverbreitete schwäbische Volkslied:

„Drunten im Unterland
Da ist's halt fein“.

(Dichter ist Missionar Weigle † 1855 und Componist: Friedr. Silcher. (1836).

1. „Blau ist das Blümelein,[1])
Heißet Vergißnichtmein,
Leg' es an's Herze dein
Und denk an mich!

2. Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Sind wir an Liebe reich,
Denn die stirbt nie bei mir,
Das glaube mir!

3. Wär' ich ein Vögelein,
Würd' ich bald bei dir sein,
Fürcht' Falk und Habicht nicht,
Flög' rasch zu dir!

4. Schöß' mich ein Jäger todt,
Sänk' ich in deinen Schooß;
Säh'st du mich freundlich an,
Gern stürb' ich dann.

In diesem Liede ist übrigens eins der schönsten alten Volkslieder im Laufe der Zeiten nach Form und Inhalt umgebildet worden.[2]) Ein weithin bekanntes Volkslied der Neuzeit zeichnet sich aus durch den echten gemüthsreichen Volkshumor, der neidlos die Ungleichheit der Lebensstellungen „erkennt und sich lachend darüber hinwegsetzt." Denn „zum Volksgesange gehört eine in sich befriedigte Stimmung des Volkes, das sich noch wohl fühlt in seiner Haut, die Unterschiede von Stand, Rang, Reichthum, Armuth als von Gott geordnet anerkennt und darum die Kraft hat, gemüthlich sich über sie emporzuheben." Dieser lachende und scherzende behagliche Gleichmuth durchweht das folgende humoristische Lied unserer heutigen Volksdichtung:

„'s ist mir Alles eins, 's ist mir Alles eins,
Ob ich Geld hab' oder keins."
Wer e Geld hat, kann ein Weibchen hab'n,
Und wer keins hat, kann von Glücke sag'n.
's ist mir Alles eins u. s. w.

(Schlußvers): Wer e Geld hat, der muß auch sterb'n,
Und wer keins hat, muß schon so verderb'n.
's ist mir Alles eins u. s. w."

Aehnlichen Humor zeigt ein neueres Bettlerlied:

„Bettelleut' han's gut,
Ei, das glaub' ich.
Sie brauch'n kein'n Karrn zu schmieren,
Sie brauch'n kein' Garben zu führen:
Bettelleut' han's gut."

Ein frisches, frohes Frühlingslied[3]) der heutigen Bewohner der Gegend von Simmern auf dem Hundsrück, im dortigen Volksdialekte gedichtet, fordert durch

---

[1]) Ein herzliches neueres Volkslied dieser Art ist auch das bekannte Liebeslied — (seit 1820 gesungen):

„Du, du liegst mir im Herzen,
Du, du liegst mir im Sinn."

Grube bemerkt darüber: „Bei solchen Liedern meint man schon im Lesen derselben ihre Melodie singen zu hören." (S. 143. a. a. O.)

[2]) Es ist folgendes: „Wenn ich ein Vöglein wär' Und auch zwei Flügel hätt', Flög' ich zu dir. Weil's aber nicht kann sein :,: Bleib' ich allhier." Vgl. Grube's Aesthet. Vortr. II., 23.

[3]) Mitgetheilt bei Firmenich, Band I. S. 531.

seinen herzhaften Ton und leichten, melodischen Schwung den Bauer unwillkürlich auf zum rüstigen Beginne der Feldarbeit und schließt mit dem christlichen Hinweise auf Gottes Willen und Segen. Alles ist darin dem alten, echten Volksliede verwandt.

Dialekt:	Hochdeutsche Schriftsprache:
1. „Wat sinn eich, dehr Brierer, Wat sinn eich so froh! Der Winder ist danne, Det Friehjohr iß do.	1. „Was (wie) bin ich, ihr Brüder, Was bin ich so froh! Der Winter ist gangen, Das Frühjahr ist da.
2. Eraußer, dehr Bue, Verlooßt auer Huhl! Wat werd et ähm wierer Im Freie so wuhl!	2. Heraus (drum), ihr Buben, Verlaßt eure Höhl'! Was wird's einem wieder Im Freien so wohl!
3. Im Haus hinn'gem Uwe, Do iß nit uhs Blatz, Lo drauß in dem Acker Do leit uhser Schatz.	3. Im Haus hinter'm Ofen Da ist nicht uns'r Platz, Da drauß' in dem Acker Da liegt unser Schatz.
(Schluß): Drim lustig an't Werik! Uhs Herrgott will't hohn. Dem fleißige Bauer Dem girr-er sei Lohn."	(Schluß): Drum lustig an's Werk (jetzt), Uns'r Herrgott will's hab'n. Dem fleißigen Bauer Dem giebt er sein'n Lohn."

Den Ton der alten Landsknechtslieder [1]) hat unter den neuesten volksthümlichen Dichtern am treffendsten nachzuahmen verstanden derjenige Poet, der es sich zur Aufgabe seines Dichtens gestellt hat, das echte, alte Volkslied in seinen Kinder-, Natur-, Vaterlands-, Soldaten- und Scherzliedern wieder erklingen zu lassen: Hoffmann v. Fallersleben. [2]) (Man vergleiche an dem folgenden Beispiele Volkslied und volksthümliches Lied.)

Georg v. Frundsberg.

1. „Hast du den Frundsberg nie gesehn?
Der kann Kalender machen,
Der weiß, was heuer soll geschehn,
Der leitet alle Sachen.

2. Frisch auf, ihr Landsknecht' insgemein
In allen deutschen Kreisen,
Den alten Frundsberg hübsch und fein
Zu singen und zu preisen!

(Schluß:) Und wer doch wohl das Lied erfand?
Das hat ein Knab' gesungen,
Der ist aus seiner Mutter Hand
Dem Frundsberg nachgesprungen."

---

[1]) Zwei ältere deutsche Soldatenlieder werden noch heut überall und gern von unserem Volke gesungen:
1. „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt."
2. „Zu Straßburg auf der Schanz', da ging mein Trauern an." (Lied eines schweizerischen Söldners.)

[2]) Vergl. dazu auch Arndt's, Körner's und Schenkendorf's Kriegslieder. Ferner die ähnlichen Soldatenlieder von Brentano: „Es leben die Soldaten so recht von Gottes Gnaden" (1813), noch jetzt vom Volke, namentlich im nördlichen Baiern gesungen; Fouqué's frisches Kampflied: „Frisch auf, zum fröhlichen Jagen!" (1813); Friedr. Förster's Lied: „Bei Wöbbelin, im freien Feld" (1813); Methfessel's „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerschall" (1813).

Husarenlied.

1. „Husaren müssen reiten
Ueberall durch Stadt und Land.
Husaren müssen streiten
Mit dem Pallasch in der Hand.

2. Wie könnten wir verzagen
Ohne Geld und ohne Brod?
Husaren müssen jagen
Frohen Muthes in den Tod.

3. Trompeten und Posaunen
Schmettern uns so süß und fein;
Haubitzen und Kartaunen
Brummen lustig zwischen drein.

4. Wie könnten wir verderben
Treu bei unserm Feldgeschrei?
Nur siegen oder sterben!
Kamerad, es bleibt dabei.“

Unter den geistlichen Volksliedern der Neuzeit [1]) sind folgende zu größerer Verbreitung gelangt, wozu namentlich die schöne Volksmelodie beigetragen hat:

1. (Weihnachtslied.) „Stille Nacht! Heilige Nacht!
Alles schläft;
Einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh. :|:“

(Lied und Melodie — beide gleich herrlich und volksmäßig — stammen aus dem Zillerthale in Tirol. — Steht z. B. im Cöpenick'schen Leseb. Ausg. A. 15. Aufl. 1863. S. 15.)

2. (Jesuslied.) „Laßt mich gehn, laßt mich gehn,
Daß ich Jesum möge sehn.
Meine Seel ist voll Verlangen,
Ihn auf ewig zu umfangen
Und vor seinem Thron zu stehn.“

(Nach manchen Angaben ist dies Lied vom evang. Pastor G. Knak — geb. 1806 — in Berlin gedichtet.)

---

[1]) An diesen Liedern ist unsere Zeit sehr arm. Selbst die volksthümlichen Lieder der bedeutendsten geistlichen Sänger unseres Jahrhundertes sind, wie Vilmar erklärt, „nur geistliche Lieder, Leselieder, aber keine Singlieder,“ nicht Gemeindelieder, sondern nur „Hauslieder“, also nicht wirkliche „evangelische Kirchenlieder aus dem Volke“. Darum sei kein Gedicht unserer neueren geistlichen Liederdichter Volkslied geworden. Doch dies läßt sich nicht so allgemein behaupten. (Vergl. Seinecke's „Evang. Liedersegen von Gellert bis zur neuesten Zeit“. Dresden. 1862. Vorw. S. XII.) Ich verweise z. B. auf die große Verbreitung folgender relig. Kinderlieder: „Ihr Kinderlein, kommt“ (Chr. v. Schmid, † 1854), „Du lieber, heil'ger, frommer Christ“ (Arndt), „Müde bin ich, geh' zur Ruh“ (L. Hensel), namentlich aber der Lieder von Hey († 1854): „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind.“ — „Wo wohnt der liebe Gott?“ — „Wie fröhlich bin ich aufgewacht!“ — „Weißt du, wie viel Sternlein.“ — „Du lieber Heiland Jesus Christ“. Auch Falk's († 1826) Festlied: „O du fröhliche u. s. w.“ ist allgemein bekannt und wird überall gesungen. Ebenso das Missionslied von Knapp († 1864): „Einer ist's, an dem wir hangen“, das Jesuslied von Knak (geb. 1806): „Jesu, Gnadensonne, süße Seelenzier“, das ähnliche Lied von Novalis († 1802): „Wenn ich ihn nur habe.“ Desgleichen manche Lieder von Spitta, Gerok, v. Strauß, Sturm u. v. a. m.

3. (Sehnsucht nach der ewigen Heimath. — Text und Melodie stammen aber aus England.)

„Wo findet die Seele die Heimath der Ruh?
Wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?
Ach, bietet die Welt keine Freistatt mir an,
Wo Sünde nicht kommen, nicht anfechten kann?
Nein, nein, :|:
Hier ist sie nicht.
Die Heimath der Seele ist droben im Licht."

4. (Trostlied. „Gottes Treue.")

„Harre, meine Seele, harre des Herrn!
Alles ihm befehle, hilft er doch so gern.
Sei unverzagt!
Bald der Morgen tagt,
Und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach.
In allen Stürmen, in aller Noth
Wird er dich beschirmen, der treue Gott."

Unter den Naturliedern [1]) ist als neueres Volkslied sehr beliebt und weit verbreitet: „Das Abendglöcklein" (Münsterb. Leseb. Th. III. 1862. S. 124.):

„Seht, wie die Sonne dort sinket
Hinter dem nächtlichen Wald u. s. w."

Wenn von den Vaterlandsliedern der volksthümlichen Sänger in der Zeit der Befreiungskriege [2]) abgesehen wird, weil diese durch den Geist jener glorreichen Tage volles Eigenthum des Volkes geworden sind, so begegnen uns auch in früherer und jüngerer Zeit solche volksthümliche Vaterlandslieder, die unsere Nation sich zu ihrem Eigenthume gemacht hat. Da sind es zuerst die „Nationalhymnen" Preußens und Oesterreichs, nämlich:

1. Preußenlied: „Ich bin ein Preuße; kennt ihr meine Farben?" (Gedichtet im J. 1830 vom Thüringer Bernhard Thiersch, † 1855.)
2. „Heil dir im Siegerkranz". (Ursprünglich ein dänisches Lied, vom Prediger Heinr. Harries — † 1802 — im J. 1790 zu Flensburg gedichtet, darauf vom Juristen Schumacher aus Kiel in den Jahren 1793 und 1801 zu Berlin umgeändert in einen „preußischen Volksgesang". [3])
3. „Gott erhalte Franz, den Kaiser". (Gedichtet im Jahre 1797 vom Wiener Professor Leopold Haschka, † 1827, componirt von Jos. Haydn.) In allgemeinerer Form: „Unsern König, Gott, erhalte".

---

[1]) Ein altes Volksnaturlied (— in Schlesien üblich —) ist im Jahre 1820 von Zarnack umgedichtet worden: „O Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter". Der Dichter ist nicht Anschütz, wie im Münst. Leseb. Th. II. 1864. V. VI. steht.

[2]) Die wichtigsten sind folgende: Arndt: Blücherlied. Was ist des Deutschen Vaterland? Die Leipziger Schlacht. Der Gott, der Eisen wachsen ließ. Es zog aus Berlin ein tapfrer Held. (Schill.) Deutsches Herz, verzage nicht. (Scharnhorst.) Schenkendorf: Erhebt euch von der Erde. Scharnhorst's Tod. (Freiheit.) Wer sprenget dort. Lied vom Rhein: Es klingt ein heller Klang. Körner: Aufruf. Lützow's wilde Jagd. Schlachtgebet. Schwertlied.

[3]) Die Richtigkeit dieser Angaben beruht auf den genauen Forschungen des Dichters Hoffmann v. Fallersleben (1859), der dieselben auch wider jeden Zweifel erwiesen hat. Der patriotische preußische Dichter, Prediger Ludwig Frege (bei Berlin) suchte in einer kleinen Schrift (1850) zu erweisen, daß Schumacher nicht Umarbeiter, sondern Verfasser obiges Liedes wäre.

Aeltere Lieder dieser Art sind erstlich das Lied vom Prinzen Eugen (1717):

„Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Belgarad u. s. w."

Ferner Gleim's († 1803) Vaterlandslied zu Ehren der Siege Friedrich's des Großen: „Erschalle, hohes Siegeslied". (1758. Vergl. Münst. Lesеb. Th. III. S. 99.) Arndt erneuerte im J. 1815 durch Nachbildung ein altes Soldatenlied, das seitdem bei unserem Volke sehr beliebt geworden ist: „O, du Deutschland, ich muß marschiren." Gleich große Verbreitung fanden die volksthümlichen Lieder auf den Patrioten Andreas Hofer: sie wurden ebenfalls zu Volksliedern, nämlich Schenkendorf's Lied (1814):

„Als der Sandwirth von Passeier
Insbruck hat mit Sturm genommen u. s. w."

und das spätere Lied des bekannten neueren Dichters Julius Mosen (geb. 1803, † 1867) — aus dem Jahre 1832 —

„Zu Mantua in Banden der treue Hofer war."

(Dieser große dramatische Dichter hat auch das bekannte Lied vom „Trompeter an der Katzbach" verfaßt.) Das Streben des deutschen Volkes nach nationaler Einigung verschaffte dem volksthümlichen Liede [1]) Rückert's vom Kaiser Friedrich I. (1817) sehr bald die Geltung eines beliebten Volksliedes (— vgl. Wackern. Leseb. Th. I. S. 217. Cöpen. Leseb. Ausg. A. 15. Aufl. 1863. S. 396.):

„Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friderich
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich."

Wegen ihrer gemüthreichen Tiefe erlangten schnell dieselbe Bedeutung zwei andere Soldatenlieder, nämlich Uhland's „guter Kamerad" (1809) und Wilhelm Hauff's „Morgenroth" (1824), letzteres eine Umdichtung des früher beliebten Volksliedes: „Gut gedacht, :|: Aller Freud' ein End' gemacht". Den drei letztgenannten Liedern hat der berühmte Tondichter Friedr. Silcher, ein Würtemberger (geb. 1789), entsprechende volksthümliche Melodien untergelegt. In der Folgezeit wurden folgende volksthümliche patriotische Lieder zu Volksliedern: Ferd. Maßmann's (Prof. der deutschen Sprache und Literatur zu Berlin, geb. 1797) herzlich warmes und kräftig frisches, frommes und begeistertes Vaterlandsgelübde: „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand" (Münst. Leseb. III., 205.), gedichtet im Jahre 1820; die drei Lieder Hoffmann's von Fallersleben: „Treue Liebe bis zum Grabe" (1839 — M. L. III., 219.), „Deutschland, Deutschland über Alles" (1841) und „O, wie lustig läßt sich jetzt marschiren in der frischen, kühlen Maienzeit!" (1851); endlich das im J. 1842 (oder 1844) auf einem Liederfeste in Schleswig gesungene, zuerst vom Berliner Dichter Straß verfaßte, dann vom Schleswiger Advokaten Chemnitz in seine jetzige Gestalt umgearbeitete, vom Musikdirector Bellmann in Schleswig komponirte: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen".

---

[1]) Ebenso dem Liede Arndt's: „Was ist des Deutschen Vaterland?" (1813). Die beiden Compos. sind vom Pastor Cotta (1817) und von Reichardt (1825).

Der dritte Theil des Münsterb. Lesebuches [1]) führt als neuere patriotische Volkslieder der Preußen noch die folgenden auf, von denen einige wohl aber zu den neueren „historischen" Volksliedern zu zählen sein dürften (— vgl. die Sammlung v. Elsholtz: „Vaterlandslieder aus dem Befreiungskriege" 1864 —):

S. 106. „Gott segne Preußenland." (3 Verse.)
S. 245. „O Preußenland! :,: Vernahmst du deines Königs Wort?" (1847.)
S. 272. (Borussia.) „Nennt mir den Thron, der fester steht."
S. 284. „Friedrich Wilhelm sprach zu den Seinen." (17. April 1813.)
S. 287. (Ein Wort vom alten Blücher. 1817.) „Sie saßen an Blüchers Tafel." (Von Hesekiel.)

Als speziell preußisches Volkslied fand auch viele Verbreitung das Lied auf „die Opfer zu Wesel" (1809): „Generalmarsch wird geschlagen." — (Nähere Auskunft über die speziell preußischen Vaterlandslieder geben folgende Sammlungen derselben: Kohlheim; Lehmann: „Borussia" 1843; Berg: „Die Hohenzollern" 1853; Schottmüller: „Preußens Ehrenspiegel," 1851; 2. Aufl. 1863; Remy: „Vom Fels zum Meer," 1866; Karl Bornemann: „Borussia. Bilder aus der vaterländischen Geschichte", 1867; Lehrer Scholz zu Goldberg: „Poetische Geschichte Preußens von 1415 bis 1867." Ferd. Pflug: „Preuß. Landwehrbuch für das Volk" — mit Bildern von Bleibtreu. 1864.)

Zwar haben berühmte patriotische Dichter der Neuzeit, wie Gruppe, Fedor von Köppen, Fontane, Hesekiel u. A. m., die Heldenthaten der Preußen im letzten dänischen und österreichischen Feldzuge (von 1864 und 1866) in herrlichen volksthümlichen Liedern gefeiert, aber keins derselben hat sich bis jetzt zu einem sangbaren Volksliede erhoben. Auf den schleswigschen und österreichischen Krieg beziehen sich z. B. folgende kräftige Lieder [2]) von volksmäßigem Gepräge:

Georg Hesekiel [3]):
Preußen und Oesterreich.
Die drei Ersten.

---

[1]) Dieser Theil führt das auf S. 124. mitgetheilte „Sommerabendlied im Freien" als ein Volkslied auf. Nach Hoffmann's v. Fallersleben Forschungen rührt es aber — („Komm, stiller Abend, nieder auf unsre kleine Flur" —) her vom sächsischen Dichter Georg Carl Claudius † 1815. Es ist im J. 1780 gedichtet.

[2]) Vgl. Hesekiel's „Lieder aus dem Dänenkriege," 1864 „Neue Kriegslieder," 1866. Fed. v. Köppen: „Ein Strauß für Schleswig," 1865. Kritzinger (Seminar-Direktor in Droyßig): „Eichenblätter zu Preußens jüngstem Ruhmeskranze," 1864. H. Pröhle: „Der Krieg 1866." Teuber: „Patriotische Lieder für Schule und Volk," 1866. Lehrer Wilhelm Petsch in Berlin: „Aus dem Feldtagebuche eines preuß. Unteroffiziers," 1867. Helmine v. Sydow: „Der Krieg um Schleswig. Ein Epos," 1865. Für neue Auflagen der Volksschullesebücher läßt sich aus diesem Liederschatze manche werthvolle Gabe entnehmen. Dabei ist namentlich auch zu verweisen auf Gruppe's gesammelte vaterländische Gedichte (1866), ferner auf Hesekiel's preußische Gedichte: „Zwischen Sumpf und Sand" (1864), aus denen hier besonders: „Der große Churfürst" und: „Der alte Courbière" wegen ihres so glücklich getroffenen soldatisch-volksmäßigen Tones hervorgehoben sein mögen. Dieser Ton durchweht auch die neueren Soldaten-Geschichten von Winterfeld, Wickede, Hackländer.

[3]) Er hat auch ein echt volksthümliches Seitenstück zu Schenkendorf's „Scene aus der Lützener Schlacht" gedichtet:

1. Im grünen Feld bei Lützen,
Im grünen Maienfeld,
Da hatten unsre Schützen
Das welsche Wild gestellt.

Ueber die Schley und weiter.
Alsen unser! — Der erste Seesieg.
Gitschin. Steinmetz-Lied. Trautenau.

Fontane: Der Tag von Düppel. (18. April 1864.)

(Vers 1. „Still!
Vom achtzehnten April
Ein Lied ich singen will.
Vom achtzehnten! — alle Wetter! ja!
Das gab mal wieder ein Gloria!
Ein achtzehnter war es, voll und ganz,
Wie bei Fehrbellin und Belle-Alliance:
April oder Juni ist einerlei,
Ein Sieg fällt immer im Monat Mai.

Schlußvers: Von Schanze Eins bis Schanze Sechs
Ist Alles Deine, Wilhelmus Rex!
Von Schanze Eins bis Schanze Zehn,
König Wilhelm, Deine Banner weh'n.
Gruß euch, ihr Schanzen am Alsener Sund,
Ihr macht das Herz uns wieder gesund!
Und durch die Lande drauß und daheim
Fliegt wieder hin ein süßer Reim:
Die Preußen sind die alten noch,
Der Tag von Düppel lebe hoch!")

Einzug der siegreichen Truppen in Berlin. (1864.)

(Vers 1. Wer kommt? Wer?
Fünf Regimenter von Düppel her.
Fünf Regimenter vom dritten Corps
Rücken durch's Brandenburger Thor:
Prinz Friedrich Carl, Wrangel, Manstein,
General Röder, General Canstein,
Fünf Regimenter — vom Sundewitt
Rücken sie an in Schritt und Tritt.

Schlußvers: Wer kommt? Wer?
Artillerie und Ingenieur,
Elfte Ulanen, Ziethen-Husaren,

---

2. Im grünen Feld bei Lützen
Hielt unser Regiment
Fest im Kanonenblitzen,
Die Glieder nie getrennt. (u. s. w.)

10. Was soll das Hurrah heißen?
Habt ihr's denn nicht gesehn?
Der Kronprinz ist's von Preußen,
Hat sich den Feind besehn.

11. Ein Hurrah drum dem König,
Der brav im Feuer stand,
Ein Hurrah tausendtönig
Durch's ganze Preußenland!

12. Ein Kürassier von Lützen
Der hat das Lied gemacht,
Und preuß'sche Gardeschützen
Ha'n's in Musik gebracht.

Gitschin, 29. Juni 1866.

1. Zu Gitschin die Karthause
Umlodert Flammenschein,
Dort liegt in Eisen begraben
Der Herzog Wallenstein.

2. Da braus't's heran im Sturme
Wie zwanzig Wetter zugleich:
Prinz Friedrich Carl von Preußen!
Rette dich, Oesterreich!

3. Nachrollen die Preußendonner
Dem Blitzen fahlen Scheins:
Und Oestreich ist geschlagen —
Am Grabe Wallensteins!

4. Umsonst klopft an die Pforte
Der Grüfte Oestreichs Noth:
Begraben, was begraben!
Der Wallenstein ist todt!

Paukenwirbel und Fanfaren.
Halt! — Der ganze Waffenblitz
Präsentirt vor König Fritz.
Alles still; kein Pferdegeschnauf:
Zehntausend blicken zu ihm hinauf.
Der neigt sich leise und lüpft den Hut:
Concedire, es war gut!")

Einzug der siegreichen Truppen in Berlin am 20. Sept. 1866.
(„Victoria hat heute Dienst am Thor.")

Fontane hat auch das beliebte Lied gedichtet:

Joachim Hans von Ziethen,
Husaren-General,
Dem Feind die Stirne bieten
Thät' er die hundert Mal". — (6 Verse.)

A. Schottmüller: Preußisches Hurrahlied.

Fedor v. Köppen:
In Gottes Namen drauf.
Missunde.
Drauf nach Fridericia. — Friede.

Heerschau.

(Vers 1.:
König Wilhelmus fuhr
Freudig durch Schleswigs Flur,
Sein Heer zu schau'n.
Strahlend im Festgewand,
Grüßt ihn das deutsche Land,
Frei bis zum Ostseestrand
In allen Gau'n.

Schlußvers:
König Wilhelmus schied.
Nachtönt ein eh'rnes Lied:
Selber — das Heer,
Löblich in Lust und Leid,
Tapfer in Sturm und Streit,
Treu seinem Fahneneid
Vom Fels zum Meer.")

Heinel: Preußens Degen.
Kritzinger: Vaterland. [1])

Zum Theile gehören diese volksthümlichen Lieder auch zu den „historischen."

Sehr weit verbreitet ist das Volkslied als „Geselligkeitslied" (Studentenlied, Trinklied) in der Neuzeit. Die Verfasser solcher neueren Lieder sind oft unbekannt. Von manchen wissen wir indessen, wer ihr Dichter gewesen ist. Diese Lieder gelangten schnell zu allgemeiner und dauernder Beliebtheit im ganzen Volke. Einige der wichtigeren sind folgende, von denen die meisten auch in kleineren Sammlungen, z. B. in Schubert's „Concordia. Anthologie klassischer Volkslieder für Pianoforte und Gesang" stehen [2]):

1. „Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet."
(Dichter: der Schlesier Christian Günther † 1723. Gedichtet 1717.)
2. „Krambambuli." (1745.)

---

[1]) Vgl. auch das treffliche, mit schönen Bildern ausgestattete Buch von Georg Bleibtreu: „Deutsche Kampfes- und Freiheitslieder," 1867. — Fast die Geltung eines Volksliedes hat auch erlangt das religiöse Vaterlandslied des westfäl. Predigers Hülsemann (geb. 1781): „Vater, kröne du mit Segen unsern König und sein Haus" (No. 177. in Anders und Stolzenburgs „geistl. Liedern." 1863.)

[2]) Hier sind sogar Lieder der allerneuesten Zeit, die durch beliebte Schauspiele immer weiter bekannt wurden, aufgenommen, z. B. „Der Mensch soll nicht stolz sein auf Glück und auf Geld" u. a. m.

3. „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Gestern bei dem Saft der Trauben." (Ged. 1747 von Lessing † 1781.)
4. „Ohne Lieb' und ohne Wein,
Was wär' unser Leben?" (Christ. Felix Weiße † 1804. Gedichtet 1761.)
5. „Rosen pflücke; Rosen blühn:
Morgen ist nicht heut!" (Gleim † 1803. Ged. 1764.)
6. „Herr Bacchus ist ein braver Mann." (Bürger † 1794. Ged. 1770.)
7. „Es war ein König in Thule."
(Nachbildung eines alten Volksliedes. Ged. 1774 von Göthe † 1832.)
8. „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher."
(Ged. 1775 von Matth. Claudius † 1815.)
9. „Rosen auf den Weg gestreut!" (Ged. 1776 von Hölty † 1776.)
10. „Ich will einst bei Ja und Nein." (Ged. 1777 von Bürger.)
11. „Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne." (Aus Schiller's Schauspiele: „Die Räuber." 1781.)
12. „Alles schweige! Jeder neige
Ernsten Tönen jetzt sein Ohr!" (1781.)
13. „Hier sitz' ich auf Rasen,
Mit Veilchen bekränzt." (Ged. 1781 von Klamer Schmidt † 1824.)
14. „Freude, schöner Götterfunken." (Ged. 1785 von Schiller † 1805.)
15. „Stimmt an den frohen Rundgesang. (Ged. 1788 v. Bürde † 1831.)
16. „Freut euch des Lebens." [1])
(Ged. 1793 vom Schweizer Usteri † 1827, dem Verf. von Liedern im schweiz. Dialekte.)
17. „Brüder, lagert euch im Kreise." (1794)
18. „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein." (Ged. 1809 von Uhland † 1862.)
19. „Bemooster Bursche zieh' ich aus." (Ged. 1814 von Gust. Schwab † 1850.)
20. „Sind wir vereint zur guten Stunde." (Ged. 1814 von Arndt † 1860.)
21. „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein."
(Ged. 1816 von Justinus Kerner † 1862.)
22. „Bringt mir Blut der edlen Reben." (Ged. 1817 von Arndt.)
23. „Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus." (Ged. 1819 von Aug. v. Binzer aus Kiel.)
24. „Als Noah aus dem Kasten war." (Ged. 1824 von Kopisch † 1853.)
25. „So leb' denn wohl, du stilles Haus!"
(Ged. 1828 vom Wiener Schauspieldichter Ferd. Raimund † 1836.)
26. „Ein lust'ger Musikante
Spazierete am Nil." (Ged. 1840 von Eman. Geibel.)
27. „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?" (Ged. 1843 von Wollheim.)

Eine gute Sammlung solcher Lieder ist von dem, als Sammler von alten und neuen Volksliedern bewährten Forscher Georg Scherer veranstaltet worden: „Deutsche Studentenlieder." (Leipzig 1856.)

Von neueren volksthümlichen Liebesliedern verbreiteten sich folgende ziemlich überall hin: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn" (— Herloßsohn † 1849 — comp. 1842 von Abt —); „In den Augen liegt das Herz" (Kobell.)

---

[1]) Vilmar urtheilt über dieses Lied in seinem „Handbüchlein für Freunde d. deut. Volksl." 1867. (S. 8.), es sei ein „bloßes Lieblingslied" der Neuzeit, wie sehr viele volksthümliche Lieder der letzten Zeit, darum aber noch nicht Volkslied, obgleich es etwas „Sangbares" habe und „fast unwillkürlich zum Singen auffordere". Das ist aber der einzige Weg, der volksthümlichen Liedern nach und nach die Geltung von Volksliedern verschafft. Grube (Vortr. II. 5.) stellt dies Lied sehr hoch, tadelt aber mit Recht, daß abstrakte moralische Gedanken darin auftreten.

Endlich ist auf die im Volke lebenden Kinderlieder der Neuzeit zu verweisen. Wie Firmenich's große Sammlung nachweiset, findet sich in fast allen deutschen Gauen ein fast überall gleichlautendes Wiegenlied noch jetzt vor. [1]) Es sei darum in verschiedener dialektartiger Fassung hier mitgetheilt. (Dabei ist Gelegenheit zur Vergleichung von Dialekten gegeben. Ein Lied aus dem schlesischen Volksdialekte: „Der Zutabarg" befindet sich in dem Anhange zum II. Theile d. Münst. Les. über Schlesien. S. 9.)

Dialekt der Gegend von Münster.
Weigenleed. (Firmen. I., 295.)

Slaop, Kindken, slaop!
Der buten geiht en Schaop,
Dat het söcke witte Fötkes,
De Mialke smeck so sötkes.
Slaop, Kindken, slaop!

(Der buten = da draußen, söcke = solche, witte Fötkes = weiße Füßchen, Mialke = Milch, sötkes = süß.)

Dialekt der Gegend von Koesfeld.
(Firmen. I., 286.)

Slap, Kindken, slap!
Dar bunten geit'n Schap,
Dat hevv sokke witte Fötkes,
De Melk de smeck so sötkes.
Slap, Kindken, slap.

(Ein ähnliches, aber längeres Lied theilt Firm. II., 361. aus der Gegend von Troppau mit.)

Gegend von Arnsberg. (F. I., 352.)

Slap, Kinneken, slap!
Da biuten gait en Schap,
Et hiät säu witte Wulle,
Dai Miälke läupet so strulle.
Slap, Kinneken, slap.

(Eine kleine Aenderung in den letzten Zeilen. „Strulle" ist ein naturlautartiges Wort, welches das Geräusch bezeichnet, das entsteht, wenn die Milch in dicken Strahlen ausläuft. Vgl.: „die Milch strudelt.") Ein ähnliches Lied in der Gegend von Soest hat die letzte (Arnsberger) Form mit der sonst üblichen verbunden. — Eine noch größere Verbreitung hat folgendes Wiegenlied:

Straßburger Gegend. (F. II., 521.)

Schlof, Kindele, schlof!
Dien Vadder hied die Schof',
Dien Mudder hied die Lämmele,
Drum schlof, du guldi's Engele!
Schlof, Kindele, schlof.

In den „Volksschulliedern", einer „Beigabe zum Münsterb. Volksschullesebuche" (in 3 Abtheilungen) findet sich (1. Abth. No. 24.) dies Wiegenlied als eine aus sechs Versen bestehende, von Reichardt componirte hochdeutsche Uebersetzung mit einer Abänderung in den letzten Zeilen:

Schlaf, Kindlein, schlaf!
Der Vater hüt't die Schaf',
Die Mutter schüttelt's Bäumelein:

[1]) Der Pädagog Campe († 1818) hat dies Lied in seiner „kleinen Kinderbibliothek" 1779 nachgebildet:

„Schlaf, Kindchen, schlaf,
Da draußen ist ein Schaf."

Der berühmte volksthümliche Tondichter Reichardt gab dem Liede eine passende Melodie in seinen „Wiegenliedern" 1798. Ein neueres volksthümliches Wiegenlied hat durch C. M. v. Weber's liebliche Composition eine ziemlich große Verbreitung gefunden, nämlich das Lied des Würtembergers Karl Hiemer († 1822): „Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du." (1811.) Im Münsterb. Lesebuche heißt der Dichter irrig: Zimmer.

Da fällt herab ein Träumelein.
Schlaf, Kindchen, schlaf.

(Der 2. und 3. Vers scheinen willkürliche Zusätze zu sein.)

Gegend von Franken.
(F. II., 403.)

Schlof, mei Liebele, schlof!
Dei Dada hütt' die Schof,
Dei Mamma hütt' die Lämmerküh:
Schlöft mei Liebele bis zu früh.

Gegend von Köln. (F. I., 460.)

Schlof, Kingkche, schlof!
Die Vatter höhd de Schof,
Die Mutter höhd de Lämmerlein,
Schlof, do lehv söß Kindelein,
Schlof, Kingkche, schlof.

Eine neue Aenderung hat das Liedchen in der Gegend von Schwedt erfahren (F. I., 126.):

Schloap, Kinneken, schloap!
Din Voader höt't de Schoap,
Dine Moder sat (= sitzt) in'n Rosengoard'n,
Spinnt dat beste Sidengoarn:
Schloap u. s. w.

Wiederum variirt die Form dieses Liedes in Holstein (F. I., 54.):

Slaap, min Kindjen, slaap!
Din Vader hött de Schaap,
Din Moder plant't en Bömeken.
Slaapto, min hartleev Höneken,
Slaap u. s. w.

Endlich findet sich noch ein, namentlich in Norddeutschland ziemlich weit verbreitetes Wiegenlied:

Berliner Dialekt. (F. I., 145.)

Schloap, Kindeken, schloape!
Ruter (= draußen) sind zwee Schoape,
In (= ein) schwoartet un in wittet:
Wenn det Kind nich schloapen will,
Kommt det schwoarte und bitt (= beißt) et.

Gellert's Fabel: „Der grüne Esel" nimmt in komischer Weise auf Schlaflieder der letzteren Art Rücksicht: „Die Kinder in den Schlaf zu bringen, sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf: vom grünen Esel hört man singen, und so geräth das Kind in Schlaf." — Die Münsterberger „Volksschullieder" führen als Schlaf- und Wiegenlieder aus dem Volksmunde noch folgende auf:

No. 22. Schlaf sanft und wohl, schlaf, liebes Kind,
Dieweil die Engel bei Dir sind. (6 Verse. — Das Lied hat durchweg christliche Färbung.)[1])

No. 26. (Ammenlied zum Warten der schlafenden Kleinen.)
Der Mond der scheint;
Das Kindlein weint.
Die Uhr schlägt zwölf:
Daß Gott doch allen Kranken helf'! (9 Verse.)

No. 24. Ruh, Kindchen, ruh!
Der Wächter tutet Uh;
Der liebe Gott, der Wächter dein,
Der zündet an die Sternelein. (2 Verse.)

---

[1]) Aehnlich ist Arndt's schönes Wiegenlied (das. No. 12. und im Münst. Leseb. Th. I. S. 41.): Schlafe, Kindlein, hold und süß, Wie im Engelparadies. Obiges Lied steht auch im I. Th. d. Münst. Leseb. S. 84. als „altes deutsches Wiegenlied". Die oben genannten drei Lieder sind offenbar in der christl. Zeit im Volksmunde entstanden.

Vergleicht man diese christlichen Kinderlieder mit den zuerst angeführten, so ergiebt sich deutlich, daß die früher mitgetheilten aus der uralten heidnischen Zeit unseres Volkes stammen und sich bis auf unsere Tage allgemein im Munde der Kinder, Mütter und Wärterinnen erhalten haben. Aus diesem Grunde haben sich berühmte Forscher der Neuzeit sorgfältig mit diesen Liedern beschäftigt. (Christliche Kinderlieder aus der großen Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn", 1806, von Arnim u. Brentano führt Wackern. Leseb. Th. I. S. 35. u. 121. an: „Guten Abend, gute Nacht". — „Wie oft Gott zu danken sei". Letzteres auch im Münst. Les. I., S. 43.) Man hat in jenen uralten Kinderliedern in Folge gründlicher Untersuchungen „Spuren des altdeutschen Heidenglaubens entdeckt" (W. Menzel: Deutsche Dichtung, I., 44.). Namentlich haben Rochholz in der Schweiz, Müllenhoff aus Schleswig und Holstein, Meier in Schwaben solche Lieder gesammelt und erforscht. „Es ist eine überraschende Thatsache, daß diese Kindersprüche einer grauen Vorzeit mit denen unserer heutigen Kinderwelt fortwährend zusammenstimmen: der Kinderspruch muß so alt sein, wie unsere Heldensage, die vor der Völkerwanderung bei allen deutschen Stämmen einheimisch war" (Rochholz: Alemannisches Kinderlied. 1857.) Da wird Schiller's Ausspruch zur vollsten Wahrheit: „Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel". Diese Lieder zeigen uns deutlich „den Glauben, die Kinderzucht, das Familienleben, die Kinderspiele, die heidnischen Opfertänze, die Volksfeste (zu Ostern und Sommeranfang), Götternamen, Zauberformeln" unserer Vorfahren. So sind diese bis in unsere Zeit reichenden Lieder, neben dem ältesten Heldenliede, dem Hildebrandsliede, die einzigen urkundlichen Reste der altdeutschen heidnischen Dichtung, die uns klaren Aufschluß über die Eigenart unserer Ahnen geben. Jene Kinderlieder sind 1) Kinderreime, z. B. (vgl. Marienwürmchen in Wack. Les. I. S. 7.):

Maikäfer, flieg!
Dein Vater ist im Krieg;
Deine Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt:
Maikäfer, flieg!

Sonne, komm hervor!
Regen, bleibe weg!
Regen, Regen, rusch!
Der König fährt zu Busch!

Die Thiere galten den alten Deutschen als beseelte, uns verwandte Wesen, die Glück oder Unheil brachten und in Gesellschaft der Götter sich befanden. Es ward ihnen deshalb auch Sprache zuerkannt. Mit großer Theilnahme verhielt sich das Volk zu den segenspendenden Thieren, mit Furcht begegnete es den unheilbringenden. Der zweite Reim zeigt auf den altheidnischen Naturkultus der Deutschen hin: der König, nämlich der Sonnengott, jagt die fliehenden Regengöttinnen (Hexen, Wetterhexen) siegreich in ihre Behausung, den Wald, zurück. — Sehr beliebt sind in unserer Kinderwelt besonders die Reime auf den Storch.

2) Spiellieder, z. B.

Reite, reite, Rößlein,
Zu Baden steht ein Schlößlein u. s. w.

Ringel, Ringel, Rosenkranz u. s. w.

(Ein solches Liedchen hat z. B. der bekannte Kinderliederdichter Enslin nachgebildet.)

Das uralte Lied vom Jokel. — Lieder beim Abzählen.

(Sie beginnen meist: „Eins, zwei, drei" — oder: „Zehn, zwanzig, dreißig u. s. w.")

Putthühnchen, Putthähnchen,
Was machst' in unserm Hof?

Blumenspiele und Blumenliedchen.

Das erste Lied nimmt im weiteren Verlaufe Rücksicht auf drei Frauen (Schwestern, Mareien)[1], welche in jenem Schlosse das Lebensschicksal spinnen oder weben bei der Geburt des Kindes — das ist heidnischer Glaube der alten Deutschen. (Sonne, Mond, Sterne.)

3) Kinderräthsel. (Gehören zu den lehrhaften Dichtungen.)

4) Wiegenlieder. (Wärterinnenlieder, Ammenscherze)[2]

Ein uraltes, im J. 1852 in Wien (auf dem Deckel einer Handschrift aus d. J. 1435) gefundenes Wiegenlied (in althochdeutscher Sprache) ist vom Prof. Zappert in Wien (1858) und Dr. Kletke in Breslau (Gymn. Progr. 1867) untersucht, übersetzt und erklärt worden. Es lautet:

„Püppchen,[3] schlafe schleunig,
Laß recht bald das Weinen!
Triwa wehret kräftig
Dem würgenden Wolfe.
Schlafe bis zum Morgen,
Trautes Söhnlein des Mannes!
Ostra bescheert dem Kinde
Eier süße und Honig.
Hera pflückt dem Kinde
Blaue und rothe Blumen.
Zamfana sendet morgen
Kleine weiße Schafe
Und Einauge (= Wodan), hurtig her!
Schnelle, harte Eschenspeer'."

Dies Lied ist höchst bedeutsam. Es kann um 700 n. Chr. entstanden sein, und zwar vielleicht unter dem Stamme der Hessen. Die Namen der heidnischen Göttinnen weisen darauf hin. Die Formen der einzelnen deutschen Wörter sprechen deutlich dafür, daß das Lied schon im 7. oder 8. Jahrhunderte gedichtet ist. Das weinende Kind wird von der Mutter mit Schmeichelworten beruhigt, zum Schlafen ermahnt und durch die Erinnerung an den Schutz und die Gaben der Gottheiten eingeschläfert. Triwa (die Treue), die Schutzgöttin des Hauses, hält die wilden Raubthiere fern. Ostra, die Frühlingsgöttin, (wovon unser Osterfest den Namen hat — der zu Ehren man die großen Freudenfeste hielt — Osterfeuer, Osterspiele, Ostereier —) bringt dem artig schlafenden Kinde am Morgen zum Lohne süße Speisen. Hera (die Erde), die Schützerin des Ackerbaues, pflückt ihm (blaue) Kornblumen und (rothe) Mohnblumen, und zum Spielen sendet ihm die Schutzgöttin der zahmen Heerden die niedlichen, weißen Lämmlein. Ja, endlich sendet der Göttervater dem folgsamen Knaben das, was ihn am meisten erfreut, starke und pfeilschnell fliegende Eschenlanzen, damit er sich im Gerwerfen schon in der Jugend übe und dadurch einst ein wackerer Streiter im Kampfe der Männer werde. Wie viele Aufschlüsse giebt doch dies kleine, alte Lied über den Glauben, das Familienleben, die Beschäftigungen, Kinderspiele der heidnischen Deutschen! Am wichtigsten dürfte die Erwähnung der Göttin Zampana (Tanfana) sein. In dem 4. Verse des unter No. 24. der Münsterb. „Volksschullieder" mitgetheilten „Wiegenliedes" heißt es nämlich:

---

[1]) Die Fäden der herbstlichen Feldspinne heißen davon noch heute „Marienfaden" oder „Alterweibersommer" — gleichfalls ein heidnischer Rest.

[2]) Eine gute Auswahl solcher Lieder findet sich z. B. in Ida Seele's „Gedichten für das erste Kindesalter". Berlin.

[3]) Auf diese uralt deutsche Anrede der kleinen Lieblinge spielt unser bekanntes Schlafliedchen mit dem Gruße: „Eia popeia" an. Hieran erinnert z. B. Hebel's Lied vom „Habermus" (i. Münst. Les. II. S. 59.), in welchem dem schön erblühten Haferkinde „Käferchen und Fliege Besuch machen und singen ihr: Eia popeia."

„Schlaf, Kindchen, schlaf!
So schenk' ich dir ein Schaf
Mit einer gold'nen Schelle fein,
Das soll dein Spielgeselle sein."

Vergleicht man dies Versprechen der Mutter, durch welches sie das Kind einschläfern will, mit der ähnlichen Verheißung jenes alten Schlummerliedes, welches die Heerdengöttin als Senderin der lieblichen „kleinen, weißen Schafe" erwähnt: so ist ja der uralt heidnische Character und Ursprung aller der jetzt noch im Volksmunde lebenden Schlafliedchen über allen Zweifel erhoben, zumal da die vorhin zuerst angeführten drei Hauptarten der heute so weit verbreiteten Wiegenlieder sämmtlich von einem weißen Schafe, oder vom Hüten der Schafe und Lämmer singen. Der Gedanke an diese lieben „Spielgesellen" soll das unruhige Kind in den Schlaf lullen. Das christlich gewordene Volk ließ nur die Erwähnung der heidnischen Heerdengöttin in seinen Schlummerliedern weg, behielt aber die uralten, einschläfernden Versprechungen bei.[1])

Zum Schlusse sei noch an den 14. Vers des Kinder-Weihnachtsliedes von Luther („Vom Himmel hoch, da komm' ich her". 1535) erinnert. Derselbe bezieht sich ganz deutlich auf die überall gangbaren Wiegenlieder:

Davon ich allzeit fröhlich sei,
Zu springen, singen immer frei:
Das rechte Susa Ninne schon (= schön)
Mit Herzenslust den süßen Ton. (= Melodie.)

Dies „Susa, Ninne" ist nicht etwa, wie manche Ausleger erklärten, das hebräische Wort für die „Lilie", sondern der Anfang eines noch heute in vielen deutschen Gegenden üblichen Schlummerliedchens:

„Suse, liebe Ninna, wat raschelt im Stroh? u. s. w."

Susen („ein Kind einsausen") bedeutet im Niederdeutschen: „1) in den Schlaf lullen, 2) schlafen". „Ninna" bedeutet „ein kleines Kind" (— nach Rochholz aber: „Wiege, Bettchen"). Luther will also sagen: das rechte Schlafliedchen für Christenkinder ist das weihnachtliche Krippenlied vom Jesuskindlein.

Derjenige unserer neueren Dichter, der in seiner bewunderten reichen Dichterkraft auch den alten, herzlichen Ton des deutschen Kinderliedes (namentlich in seinen fünf poetischen „Märchen für's Schwesterlein zum Einschläfern") so unvergleichlich wiederzugeben verstanden hat, singt von dieser Gattung der Volksdichtung aus eigener Erfahrung:

„Ich war ein böses Kind und schlief nie ungesungen,
Doch schlief ich ein geschwind, sobald ein Lied erklungen,
Das meine Mutter sang gelind.
Und also bin ich noch: ein Schlaflied muß mir klingen!" (Rückert.)
(Ges. Werke. V., 188.)

---

[1]) So lautet ein heutiges schweizerisches Schlummerliedchen (bei Rochholz, S. 301.) ganz ähnlich:

„Es fahrt e Wind durch d'Linde,
Und d'Mutter singt de Chinde
Vo zweu liebi Schofe,
Bis daß sie alli schlofe u. s. w."

Auch hier ist die christliche Umänderung des altheidnischen Liedes aus der Weglassung der Göttererwähnung klar ersichtlich. — Zu empfehlen ist übrigens C. Eschmann's Sammlung von 50 deutschen Volkskinderliedern (für Clavier). Cassel. 1867.

Sammlungen alter Volkslieder. [1])

Die ältesten Aufzeichnungen derselben geschahen auf einzelnen gedruckten „Flugblättern" in der Zeit der Reformation. Viele Lieder fanden sich auch als Handschriften in großen Bibliotheken vor.

Die erste große Sammlung machte Clara Hätzlerin 1471 in Augsburg. (Neue Ausgabe derselben 1840.)

Eine Limburger Chronik enthält viele Anfangsverse von Volksliedern des 14. Jahrhundertes.

Sammlungen aus der Reformationszeit:

Augsburger Samml. v. 1512 (mit Noten).
Arnt von Aich's Samml. v. 1520.
Nürnberger Samml. in 5 Theilen v. 1539—56.
Wolfg. Schmelzel's Samml. v. 1544.
Samml. v. „Bergreihen" v. 1547. (Zahlreiche andere folgten derselben.)
Ambraser Liederbuch v. 1582.

Sammlungen in der Neuzeit:

Herder's Samml. v. 1778, 1779: „Stimmen der Völker in Liedern". (Früher schon die kleineren Samml. v. Elwert, 1784, und Gräter.)
Nicolai's Almanach v. 1777 u. 1778. Görres: „Altdeutsche Volks- u. Meisterlieder." 1817.
Brentano u. v. Arnim: „Des Knaben Wunderhorn." 3 Bde. 1806—8. (Neue Aufl. 1853. 4.)
(Samml. v. Büsching u. von der Hagen 1807, sowie von Erlach. 1834—36.)
Uhland's Samml. alter hoch- u. niederdeutscher Volksl. 1844. 45.
Simrock: „Die deutschen Volkslieder." 1851.

Auszüge aus den größeren Sammlungen:

O. L. B. Wolff: „Hausschatz der Volkspoesie." 4. Aufl. 1853. (Lieder der verschiedensten Nationen.)
Scherer: „Die schönsten deutschen Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen. 1862. (2. Aufl. 1868. Mit Bildern.)
Pröhle: „Weltliche und geistliche Volkslieder." 1855.
Erk und Irmer: „Deutsche Volkslieder mit ihren Singweisen." 1338—40.
Dietrich: „Deutsche Volkslieder für Haus und Familie" (mit Clavierbegleitung). 1867.

Einzelsammlungen aus allen deutschen Gegenden von Firmenich, Rochholz, Frischbier, Meier, Stöber, Müllenhoff, Hoffmann v. Fallersleben und zahllosen anderen Forschern. (Gödeke u. Tittmann: Deutsche Lieder des 16. Jahrh.) Hoffm. v. Fall. u. E. Richter: Schlesische Volkslieder mit Melodien. 1842.

---

[1]) Schriften über das Volkslied von Reißmann, Ritter, Vilmar (1867), Grube (Vorträge, II. 1866). — Reich an Mittheilungen von Volksliedern alter Zeit, die noch heut im Volksmunde leben, sind auch die Schlesischen Provinzialblätter. — Ja sogar ein Heldenlied, welches das Lob Armin's in 2 kräftigen Versen feiert, wird nach Firmenich noch jetzt bei Detmold gesungen.

Geistliche Volkslieder.

Hoffmann v. Fallersleben: Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor Luther. 1832. — 2. A. 1854.

Phil. Wackernagel: Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts. Leipzig, 1864. (Bis October 1867 war die 10. Lieferung von Band II. — 1056 Seiten — erschienen. Dieser Band theilt die geistlichen Lieder der Deutschen von 868 bis 1518 mit, bis jetzt 1293 Nummern! December 1867 erschien die 12. Lieferung als Schlußheft, so daß im Ganzen 1448 Lieder aus der genannten Periode verzeichnet sind.)

(Andere Samml. v. Schade, Diemer u. A. m.)

Auszüge:

Hommel: Geistliche Volkslieder aus alter und neuer Zeit mit ihren Singweisen. 1865.

Rische: Das geistliche Volkslied. (Mit Noten.) 3. Aufl. 1864.

(Historische Volkslieder wurden gesammelt v. Soltau, Mittler, Hildebrandt, Körner und v. Liliencron; „Die histor. Volksl. der Deutschen im 13. bis 16. Jahrh. gesammelt und erläutert.“ 1866 ff. Neuere von Elsholtz. 1864. — Auszug — mit Bildern — von Bleibtreu. 1867.[1])

Beispiele älterer Volkslieder.

Das älteste bekannte geistliche Volkslied theilt Wackernagel („Deutsches Kirchenlied“ Band II. 1865 S. 22.) mit. (Es war schon im J. 1809 bekannt in Docen's Sammlungen und ist gleichfalls abgedruckt in Müllenhoff's und Scherer's Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh. 1864. Es befindet sich auf einer Handschrift der Münchener Bibliothek. Vielleicht um 900 n. Ch. entstanden.)

„Leich vom heil. Petrus.“ (Althochdeutsch, das von 500—1150 reicht.) (Leich — von löcken, besser lecken = springen, hüpfen, tanzen, vgl. Apost. 9, 5. und: „frohlocken“ — hieß im Gothischen „der Tanz“. Hier ist ein Singlied mit lebhafter Melodie darunter zu verstehen. Das Lied ist ein Gebet zu dem heil. Apostel in 3 Versen.

1. Unsar trohtin hat farsalt
Sancte Petre giuualt,
Daz er mac ginerian
Ze imo dingenten man.
Kyrie eleïson!
Christe eleïson!

Ein Marienlied von 14 siebenzeiligen Versen aus dem 12. Jahrh. (Wack. II. 35.) beginnt also:

1. In erde leite
Aaron eine gerte,
Diu gebar mandalon
Nuzze also edile:

---

[1]) Sammlungen von Liedern über weltgeschichtliche Ereignisse überhaupt gaben heraus: Müller, Kriebitzsch, Schottmüller („Klio“. 1866.) Sammlungen von Liedern über die deutsche Gesch. haben veranstaltet: Grube, Wagner (4. A. 1858); Kletke (1846).

Die suezze hast du fure braht,
Muter, ane mannes rat,
Sancta Maria.

Alte Weihnachtslieder sind folgende:

No. 1. Nu sei uns willkommen, Herr Christ,
Der du unser aller Herr bist.
Nu sei uns willkommen, lieber Herr,
Der du in den Kirchen stehst schöne.
Kyrie éleïson!

No. 2. Der erste Vers des Liedes: Gelobet seist du, Jesu Christ.

No. 3. Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute
Von einer Jungfrau säuberlich
Zu Trost uns armen Leuten.

No. 4. Es ist ein' Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Als uns die Alten sungen:
Von Jesse war die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.
(2 Verse, wozu später 3 Verse hinzugedichtet wurden. In Rische's Sammlung unter No. 13.)

Alte Passions- und Bußlieder (No. 1. ein poetischer „Heptalog" auf die sieben Worte am Kreuze [1]):

No. 1. Da Jesus an dem Kreuze stund,
Und ihm sein Leichnam ward verwund'
So gar mit bittern Schmerzen,
Die sieben Wort, die er da sprach,
Betracht' in deinem Herzen.

No. 2. Als Christ der Herr im Garten ging,
Und ihm sein bitt'res Leiden anfing:
Da trauert Laub und grünes Gras,
Weil Judas sein Verräther was. (13 Verse.)

Altes Wallfahrtslied:

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden gehren wir,
Und helf' uns die Gotteskraft
Und das heilige Grab,
Da Gott selber inne lag!
Kyrie eleïson!
(Ein anderes: „Gott, der Vater, wohn' uns bei".)

Alte Osterlieder:

No. 1. Christ sich zu martern gab,
Er ließ sich legen in ein Grab,
Das that er durch die Gottheit,
Damit löste er die Christenheit.

No. 2. (13. Jahrh.) Christ ist erstanden
Gewärlichen von dem Tod,
Von allen seinen Banden
Ist er erledigot.

---

[1]) Man wolle Näheres über die späteren Bearbeitungen dieses alten Liedes nachlesen in meiner Abhandlung über Wessel's Gesangbuch (von 1723) im Schlesischen Schulblatte der Jahrgänge 1865 und 1866.

Spätere Form desselben Liedes:

Christ ist erstanden
Von des Todes Banden,
Des soll'n wir alle froh sein u. s. w.

Altes Jesuslied (vom Dichter Spervogel im 12. Jahrh.):

Er ist gewaltig und stark,
Der zu Weihnacht geboren ward u. s. w.

Alte Pfingstlieder:

No. 1. Nu bitten wir den heiligen Geist u. s. w.

No. 2. Christ fuhr gen Himmel:
Was sandte er uns hernieder?
Er sendet uns den h. Geist
Zum Trost der ganzen Christenheit. Kyrie u. s. w.

No. 3. (Alte Uebersetzung des lateinischen: „veni, creator.")
Komm, heiliger Geist, Herre Gott.
(Etwas verändert und mit 2 Versen vermehrt durch Luther.)

Alte weltliche Lieder von lyrischem Inhalte sind z. B. folgende.

Liebeslieder:

No. 1. Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir:
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib' ich allhier.

No. 2. Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!
Feinsliebchen schaute zum Fenster heraus, Ade!
Ja scheiden und meiden thut weh!

No. 3. Mein Schatz ist ein Reiter,
Ein Reiter muß sein,
Das Pferd ist dem König,
Der Reiter ist mein.

No. 4. Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden;
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden:
Röslein :,: roth,
Röslein auf der Heiden!
(3 Verse. Nachgeahmt von Göthe.)

No. 5. So viel Stern' am Himmel stehen;
So viel Schäflein, als da gehen
Dorten in dem grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen:
So viel Mal' sei du gegrüßt.

Jägerlieder:

No. 1. Es wollt' ein Jäger jagen,
Wollt' jagen in einem Holz:
Da gingen auf der Heide
Drei Dirnlein, die waren stolz.

No. 2. Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,
Und alles, was er blies, das war verlor'n u. s. w.

Bergmannslied:

B. 1. Glück auf! Glück auf!
Der Steiger kommt
Und hat sein Grubenlicht
Schon angezündet.

B. 2. Der eine haut das Silber,
Der andere das Gold,
Und ein schwarzbraunes Mädchen
Dem sein sie hold.

Trinklieder:

No. 1. Den liebsten Buhlen, den ich han,
Der liegt beim Wirth im Keller.
Er hat ein höltzin Röcklein an
Und heißt der Muskateller.

No. 2. Wein, Wein von dem Rhein,
Lauter, klar und fein,
Dein Farb' giebt gar lichten Schein
Als Krystall und Rubin.

(Die Kinderlieder — u. ein altes Wanderlied — sind schon früher erwähnt worden.)

Die weltlichen Volkslieder seit ungefähr 1600 leiden an manchen Gebrechen. Sie „geben Reflexionen statt unmittelbarer Gemüthsäußerung, werden ungelenk, weitläuftig", ja oft derb, roh und frech.

(Jägerlieder. Liebeslieder. Soldatenlieder. Gesellschaftslieder. — Die historischen Volkslieder treten jetzt ziemlich häufig auf. Vgl. Weller's Sammlung der Lieder des dreißigjährigen Krieges. 1855.)

Liebeslieder aus dieser Periode sind z. B.:

No. 1. Die Distel und die Dornen die stechen also sehr,
Die falschen, falschen Zungen aber noch viel mehr.
Kein Feuer auf Erden auch brennet so heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

No. 2. Das Lied vom Tannenbaume. (Naturlied und Liebeslied zugleich.)

No. 3. Mein Schätzle ist hübsch,
Aber reich ist es nit:
Was nützt mir der Reichthum?
Das Geld küß' ich nit.

Soldatenlied:

Es ist nichts Lustigers auf der Welt,
Als wir Husaren in dem Feld u. s. w.

Volkslieder im Volksschul-Lesebuche.

Da in die Volksschule „die bei weitem größte Zahl der Volkslieder ihres Inhaltes wegen nicht Eingang finden kann" (— Kahle a. a. O. S. 90. —), so bietet demgemäß auch das Volksschul-Lesebuch nur eine kleine Zahl sorgsam ausgewählter Volkslieder dar. In den hier genannten Lesebüchern sind es folgende:

Münsterberger Lesebuch.

I. Religiöse Volkslieder:

1. Theil: 1. Wie viel Gott zu danken sei. Seite 43.
2. Passionslied für Kinder („Kommt, o liebe Kinder"). S. 102.

2. Theil: 3. Schnitter Tod. S. 63.[1])
4. Lied vom heil. Niklas. S. 100. (Weihnachtslied für Kinder in dialogischer Form nach einer alten Legende. — In etwas veränderter Weise hat Rud. Löwenstein das letztgenannte Lied nachgebildet.)
3. Theil: 5. Jesuslied. S. 57.
6. Christ, ein Schäfer. S. 57.

II. Kinderlieder:
1. Theil: 1. „Schlaf sanft und wohl." (Wiegenlied). S. 84.
In den andern Theilen: keines.

III. Naturlieder:
1. Theil: 1. Häsleins Klage. S. 65. (Komisches Thierlied.)
2. Marienwürmchen. S. 54. (Altheidnische Thiervorstellung darin.)
2. Theil: 3. Lenzes Ankunft. S. 176. (Für Kinder).
4. Waldvöglein. (Vers 1.) S. 14.
3. Theil: 5. „O, wie ist die Welt so schön in dem Frühlingskleide!" S. 77.
6. „Seht, wie die Sonne dort sinket". (Abendl.) S. 124.
7. „Wie ist der Abend so traulich". (Abendl.) S. 124.

IV. Vaterlandslieder (— theilweise „historische Volksl." —)
1. Theil: keines.
2. Theil: desgl.
3. Theil: 1. Gott segne Preußenland. S. 106.
2. Zum 11. April 1847. S. 245.
3. Borussia. S. 272.
4. Zum 17. März 1813. S. 284.
5. Vom alten Blücher. (1817). S. 287.[2]) (Erzählendes und zugleich belehrendes Lied.)
6. Die schönste Königin. S. 162.
(7. Kinderstube im Königsschloß. S. 162.)

V. Geselligkeitslieder:
fehlen.

Münsterberger Volksschullieder.

I. Religiöse Volkslieder:
1. Heft: keines.
2. Heft: Die heilige Nacht. („Stille Nacht".)
3. Heft: keines.
(NB. In Drath's „Schulliederbuche", 2. Aufl. Berlin, 1866 findet sich im 1. Hefte No. 19b., wie auch in J. Seele's Sammlung von Kinderliedern, Berlin 1866, S. 148. ein schönes Kinder-Morgenlied aus dem „Wunderhorn":

[1]) Im „Wunderhorn" I. 55. hat dies Lied noch 4 mittlere Verse, die im Münst. Leseb. weggelassen sind.

[2]) Ist aber von Hesekiel gedichtet, wie im Cöpenick'schen Lesebuche, welches in der 15. Aufl. Berl. 1863 S. 214. dies Lied ebenfalls mittheilt, richtig angegeben wird.

„Steht auf, ihr lieben Kinderlein!
Der Morgenstern mit hellem Schein
Beginnt am Himmel seinen Lauf
Und weckt die kleinen Kinder auf.")

II. Kinderlieder:

1. Heft: 1. Steckenpferd. („Hopp, hopp, hopp.")[1]
2. „Schlaf, Kindlein, schlaf". (Wiegenlied.)
3. „Ruh, Kindchen, ruh". (Desgl.)
4. „Der Mond der scheint". (Wärterinnenlied.)

In den andern Theilen: keines.

III. Naturlieder:

1. Heft: 1. Alles hat seine Zeit. (Komisches Thierlied.)
2. Zwei Hasen. (desgl.)

2. Heft: 3. Sommerlied. („A, a, a, der Sommer ist nun da." — Lied für Kinder.)
4. Wachtelruf.
5. Lenzes Ankunft.

3. Heft: 6. „Seht, wie die Sonne dort sinket". (Abendlied.)

IV. Vaterlandslieder (theilweise „historische Volkslieder" —):

1. Heft: keines.
2. Heft: desgl.
3. Heft: 1. Königin Louise.
2. Der Preußen Losungsworte. (Aehnlich dem Liede des Gen.-Feldmarsch. v. Boyen † 1848: „Des Preußen Losung ist die Drei.")

V. Geselligkeitslieder:

2. Heft: 1. „Gesang verschönt das Leben." (Zuerst 1803 zu Leipzig gedruckt.)

Ph. Wackernagel's Lesebuch.

I. Religiöse Volkslieder:

1. Theil: 1. Wie oft Gott zu danken sei. S. 121.
2. Abendlied. („Müde bin ich.") S. 196. (Umgeändert und nachgebildet von Luise Hensel — im Münst. L. I. 41.)

Im 2. und 3. Theile: keines.

NB. Im Cöpenickschen Leseb. Ausgabe A. 1863 S. 86. findet sich das schöne, zu kindlichem Gottvertrauen ermunternde Volkslied: „Sieben Fragen." (Wer weiß, woraus das Brünnlein quillt, daraus wir trinken werden?)

II. Kinderlieder;

1. Theil: 1. Gute Nacht, liebes Kind. (Schlafliedchen.) S. 35.

In den andern Theilen: keines.

---

[1]) Eine Nachbildung dieses Liedes erschien in der Leipziger Jugendzeitung von 1807 als volksthümliches Lied.

III. Naturlieder:
1. Theil: 1. Hirschlein. S. 104. (Komisches Thierlied.)
2. Marienwürmchen. S. 7.
3. Wachtelruf. S. 30. (Nachgebildet von Sauter 1796.)
In den andern Theilen: keines. (Ein in Fink's Hausschatze, 1843. No. 6., sowie in Erk's Samml. von Volksliedern, 1838, I. 2. No. 30. befindliches neueres, noch an vielen Orten häufig gesungenes Volks-Naturlied ist das folgende: „Guter Mond, du gehst so stille in den Abendwolken hin.")

IV. Vaterlandslieder (— theilweise „historische Volkslieder" —): fehlen (— mit Ausnahme eines Abschnittes aus dem Heldenliede der Nibelungen im 3. Th. S. 64. —)

V. Geselligkeitslieder: fehlen.

Diese Lieder sind mit Ausdruck — aber in der Kürze — zu lesen, worauf die wichtigsten (ebenfalls kurz) nach Form und Inhalt betrachtet werden — namentlich die religiösen und die Naturlieder. Dabei kommen die für die Auswahl dieser Lieder maßgebenden Grundsätze zur Besprechung: Kinder- und Andachtslieder eignen sich am ehesten zur Aufnahme in's Volksschul-Lesebuch, nur muß in den religiösen Volksliedern lebhaft anschauliche Darstellung walten. In den Natur- und Vaterlandsliedern muß das Kindliche vorherrschen.

Volkslieder im Volksschul-Unterrichte.

Als Singlied gehört das Volkslied zunächst und vorwiegend in den Gesangunterricht der Volksschule. Bevor in der Schule ein Lied gesungen wird, muß erst der Text sicheres Eigenthum der Schüler geworden sein. Dazu gehört aber nicht bloß festes Memoriren des Liedes, sondern auch sorgfältiges und wiederholtes Einüben des sinngemäßen und schönen Vortrages mit den einzelnen Zöglingen sowie mit dem Chore. Dies geschieht am besten (gelegentlich) in den für das cursorische Lesen bestimmten Sprachstunden. Vor dem Singen erfolgt dann in der Gesangstunde nochmals der schöne Vortrag des sicher memorirten Volksliedes seitens des Chores. Die Erläuterungen des Volksliedes dürfen sich nur auf die nothwendigsten sachlichen Erklärungen beschränken — namentlich in „historischen" Volksliedern und Vaterlandsliedern, bei denen auf die Situation oder das dem Liede zu Grunde liegende Ereigniß hinzuweisen ist. Nur da, wo die sprachliche Form des Liedes (in Wort oder Satzbau, Bild und Figur —) offenbare Dunkelheit für die Schüler hat, ist eine kurze „speziell sprachliche Erläuterung" rathsam, die aber in der Volksschule nicht theoretisch-grammatischer Natur sein kann, sondern in geschickter und praktisch-elementarer Weise gegeben werden muß.[1]) Man vergleiche z. B. die kühne elliptische Satzwendung im Schlußverse des Volksliedes „Schnitter Tod" — Münst. Leseb. Th. II. S. 63. — die doch sicherlich einer formalen Vervollständigung bedarf, wenn sie von den Schülern klar verstanden werden soll: „Trotz Tod, komm her u. s. w. — Trotz eil' daher".) Indessen dürften sich auch einige Volkslieder, besonders religiöse und

[1]) Anweisungen dazu in meiner Schrift: „Sprachkundliches in der Volksschule". Görlitz. (1867.)

Naturlieder (sowie Vaterlandslieder), als sprachliche „Normalstoffe" behandeln lassen, z. B. „Schnitter Tod", die beiden vorhin genannten Jesuslieder, die Frühlings- und Abendlieder, die Lieder über Preußen und die Lieder von der Königin Luise und vom alten Blücher. Nur muß in solchem Falle auf die eingehendere sachliche und sprachliche Behandlung verzichtet werden: Feststellung des Hauptgedankens, des Versinhaltes und kurze mündliche Reproduction genügen hier — abgesehen von den nothwendigsten Erläuterungen — womit sich das Schönlesen, die Einübung des schönen Vortrages, das sichere Memoriren zu verbinden haben.

Eigenthümlichkeit der sprachlichen und dichterischen Form des Volksliedes.

Der Vers des Volksliedes besteht aus zwei, drei, vier, fünf, ja auch sechs Zeilen.[1]) Ein Lied hat zwei, drei bis vier Verse. (Nur die historischen Volkslieder haben viele Verse, was dem Wesen der Erzählung entspricht.) Der Ausdruck im Liede ist treffend, kurz und im Satzbaue meistentheils sehr frei und ungezwungen, wie es die Volksrede allgemein so liebt. Die Frageform (die rhetorische und dichterische) und die Anrede treten häufig auf. Diese Formen sind ein Beweis für die lebhafte Darstellungsweise des Volksliedes, das ja zumeist aus der „lebendigen Erregtheit des vollen Herzens" hervorgeflossen ist. (Beispiele: „Der Lenz ist angekommen! Habt ihr es nicht vernommen?" — „Seht ihr auf den grünen Fluren jenen holden Schäfer ziehn?" — „Hört nur, wie lieblich es schallt! V. 2. des zweiten Abendliedes im Münst. L. III. 124. Daselbst V. 3. „Dörfchen, o sei uns willkommen!" V. 2. „Hört ihr das Blöken der Lämmer?" —) Oft springt das Volkslied auch plötzlich in das lebendige Zwiegespräch über, z. B. in V. 2. des Liedes vom Heidenröslein. Altdeutsche Casusendungen erhalten sich dauernd in manchen Volksliedern, z. B. „Meiner Seelen Freud' und Kron'"; „Schön leucht' der Monden"; „Himmels und der Erden"; Röslein auf der Heiden". Ebenso häufig sind die Wörter auf — lein: „Vögelein; Blümelein; Röslein; Sternelein; Schäflein; Brünnlein; Glöcklein u. s. w." Fast durchweg herrscht im Volksliede der Endreim, namentlich der gepaarte (z. B. in „Lenzes Ankunft"), oft aber der gekreuzte (die Abendlieder S. 124. des III. Th. d. Münsterb. Les., das zweite Jesusl. das. S. 57.), zuweilen beide zugleich (— Frühlingslied das. S. 77.) und der verschlungene (— erstes Jesusl. S. 57). Gewisse Ausdrücke kehren im Volksliede häufig wieder, z. B. „grünes Gras; der wilde Knabe; o Vater, liebster Vater mein; der schönste Jesus mein; Frau Nachtigall; Feinsliebchen; Frau Wirthin; über Berg und Thal; die Zahlen: drei, tausend u. s. w." (Diese Formen gehören zu den verstärkenden und schmückenden „Figuren".)[2]) Im Versmaße befolgt das Volkslied nicht eine feste Regel, wie es auch im Endreime oft ziemlich nachlässig verfährt. (Z. B. im Liede von Heidenröslein werden gereimt: „stehn" und „schön" — „Heiden" und „Freuden"; im Frühlingsliede des Münst. Les. III., 77., V. 3. „Tag" und „nach" — „Kleide" u. „Freude"

[1]) Sechszeilig sind z. B. die Verse des Frühlingsliedes im Münst. Les. Th. III. S. 77., und des ersten Jesusliedes daselbst S. 57. Die meisten Volkslieder haben vierzeilige Verse (z. B. Lenzes Ankunft II., 176.; das erste Abendlied in III., 124. u. s. w.)

[2]) Vgl. darüber Näheres in meinem Buche: „Der neuhochd. Satzbau". Th. I. S. 181. ff. (Berlin, 1866.)

V. 1. — Sehr mannigfaches Versmaß z. B. im ersten Jesusliede des Münst. Les. III., 57.) Zahlreiche Volkslieder beginnen mit der behaglich breiten Erzählungsformel des Märchens: „Es sah ein Knab' ein Röslein stehn"; „Es ritt ein Reiter wohl durch das Ried"; „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus". Auch mitten im Liede, doch hier mit dem sonst herrschenden Zwecke, das auf das „es" folgende Satzglied stärker hervorzuheben, z. B. in „Lenzes Ankunft" V. 1.: „es sagen's euch die Vögelein, es sagen's euch die Blümelein". Sehr beliebt ist die Figur der Wiederholung, welche dem Liede oft etwas Inniges, Herzliches und Heiteres verleiht, z. B.:

„Es ging ein Knab' spazieren,
Spazieren wohl in den Wald" — und:
„O, du Deutschland, ich muß marschiren,
O, du Deutschland, ich muß fort."

Solche Wiederholungen (wie die vorhin erwähnten stehenden Ausdrücke) machen die Volkslieder ferner leicht behaltbar. Die eigenthümlichste Art der Wiederholung bildet aber im Volksliede der Kehrreim (Refrain).[1]) — Derselbe wird auch im kirchlichen Liede häufig angewendet, z. B. „Meinen Jesum laß ich nicht" (von Keymann, † 1662); ferner „Jesus lebt" (von Gellert, † 1769); „Wollt ihr wissen, was mein Preis?" (Schwedler); „Sollt' ich meinem Gott nicht singen?" (v. Gerhardt, † 1676); „Liebe, die du mich zum Bilde u. s. w." (Scheffler). — Es werden entweder im Anfange oder in der Mitte oder am Ende jedes Verses bestimmte Laute, Worte, Sätze, ja auch größere Satzgruppen wiederholt. Im Lenzliede des Münst. Les. II., 176., steht folgender Satz als Kehrreim gleichzeitig am Anfange und Ende des ersten Verses, in den übrigen nur am Ende: „Der Lenz ist angekommen".[2]) Im Liede vom „Abendglöcklein" (M. L. III., 124.) bildet folgende Satzgruppe am Ende jedes Verses den Kehrreim:

„Trauliches Glöcklein, du läutest so schön!
Läute, mein Glöcklein, nur zu,
Läute zur süßen Ruh'!"

Welches ist der Zweck des Kehrreimes? (Wir finden ihn zuerst im „Kyrie eleison" altkirchlicher Volkslieder.) Der Kehrreim hebt 1) den Hauptgegenstand des Liedes stark hervor; 2) steigert, vertieft, verstärkt die im Liede ausgedrückten Gefühle; 3) faßt den Geist und Sinn des Liedes in einen kurzen, treffenden Ausdruck zusammen; 4) bildet ganz besonders das Musikalische, Gesangsmäßige des Volksliedes; 5) wirkt hinreißend auf alle Hörer, da er das gemeinsam Gefühlte in einem so glücklich bezeichnenden Ausdrucke darlegt, daß Jeder sofort davon ergriffen wird und mitsingt. (Man vergleiche, wie das bittende Kind dieselben Worte wiederholt, „bis es die Eltern in sein eigenes Gefühl, seine eigene Stimmung hineingezogen hat." — Das dreimalige Wehe. Das dreimalige Hoch. Tausend Grüße. —) Im Liebesliede verstärkt der Kehrreim die Gefühle der innigen Zuneigung, der Sehnsucht u. s. w. (Z. B. „Muß i denn, muß i

---

[1]) Dies französische Wort bezeichnet „die stetige Wiederkehr der Wogen, die sich an der Küste brechen". Treffliches über den Kehrreim des Volksliedes bieten in ausführlicher und anziehender Darstellung Grube's „Vorträge" 1866. II., 103. ff. Im Folgenden ist diese gediegene Darstellung benutzt worden.

[2]) Anm. Hierzu hat Musikdir. Carl Karow in Bunzlau (1790 † 1863) eine Composition gemacht. Desgleichen Fink und Silcher.

denn zum Städtle hinaus, Städtle hinaus", wo der Refrain als „flüssiger" erscheint, da er in verschiedenen Formen auftritt, wie: „Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm, wiedrum komm" u. s. w. Jeder Vers hat hier nämlich einen besonderen Refrain. Das schottische Lied: „Mein Herz ist im Hochland" hat ähnlichen Bau. Freiligrath hat dies Lied im J. 1835 nachgeahmt. —) Spuren des Kehrreimes zeigen auch die Psalmen (z. B. 103. 24.), dazu gehört also auch das „Kyrie eleison" der geistlichen Volkslieder (z. B. in „Gelobet seist Du, Jesu Christ".) Im Liede vom Tannenbaume bildet die Anfangs= und Schlußzeile den Refrain jedes Verses. Es war ganz natürlich, daß unsere volksthümlichen Dichter den Kehrreim nachahmten, z. B. Hoffmann v. Fallersleben (z. B. „Winter, Ade! Scheiden thut weh." 1835. — Münst. L. II., 176.), Göthe (Mignon: „Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?" 1782. Refrain: „Kennst du es wohl? Dahin! Dahin! Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn"; Heidenröslein: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn". 1773. — Johanna Sebus. —), Uhland (— das Glück von Edenhall. — Schäfer's Sonntagslied: „Das ist der Tag des Herrn". Wackern. Leseb. II., S. 3. — „Ich bin vom Berg der Hirtenknab'". Wackern. L. I., S. 53. — Frühlingsglaube: „Die linden Lüfte sind erwacht". Wack. L. III., S. 132.) und Rückert („O, wie ruft die Trommel so laut!" — „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit Klingt ein Lied mir immerdar." — Das „Büblein," vgl. Wack. L. I., S. 39., wo der Refrain lautet: „Es sagt: Ich kann nicht mehr; Wenn nur was käme und mich mitnähme!" — „Chidher" in Wack. Les. I., S. 163.) Im Volksliede vom „Schnitter Tod", welches (allegorisch) des grausen Todes Wirken unter dem Bilde des mähenden Schnitters darstellt und (parabolisch) durch den Kehrreim zur rechten Todesfurcht und Todesfreude mahnt, trägt letzterer den mahnenden Hauptinhalt, während jeder Vers diese Mahnung begründet.

2. Das volksthümliche (lyrische) Lied.

Allgemeines.

Wesen und Entstehung desselben ist bei Gelegenheit der Erwähnung des evangelischen Kirchenliedes der Reformationszeit kurz dargelegt worden. Diese kirchliche Liederdichtung ist also die **erste Periode** unserer volksthümlichen Poesie. (Epoche des Bekenntnißliedes von Luther — 1524 — bis Gerhardt. Epoche des Andachtsliedes von Gerhardt bis Gellert. 1757.) Seitdem hat das kirchliche Lied die Natur und Kraft des Gemeindeliedes verloren und ist einerseits zum lehrhaft=moralischen Liede, in der Neuzeit (durch Arndt, Knapp, Spitta u. a. m.) zum kirchlichen Hausliede (mit vielfach volksthümlicher Färbung) geworden. Fast zur selbigen Zeit, in welcher das volksthümliche Kirchenlied sein früheres Gepräge verlor, begannen viele weltliche Lyriker unserer Nation mit voller Absichtlichkeit, eifriger Hingabe und dichterischer Kraft das durch Herder's und Nicolai's († 1811) Sammlungen bekannt und beliebt gewordene deutsche Volkslied in Form und Inhalt nachzuahmen. Damit beginnt die **zweite Periode** der volksthümlichen Poesie, deren Schöpfungen nicht bloß der lyrischen Dichtung angehören, sondern auch der didaktischen (lehrhaften) und epischen (erzählenden). „Die volksthümlichen Lieder, wie sie zunächst aus dem **Göttinger Hainbunde**

(um 1770) hervorgingen, wurden zum Theile Gemeingut des ganzen Volkes, zumal da sie ihm mit singbaren, wohlgefälligen Melodien zukamen. So entstand eine ganz neue Poesie, die nur deutsch sein wollte in Form, Gefühl und Gedanken. Solche Lieder neuerer Dichter, welche sich das Volk angeeignet hat, sind seine eigentlichste Literatur und meist der ganze Antheil, den es an deutscher Dichtung nimmt, und das ist denn so eigentlich unsere Nationalliteratur. Wir lernen daraus, was das Volk gern hat." (Hoffm. v. Fallersleben.)[1]) Hiermit erlebte unsere Poesie, namentlich aber die Lyrik, nach und nach eine wahrhaft nationale Wiedergeburt. Zur allseitigen Anerkennung gelangte diese neue Richtung unserer Poesie freilich erst durch die Häupter der „schwäbischen Dichterschule" (Uhland und Rückert, sowie durch Hoffmann v. Fallersleben) in unserem Jahrhunderte. Durch die Nachahmung der einfachen deutschen Volks- und Naturpoesie befreiten die volksthümlichen Dichter unsere Poesie immer mehr von den früheren gelehrten Fesseln (der Nachahmung des griechisch-römischen Alterthumes, sowie der Anlehnung an ausländische Dichtungen), und so erblühte allmählich „eine allgemeine deutsche Liederpoesie auf nationaler Grundlage". Die Componisten, welche den neuen volksthümlichen Liedern einfache, volksmäßige Melodien — im Anschlusse an bekannte Volksweisen — unterlegten, waren besonders: Hiller († 1804. „Der Schnee zerrinnt" v. Hölty. „Ohne Lieb' und ohne Wein" v. Weiße), Joh. Abr. Peter Schulz († 1800. „Der Mond ist aufgegangen" v. Claudius), Reichardt († 1814), dessen Tochter Louise Reichardt („Schnitter Tod"), C. M. v. Weber („Schlaf, Herzenssöhnchen". „Was glänzt dort vom Walde"), Fr. Schneider, André („Bekränzt mit Laub"), Zelter („Wenn Jemand eine Reise thut"), B. Klein, Nägeli („Goldne Abendsonne", „Freut euch des Lebens". „Kennt ihr das Land, so wunderschön"), Himmel („Wir sitzen so fröhlich beisammen"), Graun („Auferstehn"), Neithardt („Ich bin ein Preuße"), Methfessel („Der Gott, der Eisen wachsen ließ"), Neefe („Was frag' ich viel"), Bellmann („Schleswig-Holstein"), Silcher („Ich hatt' einen Kameraden". „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten". „Morgenroth"), Erk, Hentschel, Jacob, Irmer, Greef, Richter, Marschner u. a. m. Darum bezeichnete man diese Lieder (in musikalischer Hinsicht) auch als „Lieder im Volkstone". Nach dieser Seite hin sind sie also ebenfalls Lieder **für** das Volk.[2]) (Vergl. hierüber die genaueren Ausführungen in Kahle's Werke über Claudius und Hebel, S. 83. ff.) Die Dichter und Dichterschulen, welche zur Pflege und Förderung volksthümlicher deutscher Dichtung mehr oder weniger

---

[1]) Rud. Gottschall bemerkt in s. Lit.-Gesch. des 19. Jahrh. (1855. II., 96. 97.): „Die Göthe-Schiller'sche Lyrik war von ganz bestimmten Voraussetzungen der klassischen Schulbildung abhängig und ohne gelehrten Commentar in vielen mythologischen Einzelheiten unverständlich. Man kann diese Dichtung unmöglich für die geläuterte deutsche **National**poesie, für die höchste, unübersteigliche Stufe ihrer Entwickelung halten." Indeß besitzen wir von diesen Heroen unserer Dichtung auch manche volksthümliche Lieder, namentlich von Göthe.

[2]) Bürger sagt über das Wesen der volksthümlichen Lieder in der 2. Aufl. seiner Gedichte (1789. Vorrede) Folgendes: „Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit. — Ich kann nicht aufhören, die Poesie für eine Kunst zu halten, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte als solche, sondern für das Volk geübt werden muß. In den Begriff des Volkes aber müssen nur diejenigen Merkmale aufgenommen werden, in denen ungefähr alle Klassen (des Volkes) übereinkommen." Populär dichten erklärt er darauf noch als ein Dichten „innerhalb des allgemein anschaulichen und empfindbaren poetischen Horizontes". Während nun Grube bemerkt (Vortr. II., 4.),

beitrugen, waren namentlich: Hagedorn; Gellert; Lessing; die „preußische“ oder „Hallesche“ Dichterschule (Gleim, der Begründer der patriotischen Dichtung durch seine „preuß. Kriegslieder“ 1758; die Fabeldichter Willamov, Lichtwer u. Pfeffel —); Klopstock; Lavater; vor allen Dingen der „Göttinger Dichterbund oder Hainbund“ (1770), zu welchem Voß, Bürger, die beiden Grafen Stolberg, Hölty, Miller, Overbeck gehörten; Göthe und Schiller in bestimmten Liedern; ferner Claudius; Salis; Herder (in seinen Legenden, Paramythien, Volksliedern und didaktischen Dichtungen: „Palmblätter“); Krummacher; die „romantische Schule“ (Novalis, Tieck, Fouqué, Brentano, Eichendorff, Wilh. Müller, Chamisso); die Vaterlandsdichter (Arndt, Schenkendorf, Körner); die „schwäbische Schule“ (Hebel, Uhland, Rückert, Schwab, Kerner, Fröhlich, Hauff, Knapp); neuere volksthümliche Dichter (Hoffmann v. Fallersleben, Hey, Güll, Pocci, Enslin, Kopisch, Reinick, Agnes Franz, Louise Hensel — diese besonders als Dichter von Kinder- und Jugendliedern berühmt — ferner Heine, Geibel, Simrock in einzelnen Liedern, sowie die neueren geistlichen Dichter, z. B. Spitta, Fr. v. Meyer, V. v. Strauß, Knak, Gust. Jahn, Chr. v. Schmid, Knapp, Sturm u. A. m. Diesen bekannteren Dichtern schließt sich nun eine überaus zahlreiche Schaar anderer volksthümlicher Poeten aus dem vorigen und in unserem Jahrhunderte an.

Sammlungen volksthümlicher Lieder.

Durch die „Musenalmanache“, seit 1770, verbreiteten sich die neuen volksthümlichen Lieder unter den höheren Ständen. Darauf kamen sie durch „fliegende Blätter“ auf Jahrmärkten und Kirmessen in den Besitz und Gebrauch des Mittelstandes und der Landleute. Dadurch gewann die neue nationale Liederdichtung rasch einen glücklichen Erfolg: sie fand weite und dauernde Verbreitung und freundliche Aufnahme im Herzen, Gedächtnisse und Gesange des Volkes. Dies beförderten bald darauf besondere Sammlungen solcher Lieder noch mehr. Von Nicolai's Sammlung (1777) ist schon geredet worden. Die wichtigsten der späteren Sammlungen sind folgende: 1. Zachar. Becker's (1752, † 1822) „Mildheimisches Liederbuch von 518 lustigen nnd ernsthaften Gesängen,“ 1799. (Für Bürger und Bauern bestimmt. Eintheilung der Gesänge in 1) Lieder der Natur; 2) Lieder vom menschlichen Leben: a. vom sittlichen, b. vom häuslichen u. gesellschaftlichen Leben, c. vom bürgerlichen (oder Berufs-) Leben. Die letzte Auflage erschien 1822. Sie umfaßte bereits 800 Lieder!) 2. Christ. Heinr. Wolke: „210 Lieder fröhlicher Gesellschaft.“ Dessau. 1782. (Für Jünglinge höherer Stände.)

Für die Volksschule, in deren, durch Rochow's († 1805) „Kinderfreund“ (1776) hervorgerufenen Lesebüchern diese neuen Lieder, namentlich lyrische und didaktische, bald dauernde Aufnahme fanden, veranstaltete die erste hierauf bezügliche Sammlung der Hannoversche Lehrer Aug. Ludw. Hoppenstedt: „Lieder für Volksschulen.“ Hannover, 1783. (2. Aufl. 1800.) Hier herr-

---

daß uns die volksthüml. Lieder (als „Stamm, Zweig und Blüthe“) das Volkslied (als „die Wurzel“) „nicht ersetzen können“, erklärt Kahle (S. 83.), daß sie „gewissermaßen als Ersatz für das Volkslied gelten können, so lange des Volkes eigene poetische Kraft erlahmt ist.“

schen die religiös-sittlichen Lieder vor. (Eintheilung: 1) Schullieder, 2) religiös-sittliche Lieder, 3) „Lieder frommer Fröhlichkeit".)

Sammlungen von neueren volksthümlichen Geselligkeits-Liedern erschienen zu Dessau (1782) und Nürnberg, 1815. (4. Aufl. 1821.)

Für Schulen veranstalteten mehrere in Preußen viel verbreitete Sammlungen zuerst die Pädagogen Aug. Hartung (1790 u. 1816), ferner Zarnack: „Deutsche Volkslieder für Volksschulen" (1818) und Bagge: „Gedichtsammlung für Schulen" (1831). Seitdem hat diese Sammlerarbeit überaus zahlreiche Nachahmung gefunden.[1]) (Sehr verbreitet ist jetzt z. B. Heim's „Sammlung von Volksgesängen." 17. Aufl. Zürich. 1867. Hier sind aber die Texte vielfach sehr entstellt.)

Größere und für weitere Volkskreise bestimmte Sammlungen sind ferner folgende:

Langbein: „Deutscher Liederkranz." Berlin, 1820.

Hoffm. v. Fallersleben: „Deutsches Volksgesangbuch." Leipzig, 1848.

Ludwig Erk: „Deutsches Volksgesangbuch." 1856. (Enthält 232 Lieder.)

Fink: „Musikalischer Hausschatz der Deutschen." Leipzig, 1843. (Text und Clavierbegleitung von 1000 Liedern.) 4. Aufl. 1854.

Phil. Wackernagel: „Trösteinsamkeit." 1848. (Viele spätere Auflagen.)

Man vergl. auch kleinere Sammlungen, wie z. B. Erk's „Sängerhain" und „Kindergärtchen"; Greef's Männerlieder u. a. m.

Den Beschluß dieser Anführungen mögen folgende Worte aus Hoffmann's v. Fallersleben Schrift: „Unsere volksthümlichen Lieder" (Leipz. 1856, 2. Aufl. 1859) bilden (vgl. die Vorrede der 1. Aufl. S. XXII.): „Die volksthümlichen Lieder sind die eigentliche neuere Volksliteratur, denn von aller deutscher Dichtung sind nur sie ins ganze Volk gedrungen[2]) und sein wirkliches Eigenthum geworden. Mancher Deutsche weiß weiter nichts von schöner Literatur als diese Lieder, die er theils in der Schule gelernt hat, theils später als erwachsener Bursch im Soldaten- und Handwerkerstande lernt. Was er (von solchen Liedern) singt oder singen hört, gilt ihm für Gemeingut." Derselbe Forscher hat nachgewiesen, daß in der Zeit von 1717 bis 1851 im Ganzen 1031 volksthümliche Lieder bei uns entstanden sind.

Geschichtliche Uebersicht der bekanntesten volksthümlich-lyrischen Lieder.

A. Vor 1770:

1. Joh. Christian Günther († 1723, gebürtig aus Striegau): „Brüder, laßt uns lustig sein, weil der Frühling währet", gedichtet 1717.
2. Benj. Hancke (ein Schlesier, angestellt als sächsischer Beamter in Dresden): „Frisch auf, zum fröhlichen Jagen", geb. 1724. (Ein ähnliches Lied hat Fouqué gedichtet.)

---

[1]) Z. B. Ferd. Schmidt: Neues Wunderhorn für die Jugend. Th. Colshorn: Des deutschen Knaben Wunderhorn. Mägdleins Dichterwald. Der Deklamator. Vollbeding: Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit (mit Bildern v. Ludw. Richter) 1862. Viohl und Wentzel: Des Kindes Lust und Freude. 1862. Kähler: Kindliche Gedichte. 1853. Th. Ballien: Liederschatz für Schule und Haus. 1867. Merget: Geistliche Gedichte für Kinder. 1852. Schenkel: Blüthen deutscher Dichter für Kinder von 7 bis 10 Jahren. 1865. Krüger: Deutsche Gedichte für Schule und Haus. 1865. Ida Seele: Gedichte für das erste Kindesalter. 1866.

[2]) Natürlich mit Ausnahme der Volkslieder, was der berühmte Sprachforscher auch kurz vorher (S. XXI.) bemerkt.

3. Lessing († 1781): „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben", geb. 1747.
4. Klopstock († 1803): „Auferstehn, ja auferstehn", geb. 1757.
5. Gellert's († 1769) bekannteste geistl. Lieder (1757).
6. Chr. Fel. Weiße (1726 † 1804): „Ohne Lieb' und ohne Wein, was wär' unser Leben?" geb. 1761.
7. Gleim: „Rosen pflücke! Rosen blühn: Morgen ist nicht heut." 1764.

(Berühmt und vielverbreitet war auch das liebliche, zum Lobe Gottes mahnende Trostlied: „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall" [— überschrieben: „Schall der Nacht"] im Romane: „Simplicissimus" von Christoph v. Grimmelshausen [† 1676]. Dieser Roman erschien 1669 zu Nürnberg.)

B. Von 1770 bis 1800:

1. Göthe (1749 † 1832): „Kleine Blumen, kleine Blätter." 1771.
2. Martin Miller (1750 † 1814, Pfarrer in Ulm): „Das ganze Dorf versammelt sich." 1772.
3. Chr. F. Weiße: „Morgen, morgen, nur nicht heute." 1772.
4. Matth. Claudius († 1815): „Stimmt an mit hellem, hohem Klang." 1772.
5. Hölty († 1776): „Der Schnee zerrinnt; der Mai beginnt." 1773.
6. Derselbe: „Die Luft ist blau; das Thal ist grün." 1773.
7. Göthe: „Sah' ein Knab' ein Röslein stehn." 1773.
8. Derselbe: „Es war ein König in Thule." 1774.
9. Friedr. Leop. Graf zu Stolberg (1750 † 1819): „Sohn, da hast du meinen Speer." 1774.
10. Derselbe; „Mein Arm wird stark und groß mein Muth." 1774. — (In diesem Jahre, sowie im J. 1777 erschienen auch G. Wilh. Burmann's — 1737 † 1805 — Gedichte, z. B. „Arbeit macht das Leben süß" und „Schön ist die Natur.")
11. Claudius: „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher." 1775.
12. Bürger (1738 † 1794): „Hurre, hurre, hurre, schnurre, Rädchen, schnurre." 1775. (Von Bürger 1772: „Der Winter hat mit kalter Hand die Pappel abgelaubt.")
13. Christian Adolf Overbeck (1755 † 1821, Bürgermeister in Lübeck): „Komm, lieber Mai, und mache." 1775.
14. Hölty: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit." 1775. (Von ihm noch im J. 1776 gedichtet: 1) „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang' uns Lenz und Jugend blühn?" — 2) „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!")
15. Miller: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut." 1776.
16. Claudius: „War einst ein Riese Goliath." 1777.
17. Overbeck: „Blühe, liebes Veilchen." 1778.
18. Claudius: „Der Mond ist aufgegangen." 1778.
19. Jo. Heinr. Campe (1746 † 1818): „Schlaf, Kindchen, schlaf." 1779.
20. Cornel. Stockmann (1751 † 1821, Professor in Leipzig): „Wie sie so sanft ruhn." 1779.
21. Voß (1751 † 1826): „Gesund und frohes Muthes genießen wir des Gutes." 1780.
22. Carl Claudius (1757 † 1815, Sachse): „Komm, stiller Abend, nieder." 1780.
23. Salis (1762 † 1834): „Traute Heimath meiner Lieben." 1780.

24. Overbeck: „Warum sind der Thränen unter'm Mond so viel." 1780.
25. Lossius (1753 † 1817, Prediger in Erfurt): „An einem Fluß, der rauschend schoß." 1781.
26. Klamer Schmidt (1756 † 1824): „Hier sitz' ich auf Rasen." 1781.
27. Salis: „Bunt sind schon die Wälder." 1782.
28. Pfeffel († 1809): „Gott grüß euch, Alter." 1782.
29. Claudius: „Im Anfang war's auf Erden." 1782.
30. Göthe[1]): „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn." 1782.
31. Joh. Georg Jacobi[2]) (1740 † 1813): „Sagt, wo sind die Veilchen hin." 1782.
32. Göthe: „Was hör' ich draußen vor dem Thor?" (Aus dem Romane: „Wilhelm Meister", Theil I. S. 327.) 1782.
33. Derselbe: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß." 1782. (Aus demselben Romane, Th. I. S. 346.)
34. Claudius: „Wir pflügen und wir streuen den Samen." 1782.
35. Anton Dunker (Maler, 1746 † 1807): „Mein Herr Maler, wollt' er wohl." 1782.
36. Göthe: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'." 1783. — (Die Ballade: „Erlkönig" erschien schon 1781 im Singspiele: „Die Fischerin". Componirt von Reichardt 1793 und 1809.)
37. Schiller (1759 † 1805); „Freude, schöner Götterfunken". 1785. (Mehr durch die Melodie volksthümlich geworden).
38. Claudius: „Wenn Jemand eine Reise thut." 1785.
39. Caroline Rudolphi (Erzieherin, 1750 † 1811): „Im stillen, heitern Glanze." Um 1786.
40. Herder (1744 † 1803): „Flüchtiger, als Wind und Welle, flieht die Zeit." 1787.
41. Barbara Urner (bei Zürich, 1760 † 1803): „Goldne Abendsonne". 1788. (Nicht von Barth gedichtet, wie im Münsterb. Leseb. angegeben ist.)
42. Bürde (1753 † 1831): „Stimmt an den frohen Rundgesang." 1788.
43. Göthe: „Freudvoll und leidvoll." 1788. (Comp. von Reichardt. — Aus dem Drama: „Egmont.")
44. Voß: „O, der schöne Maienmond." 1789. (1781: „Seht den Himmel, wie heiter!")
45. Harries (1762 † 1802. Prediger bei Kiel): „Heil dir im Siegerkranz." 1790. (Nachgedichtet 1793 und 1801 von Schumacher).
46. Schmidt v. Werneuchen (Pastor, 1764 † 1838): „Ich wäre wohl fröhlich so gerne." 1790.
47. Vulpius (Verf. des Romanes: „Rinaldo." 1798. — 1762 † 1827): „Wenn's immer :,: wenn's immer so wär'." 1790.
48. Schikaneder (1751 † 1812. Theaterdir. in Wien): „In diesen heil'gen Hallen." 1791. (Aus der von Mozart comp. Oper: „Die Zauberflöte.")
49. Martin Usteri (Schweizer, 1763 † 1827): „Freut euch des Lebens." 1793.

---

[1]) Nach Hoffm. v. Fall. sind von Göthe 55, von Schiller nur 12 Lieder volksthümlich geworden. Vgl. dasselbe in Gödeke's Grundriß der deutschen Literatur, Buch VI. §. 272., und bei Kahle S. 343.

[2]) Im Jahre 1779 dichtete Jacobi das ebenfalls sehr bekannte und beliebte Lied: „Willst du frei und lustig gehn durch dies Weltgetümmel."

50. Bürger: „Mit Hörnerschall und Lustgesang." 1794.
51. Friderike Brun (1765 † 1835): „Wonne schwebet, lächelt überall." 1795.
52. Claudius: „Es stand ein Sternlein am Himmel." 1796. (In s. gesamm. Werken[1]), 1782, steht auch — Th. 4. S. 141. — das Lied: „Der Winter ist ein rechter Mann.")
53. Schiller: „Es reden und träumen die Menschen viel." 1797.
54. Haschka (Prof. in Wien, 1749 † 1827): „Gott erhalte Franz, den Kaiser." 1797. (Comp. von Haydn.)
55. Aug. Mahlmann (1771 † 1826); „Weg mit den Grillen und Sorgen." 1797.
56. Ludwig Tieck (1773 † 1853): „Wohlauf, es ruft der Sonnenschein." 1797. (Im J. 1796 das Herbstlied: „Feldeinwärts flog ein Vögelein.")
57. Schiller: „Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd." 1797.
58. Grübel (in Nürnberg, Dichter im bair. Volksdialekte, 1736 † 1809): „An Schlosser hat an Gsellen ghat." 1800.
59. Sauter (badischer Lehrer, 1766 † 1846): „Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor." 1796. (Nach dem bek. Volksl. in Wack. Leseb. I. S. 30.)

C. Von 1800 bis 1830:

1. Schiller: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften". 1801. (Aus dem Drama: „Jungfrau von Orleans.")
2. Witschel (Pastor, 1769 † 1847): „Ja, ich bin zufrieden." 1801.
3. Brentano (1778 † 1842): „Nach Sevilla." 1801. (Von ihm auch: „Es leben die Soldaten so recht von Gottes Gnaden.")
4. Fritz v. Ludwig (1755 † 1811): „Willkommen, o seliger Abend." 1801. (Er war preuß. Kriegsrath und mußte seit 1807 in Mecklenburg seine Zuflucht suchen, wo er nach einigen Jahren in bitterer Armuth starb, wie Hoffmann v. Fallersleben berichtet.)
5. Kotzebue (bekannter Lustspieldichter, † 1819.) „Es kann ja nicht immer so bleiben." 1802.
6. Schiller: „An der Quelle saß der Knabe." 1803.
7. Derselbe: „Mit dem Pfeil, dem Bogen." 1803.
8. Derselbe: „Vier Elemente, innig gesellt." 1803.
9. Mahlmann: „Das Laub fällt von den Bäumen." 1803.
10. Schiller: „Willst du nicht das Lämmlein hüten?" 1804.
11. Uhland (1787 † 1862): „Das ist der Tag des Herrn." 1805.
12. Derselbe: „Droben stehet die Kapelle." 1805.
13. Schwabe: „Dort sinket die Sonne im Westen." (Zuerst in Dolz' Jugendzeitung 1806. Leipzig.)
14. Müchler (aus Pommern, 1763 † 1857): „Freundlich glänzt an stiller Quelle." 1806.
15. Uhland: „Ich bin vom Berg' der Hirtenknab'." 1806.
16. Hahn (geb. 1772 in Zeiz): „Hopp hopp hopp! Pferdchen, lauf Galopp." (Zuerst in der Leipz. Jugendzeit. von 1807.)
17. Tiedge (1752 † 1841): „Schöne Minka, ich muß scheiden." 1808.
18. Fried. v. Schlegel (1772 † 1829): „Es sei mein Herz und Blut geweiht, dich, Vaterland, zu retten." 1809.

---

[1]) In der Ausgabe seiner Werke von 1777, S. 16. Th. 3. steht das schöne Lied: „Das schöne große Taggestirn vollendet seinen Lauf."

19. Ernst Moritz Arndt (1769 † 1860): „Es wächst ein Blümlein Bescheidenheit." 1809.
20. Uhland: „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein." 1809.
21. Derselbe: „Ich hatt' einen Kameraden." 1809. (Schon 1806: „Was klinget und singet die Straße herauf.")
22. Jos. v. Eichendorff (1788 † 1857); „In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad." 1809.
23. Arndt: „Und die Sonne sie machte den weiten Ritt um die Welt." 1809.
24. Derselbe: „Du lieber, heil'ger, frommer Christ." 1810.
25. Eichendorff: „Wer hat dich, du schöner Wald." 1810. (Comp. von Mendelssohn.) In demselben Jahre: „O Thäler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald."
26. Uhland: „Bei einem Wirthe wundermild." 1811.
27. Derselbe: „Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch." 1811.
28. Fink (1783 † 1847): „Aus dem Dörflein da drüben vom Thurme herab." 1811.
29. Wyß (Prof. in Bern, 1781 † 1830): „Herz, mein Herz, warum so traurig?" 1811.
30. Hiemer (ein Würtemberger, 1767 † 1822): „Schlaf, Herzenssöhnchen." 1811.
31. Göthe: „Ufm Bergli bin i gsessi." 1811.
32. Uhland: „Jung Siegfried." 1812.
33. Derselbe: „Singe, wem Gesang gegeben." 1812.
34. Th. Körner (1791 † 1813): „Das Volk steht auf." 1813. (Desgl.: „Frisch auf, mein Volk." 1813.)
35. Arndt: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ." 1813.
36. Heun (Clauren. 1771 † 1854, Niederlausitzer): „Der König rief, und Alle, Alle kamen." 1813.
37. Körner: „Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus." 1813.
38. Arndt: „Deutsches Herz, verzage nicht." 1813.
39. Körner: „Du Schwert an meiner Linken." 1813.
40. Max v. Schenkendorf (1783 † 1817): „Erhebt euch von der Erde." 1813.
41. Derselbe: „Freiheit, die ich meine." 1813.
42. Fouqué (1777 † 1843): „Frisch auf, zum fröhlichen Jagen." 1812.
43. Methfessel (Kapellmeister in Braunschweig, geb. 1785): „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerschall." 1813.
44. Göthe: „Ich ging im Walde so für mich hin." 1813.
45. Schenkendorf: „In dem wilden Kriegestanze." 1813.
46. Körner: „Vater, ich rufe dich." 1813.
47. Arndt: „Was blasen die Trompeten." 1813.
48. Körner: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein." 1813.
49. Arndt: „Was ist des Deutschen Vaterland." 1813.
50. Fried. Förster, geb. 1793: „Bei Wöbbelin im freien Feld." 1813.
51. Schenkendorf: „Als der Sandwirth von Passeier." 1814.
52. Derselbe: „Es klingt ein heller Klang." 1814.
53. Leonhard Wächter (Veit Weber, 1762 † 1837): „Kennt ihr das Land, so wunderschön." 1814. — (Nonne — 1785 † 1853 — „Flamme, empor!" 1814.)
54. Schenkendorf: „Wenn Alle untreu werden." 1814. (Aehnl. Lied von Novalis.)

55. Aloys Schreiber (Badenser, 1761 † 1841): „Glocke, du klingst fröhlich." 1816.
56. Heine (1799 † 1856): „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier." 1816.[1])
57. Kerner (1786 † 1862): „Wohlauf, noch getrunken." 1816.
58. Wilh. Gerhard (1780 † 1858): „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet." 1817.
59. Arndt: „Bringt mir Blut der edlen Reben." 1817.
60. Rückert (1789 † 1866): „Der alte Barbarossa." 1817.
61. Karl Follen (1795 † 1841): „Schalle, du Freiheitsgesang." 1817.
62. Joh. Falk (1768 † 1826): „Unter allen Wipfeln ist Ruh." 1817. (Vgl. B. 36.)
63. Friedr. Kind (1768 † 1843, Sachse): „Wir winden dir den Jungfernkranz". Aus der Oper: „Der Freischütz." 1817. (Comp. von C. M. v. Weber, † 1826).
64. Derselbe: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen." Aus der Oper: „Der Freischütz." 1817. (Comp. von C. M. v. Weber.)
65. Christoph v. Schmid (1768 † 1854): „Wie lieblich schallt durch Busch und Wald." 1817.
66. Kerner: „Preisend mit viel schönen Reden." 1818.
67. Aug. Zarnack (1777 † 1827): „Was kann schöner sein." 1818.
68. Duncker (Geh. Ober-Reg.-Rath in Berlin, † 1842): „Wo ist das Volk, das kühn von That." 1818.[2])
69. Rellstab (geb. 1799 in Berlin, † 1860): „Ich hab einen muthigen Reiter gekannt." 1820.
70. Ferd. Maßmann (Professor in Berlin, geb. 1797): „Ich hab mich ergeben." 1820.
71. Wilh. Müller (1794 † 1827): „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein." 1820. (Dichter der Griechenlieder, z. B. „Der kleine Hydriot"; des „Frühlingsmahles"; der „Forelle": „In der hellen Felsenwelle" u. s. w.)
72. Derselbe: „Der Mai ist auf dem Wege." 1821. (1818: „Das Wandern ist des Müllers Lust.")
73. Heine: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten." 1822.
74. Eichendorff: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen." 1822.
75. Heine: „Du bist wie eine Blume." 1823.
76. Kopisch (1799 † 1853): „Als Noah aus dem Kasten war." 1824.
77. Wilh. Hauff (1802 † 27): „Morgenroth." 1824.
78. Derselbe: „Steh' ich in finstrer Mitternacht." 1824.
79. Franz Kugler (1808 † 1858): „An der Saale hellem Strande." 1826.[3])

---

[1]) Ein ähnliches viel verbreitetes Lied hat Freiherr v. Zedlitz (1790 † 1862) gedichtet: „Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab."

[2]) Im J. 1819 erschien das von Conr. Kreutzer mit lieblicher Melodie versehene, weithin gesungene Lied des hessischen Tondichters Breitenstein: „Was schimmert dort auf dem Berge so schön."

[3]) Um diese Zeit sind auch folgende Lieder gedichtet: „Es ist bestimmt in Gottes Rath," von Frhr. v. Feuchtersleben in Wien (1806 † 49). Comp. von Mendelssohn. Ferner: „Müde bin ich, geh' zur Ruh," von Luise Hensel (geb. 1798 zu Linum in der Mark Brandenburg). Letzteres Lied erschien zuerst in Diepenbrock's „geistlichem Blumenstrauße". (1829.) Von diesem Dichter steht in Wack. Les. I., 120. das schöne Andachtslied: „Stilles Gotteslob". — Seltzsam's Leseb. S. 59. nennt Brentano als Dichter des Liedes von L. Hensel.

80. Carl v. Holtei (geb. 1797 in Breslau): „Schier dreißig Jahre bist du alt." 1827. (Aus dem Schauspiele „Lenore" als das „Mantellied" bekannt.)
81. Alexis (Häring, geb. 1798): „Fridericus Rex, unser König und Herr." 1829. (Aus dem patriotisch-preußischen Romane „Cabanis".)
82. Kerner: „Dort unten in der Mühle." 1830.
83. Thiersch (1794 † 1855): „Ich bin ein Preuße." 1830.
84. Hoffmann von Fallersleben (geb. 1798): „Wer hat die schönsten Schäfchen." 1830. (Von ihm 1829: „Morgen marschieren wir, ade!" — 1827: „Alles still in süßer Ruh.")

D. Seit 1830:

1. Jul. Mosen (1803 † 67): „Zu Mantua in Banden." 1832.
2. Spitta (1801 † 59): „Es zieht ein stiller Engel." 1833.
3. Vogl (geb. 1802 in Wien): „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand." 1834.
4. Heine: „Leise zieht durch mein Gemüth liebliches Geläute." 1834.
5. Geibel (geb. 1815): „Fern im Süd das schöne Spanien." 1834.
6. Gräfin v. Hahn-Hahn (geb. 1805): „Ach, wenn du wär'st mein eigen." 1835.
7. Hoffm. v. Fallersl.: „Kukuk, Kukuk ruft aus dem Wald." 1835.
8. Freiligrath (geb. 1810): „Mein Herz ist im Hochland." 1835. (Von ihm „Der Löwenritt" und das herzliche Lied von der Liebe Dauer: „O lieb', so lang' du lieben kannst".)
9. Hoffm. v. Fallersleben: „Der Sonntag ist gekommen." 1835.
10. Derselbe: „Morgen kommt der Weihnachtsmann." 1835.
11. Derselbe: „O, wie ist es kalt geworden." 1835.
12. Derselbe: „Winter, ade! Scheiden thut weh." 1835.
13. Geibel: „Der Mai ist gekommen; die Bäume schlagen aus." 1835.
14. Hoffm. v. Fallersleben: „Der Frühling hat sich eingestellt." 1836.
15. Lortzing (Componist in Berlin, 1803 † 51): „Sonst spielt' ich mit Scepter, mit Krone und Stern." 1837. (Aus der Oper: „Czar und Zimmermann.")
16. Hoffm. v. Fallersleben: „Treue Liebe bis zum Grabe." 1839.
17. Nic. Becker (1809 † 45): „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein." 1840.
18. Hoffm. v. Fallersleben: „Deutschland :|: über Alles." 1841.
19. Herloßsohn (1804 † 49): „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn." 1842. (Comp. von Abt.)
20. Franz v. Kobell (geb. 1803, Prof. in München, Dichter im bairischen Volksdialekte): „In den Augen liegt das Herz." (Um 1846.)
21. Vogl: „Gegrüßt, du Land der Treue." 1844.
22. Anton v. Klesheim (in Ungarn geb. 1815): „Wann's Mailüfterl weht."

(In vielen Lesebüchern für Volksschulen finden sich noch als allgemeiner verbreitete volksthümliche Lieder: „Wie ruhest du so stille." (Krummacher); „Wer will unter die Soldaten." (Güll); „Da kommt ja der liebliche Mai"; „Fahret hin:,: Grillen geht mir aus dem Sinn"; „Auf, ihr Turner, frisch und frei"; „Ruft hoch: Turnerei lebe!"; „Ach, wie ist's möglich denn"; „Die Sonn' erwacht in ihrer Pracht"; „Näher rückt die trübe Zeit" (Arnold); „Schlanke Tanne, trägst den Wipfel zu den Wolken hoch und hehr" (Niclas Müller); „Singt Gottes Lob im Winter auch" (Hey); „In der Heimath ist

es schön"; „In die Ferne möcht' ich ziehn" (Schenkendorf); „Morgen muß ich fort von hier"; „Es kamen grüne Vögelein" (Rückert); „Ziethenlied" (Fontane); „Sind wir vereint zur guten Stunde" (Arndt, 1814); „Wo man singet, laß dich ruhig nieder," v. Seume, 1804, (1793 † 1810); „Ohne Sang und ohne Klang, was wär' unser Leben?" (Zarnack); „Fuchs, du hast die Gans gestohlen" (Anschütz); „O heil'ges Kind, wir grüßen dich" (Pocci); „Aus dem Himmel ferne" (Hey); „Der beste Freund ist in dem Himmel" (Schmolck); „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'" (Paul Gerhardt); „Erwacht vom süßen Schlummer" (Lavater); „Ich bete an die Macht der Liebe" (Tersteegen, † 1769); „Immer muß ich wieder lesen"; „Leise, leise, fromme Weise" (Fr. Kind); „Lobt den Herrn! die Morgensonne weckt die Flur aus ihrer Ruh" (Patzke, † 1787); „Loset, was i euch will sage" (Hebel, 1803); „Lobt froh den Herrn" (Geßner); „Nach dem Sturme fahren wir sicher durch die Wellen" (Falk); „Weißt du, wie viel Sternlein stehen" (Hey); „Dem Ew'gen unsre Lieder" (Fink); „Es lächelt aufs neu der fröhliche Mai" (Weiße); „Auf den grünen Rasen geht mein Schäfchen grasen" (Anschütz); „Bei der stillen Mondeshelle" (Jacobi); „Wie duften doch die Blümelein" (Enslin); „Ich weiß ein kleines Hämmerlein" (Hagenbach); „Das schönste Land hienieden" (Pulvermacher); „Ein kleiner Käfer schwirrte" (Dinter); „Was wär' ich ohne Lieder" (Kritzinger); „Kindlein, kommt, ich will euch zeigen" (Lieth); „Es geht durch alle Lande ein Engel" (Lieth); „Alles neu macht der Mai" (Adam von Kamp); Falk's „Hirtenreigen"; „Hoch die Fahnen" (Dunker); „Und dräut der Winter noch so sehr" (Geibel); „Wer recht in Freuden wandern will" (Geibel); „Die Lerche hat erspüret ein Würmlein auf dem Feld" (Güll); „Die Sonne blickt mit hellem Schein" (Harder); „Es steht im Meer ein Felsen" (Fr. von Meyer); „Flamme, empor" (Nonne); „Durch Feld und Buchenhallen" (Eichendorff); „O wunderbares, tiefes Schweigen" (Derselbe); „Gott mit uns" (Blücherlied, von Adelheid v. Stolterfoth); „Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee" (Bertuch, 1746 † 1822); „Es war einmal ein hübsches Ding von Farbe und Gestalt" (Derselbe). [1]

---

[1]) Der Uebersicht wegen und um weiter Suchenden behilflich zu werden, stehe hier noch anmerkungsweise eine alphabetisch geordnete Tabelle der wichtigsten neueren volksthümlichen Dichter:

Alexis.
Anschütz.
Arndt.
Arnold.
Becker.
Bertuch. („Wiegenlieder." 1772.)
Brentano.
Bornemann. (1767 † 1851. Lieder im plattdeutschen Dialekte.)
von Boyen. (1771 † 1848. Der Preußen Losung.)
Brun.
Bürde.
Bürger.
Campe. (1746 † 1818.)
Castelli (geb. 1781 in Wien. Lieder im österreich. Dialekt. 1828.)
Chamisso (1781 † 1838).
Chemnitz (Straß).
Claudiks, Matth.
Claudius, Georg Carl.
Clauren (Heun).
Conz (1762 † 1827).
Sim. Dach († 1659).
Dinter († 1831).
Dunker.
Eichendorff.
Enslin.
Falk.
Fink.
Feuchtersleben.
Fr. Förster.
Follen.
Fontane.
Fouqué.
Frege.
Freiligrath.
Fröhlich († 1865).
Geibel.
Gellert († 1769).
Giesebrecht (g. 1792. „Der Lootse.")
Paul Gerhardt.
Wilh. Gerhard.
Gleim.
Göthe.
Gruppe.
Güll (g. 1812).
Günther († 1723).
Grübel.
Hagedorn (1708 † 54. „Der Nachtigall reizende Lieder." 1752.)
Hahn-Hahn.
Friedr. Halm (g. 1806. „Mein Herz, ich will dich fragen." 1842).
Hancke.
Hardenberg (Novalis. „Der ist der Herr der Erde." 1800. — „Wenn ich ihn nur habe." 1800).
Harries.
Haschka.
Hauff.
Hebel.
Heine.
Hensel.

Die lyrischen Dichtungen pflegt man nach ihrem Inhalte zu sondern, und zwar in Lieder von der Natur, von Gott (— Andachtslieder —) und vom menschlichen (sittlichen, häuslichen, geselligen, bürgerlichen u. s. w.) Leben.

Volksthümliche Naturlieder.

(Besondere Sammlungen von deutschen Naturliedern überhaupt veranstalteten die Pädagogen Wilmsen — im Anfange unseres Jahrhundertes — ferner Grube: „Das Buch der Naturlieder", Leipz. 1851, endlich Brandt: „Die Pflanzenwelt in Liedern," 1850. und „Das Pflanzenleben in Liedern." 1866.) [1])

Diese Liedergruppe läßt sich in folgende Arten eintheilen:

1. Lieder der **Naturstimmung** (des Naturgenusses, der Naturfreude, z. B. Lenzlieder; Mailieder; Sommerlieder; Herbstlieder; Winterlieder; Waldlieder; Nachtlieder; Berglieder; Reiselieder; Wanderlieder; Erntelieder u. s. w.): **rein lyrische** Naturlieder. (Theilweise Lieder v. menschl. Leben.)
2. Lieder der **Natursinnigkeit**, in denen:
   a. die Naturwesen als Sinnbilder (Symbole, Metaphern) des Geistigen (d. h. Gottes und der Menschheit) dargestellt sind, weshalb hier zu scheiden sind:
      1. **religiöse** Naturlieder (die Gott aus der Natur erkennen und anbeten lehren oder eine durch die Natur hervorgerufene Andachtsstimmung darlegen);
      2. **vergeistigende** Naturlieder [2]) (Personifikationen);
   b. in denen ferner das Naturleben als ein sittlich auf den Menschen wirkendes Abbild sittlich-religiöser Wahrheiten erscheint: **parabolische** Naturlieder (in denen Bild und Deutung mit einander verschmolzen sind);

Herder.	Kopisch.	Müchler.	Schubart († 1791).
Herloßsohn.	Kosegarten.	Wilh. Müller.	Schwab.
Herwegh.	Kotzebue.	Nicl. Müller.	Schwabe.
Hesekiel.	Krummacher.	Overbeck.	Seume.
Hölty.	Kugler.	Pfeffel.	Spitta.
Hoffm. v. Fallersl.	Langbein.	Reinick.	Thiersch.
Holtei.	Lavater.	Rellstab.	Tieck.
Jacobi.	Lessing.	Rudolphi.	Tiedge.
Jung Stilling (1740 † 1817).	Lieth.	Rückert.	Stolberg.
Kamp.	Löwenstein.	Salis.	Sturm.
Kerner.	Mahlmann.	Sauter.	Uhland.
Kind.	Maßmann.	Schenkendorf.	Urner.
Ew. v. Kleist.	Matthisson (1761 † 1831).	Schiller.	Usteri.
Kletke.	Meyer.	Schlegel.	Vogl.
Klopstock.	Miller.	Schlez (1759 † 1839).	Voß.
Knapp.	Michaelis († 1772).	Chr. v. Schmid.	Wächter.
Kobell.	Mörike.	Schmid v. Werneuchen.	Weiße.
Körner.	Mosen.	Klamer Schmidt.	Witschel.
		Schreiber.	Zarnack.

[1]) Aus den Sammlungen von Brandt und Grube sind in das Münsterb. Leseb. aufgenommen folgende Lieder: „Eisblumen"; „Lob der Aster" (Th. I. S. 75. und II. 65); „Die Ernte" (Th. I. S. 57.)

[2]) Z. B. Rückert's Lied: „Fräulein Luft und Junker Duft" (Wack. Leseb. Th. I. S. 148.), welches die schnelle und innige Verschmelzung des Blüthenduftes mit der Luft zu einem lustigen Spiele von Kindern vergeistigt, die einander haschen und zuletzt mit einander davoneilen.

c. oder als ein gemäldeartiges Abbild irgend eines anderen ähnlichen Lebens: **allegorische Naturlieder.** [1]) (Z. B. Rückert's Lied von den grünen Sommervöglein, welches das Leben der Blätter als ein Leben der Vögel darstellt.)

3. Lieder der **Naturschilderung** (oder Naturmalerei, wie Naturscenen, Naturbilder, Landschaftsbilder.)

Die Lieder ad 2. und 3. gehören sonst zu den Arten der didaktischen oder lehrhaften Dichtung. (Die Lehre erscheint hier in bildlicher Hülle oder ist Schilderung [2]) der Natur.)

4. Naturlieder **für Kindheit und Jugend** (die jeder der drei vorigen Arten angehören können.)

a. Grimmelshausen. Spee. Harsdörffer. P. Gerhardt. Tersteegen.

In vielen Naturliedern tritt aber eine Mischung des eben dargelegten verschiedenen (lyrischen, didaktischen, schildernden und kindlichen) Inhaltes derselben deutlich zu Tage. Dies ersieht man schon aus einigen Naturliedern früherer Jahrhunderte, die in Sammlungen und Lesebüchern jetzt noch Aufnahme zu finden pflegen. Solch ein Naturlied ist z. B. das liebliche Lied: „Schall der Nacht" von Christoph v. Grimmelshausen (geb. 1625 in Kurhessen, † 1676) in desselben Romane: „Simplicissimus" (1669). Es enthält nämlich theils eine Mahnung eines Einsiedlers im Spessart an die Nachtigall, gemeinsam mit dem frommen Klausner in nächtlicher Waldeinsamkeit zu „singen von Gottes Güt' und seiner Macht" — ist also ein religiöses Naturlied — theils aber ist in das Ganze verwoben eine Schilderung der öden, nächtlichen Waldwildniß, und endlich werden im Liede das „wilde Echo", das Heer der Sterne, ja selbst die „heulende Eule" im Vereine mit der „lieblichen" Nachtigall zu lobpreisenden Menschen vergeistigt. (In Grube's Sammlung steht das Lied auf S. 143., desgl. im Leseb. von Lüben und Nacke Th. V. No. 129.) Das Lied hat zugleich den (fünfmal) am Schlusse der Verse auftretenden Kehrreim:

„Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben."

Der katholische Sänger Spee in Köln († 1635), namentlich als geistlicher Dichter wie als Naturmaler hervorragend, hat ein liebliches Lied über „die wunderbare Haushaltung der Bienen" verfaßt, welches in Grube's Sammlung (S. 163. ff.) mitgetheilt ist. In den ersten 17 Versen wird das arbeitsame Leben der Bienen auf's genaueste, dazu höchst anschaulich und anziehend geschildert. In den folgenden 4 Versen wird der große Nutzen dargelegt, den die Früchte ihres Fleißes den Menschen gewähren. Außerdem weiset das Lied aber auch auf den Dienst hin, den das Bienenwachs mit den vielen Lichtern,

---

[1]) In der Allegorie findet sich meist etwas Räthselartiges, weshalb diese Art der Naturlieder fast mit derjenigen zusammenfällt, in welcher der Natur persönliches Leben und geistiges Wesen, kurz Beseelung beigelegt wird. Deshalb fassen wir oft beide Arten zusammen. Die Allegorie will belehren, die Parabel ermahnen.

[2]) Meistentheils gelten die schildernden und beschreibenden Lieder als Arten der epischen Dichtung.

die in den Kirchen angezündet werden, dem Gottesdienste der Christen leistet.[1]) Insofern vermischt sich hier wieder ein lehrhafter und religiöser Zug mit der sonst vorherrschenden malerischen Naturschilderung. Die religiöse Bedeutung des Liedes wird durch die beiden Schlußverse über jeden Zweifel erhoben, denn hier fordert der Sänger „alle Völker und Menschen" zum gemeinsamen jauchzenden Dankopfer auf, das dem „Schöpfer der Naturen" dargebracht werden soll, der uns in diesen „Vöglein wunderfein" so liebliche „Gaben" bescheert hat. Wie im vorigen Liede wird endlich auch in diesem den bewußtlosen Naturwesen menschlich-persönlicher Charakter beigelegt: die Bienen erscheinen als vergeistigte Wesen, die mit vollem Bewußtsein, wie der fromme Christ, Gott loben, ehren und preisen, da sie

„dem Schöpfer lieb und werth
so manche Kerzen verehren unbeschwert."

In diesem Liede treten, beiläufig gesagt, manche älterhochdeutsche Wortformen auf, z. B. heißt es (im 1. Verse) von den Blümlein, daß sie jetzt (am Anfange des Lenzes) „schon gaffen und gienen" — offenbar ein damals übliches „Wortpaar" (— eine Art der „figürlichen" Redeform —), welches besagt: die frisch erblühten Pflanzen schauen, gleichsam erwartungsvoll, aus mit geöffnetem Blumenkelche auf die beflügelten Gäste (denn „gienen" = „gähnen", den Mund öffnen. Vgl. „gähnender Abgrund.") Also auch hierin zeigt sich Personifikation. Sehr sinnig ist der Saft der Blümlein als „Blumenblut", der Bienenstock als „edle Wächsenburg" bezeichnet. Die Bienen erscheinen als „gelbe Kriegerlein", die „mit Trommeln und Trompeten" auf Raub ausziehen, dann als fleißige Bauleute und als „stolze Bürgerschaft" unter einem erwählten Könige, ja endlich als sorgsam erziehende und unterweisende Familienväter. So durchweht die Vergeistigung der Naturwesen das Lied nach den verschiedensten Seiten hin.

Im Münsterb. Leseb. (Th. II. S. 52.) steht ein vielfach ähnliches Bienenlied aus fast gleicher Zeit: „Lied von den Honigvögelein" vom Nürnberger Dichter Harsdörffer † 1659. Man tadelt mit Recht an diesem Poeten seine vielfach geschmacklose, geschraubte und gezierte Dichtungsmanier. Aber das oben genannte Lied ist eines seiner gelungensten. Der Dichter pflegte die allegorische und parabolische Poesie mit großer Vorliebe: im Jahre 1650 erschienen seine Fabeln, Räthsel und Parabeln. Unser Lied[2]) bekundet sich nun von vornherein

[1]) „Wer mag es auch erdenken, was jährlich ohn' Verzug
Dem lieben Gott sie schenken aus ihrem Blumenflug?
Sie tausend, tausend, tausend Ihm Lichter zünden an,
So Tag und Nacht in tausend und tausend Kirchen stahn.

Dem Schöpfer sie zu Ehren in lind gewirktem Flachs
Unzählbar Feu'r ernähren von gelb und weißem Wachs,
Unzählbar Ihm Laternen erhalten Tag zu Tag:
In Wahrheit sie den Sternen mit nichten geben nach."

[2]) Die Grundlage desselben scheint aber ein ganz ähnliches Volkslied zu sein, das im „Wunderhorn" und in Grube's Samml. S. 167. steht. In diesem „Bienenliede" fehlt nur die religiöse und parabolische Wendung: es ist reine Naturschilderung. Der Vergleichung wegen stehe hier der erste Vers:

„Ein Liedlein will ich singen
Von Honigvögelein,
Die hin und her sich schwingen,
Wo bunte Blumen sein.

als ein parabolisches Naturlied, und zwar als ein religiöses. Das friedliche, liebevolle Leben der Christenheit wird, mit einer deutlich hindurchklingenden Beschämung und Mahnung, unter dem Abbilde des emsigen, Niemanden gefährdenden, friedsamen und segensreichen Bienenlebens dargestellt. Diese Deutung fügt der Dichter auch am Schlusse des ersten Verses hinzu:

„Ich singe von den Bienen,
Dem Bild der Christenheit."

Ein fast in alle Lese- und Gesangbücher aufgenommenes Naturlied, das ebenfalls aus dem 17. Jahrhunderte stammt und einen ähnlichen gemischten Inhalt hat, ist das liebliche Sommerlied unseres Paul Gerhardt (1606 † 1676).[1]) Die ersten 7 Verse enthalten im Rahmen einer Wanderung eine treffliche Schilderung des Pflanzen- und Thierlebens im Sommer. Die darauf folgenden zeigen den segensreichen Einfluß einer herzlichen und zugleich sinnigen Betrachtung der sommerlichen Naturschönheit: die andachtsvolle Erhebung des Wanderers zum aufrichtigen Lobe Gottes, womit sich die sehnsüchtig hoffende und ahnende Aufschau auf die Herrlichkeit des ewigen (Sommer)-Lebens und ein inniges Gebet um Gottes Segen und Gnade verbindet. So ist dies ein zugleich schilderndes und religiöses Naturlied. Ja, die irdische Sommerschöne erscheint hier nebenbei nicht nur als ein (durch die Schlußverse klar erwiesenes) Abbild der jetzt für uns völlig unvorstellbaren Herrlichkeit des seligen Lebens der Ewigkeit, sondern sogar als ein weissagendes Vorbild (Typus) der letzteren. Insofern geht ein fast prophetischer Zug durch dies natursinnige Lied. Das christliche, Gott in der Natur suchende „Herz" vertieft sich ja hier, wie der Dichter gleich anfangs betont, ahnend in die religiös-geheimnißvolle Bedeutung der Natur, was mit der biblischen Prophetie völlig zusammenstimmt. (Vgl. den „neuen Himmel und die neue Erde.") Darauf führt auch der oft vorkommende Anklang an biblische Ausdrucksweisen, z. B. „Salomonis Seide" in V. 2. (vgl. dazu Matth. 6, 29.) — „und trüge meine Palmen" (vgl. V. 11. des Liedes: „Befiehl du deine Wege": „Gott giebt dir selbst die Palmen in deine rechte Hand") in V. 9., was (nach 1. Macc. 13., 51. und Neh. 8., 15.) auf die ehrenvolle Aufnahme und den Gnadenlohn der treuen Christen bei Gott hindeutet; — „schattenreiche Myrthen" am Bachesrande — ein orientalisches Naturbild — was in unseren Landschaften durch das dunkle Gebüsch der Erlen und Weiden erklärt werden muß.

Uebrigens begegnet uns auch in den herrlichen evangel. Lobliedern von Neander, Mentzer, Gerhardt („Sollt' ich meinem Gott nicht singen." — „Ich singe dir mit Herz und Mund" —) und Gellert: („Wie groß ist des Allmächt'gen Güte." — „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht", hier besonders in V. 4.: „Dich predigt Sonnenschein und Sturm" —) eine symbolische, und zwar religiöse Deutung der Natur, der sich öfters die Personificirung der Naturwesen beigesellt. Den Anstoß zu solch christlicher Naturbetrach-

---

Das Völklein in dem Grünen
Es schmauset auf der Weid:
Ich singe von den Bienen
Wohl auf der freien Heid."

[1]) Im Münst. Leseb. III., 137., bei Wackernagel I., 199. Der Lübeck'sche Superintendent Dr. Götze schrieb im J. 1728 eine besondere erbauliche Auslegung dieses Liedes. („Geh aus, mein Herz, und suche Freud'.") Im Münst. Leseb. ist das Lied um 6 Verse verkürzt. Vollständig in Anders und Stolzenburg's geistl. Liedern No. 142.

tung gab bereits Joh. Arnd's (1555 † 1620), des berühmten General-Superintendenten von Braunschweig, köstliches „Buch vom wahren Christenthume“ (1605), dessen vierter Theil zeigt: „wie das große Weltbuch der Natur nach christlicher Auslegung von Gott zeuget und zu Gott führet.“ Denn „die Creaturen sind Boten Gottes, so uns zu Gott und Christo führen“. Noch viel eingehender hat diese Bedeutung der Natur dargelegt Chr. Scriver (1629 † 1693), Prediger in Magdeburg, in „Gotthold's zufälligen Andachten“ (1671), jedoch mit dem Unterschiede, daß hier in den verschiedenartigsten Vorgängen des Natur- und Menschenlebens sittlich mahnende Abbilder eines frommen christlichen Lebenswandels erkannt werden, was diesem Buche den Charakter einer parabolischen Naturauffassung aufprägt. Scriver sagt ausdrücklich: „Das große Buch der Natur ist allenthalben mit guten Erinnerungen beschrieben, wenn wir nur Augen hätten, ihrer wahrzunehmen, und Herzen, sie zu betrachten.“ [1]) Zu natursinniger Betrachtung gehört eben ein empfänglicher Sinn, nicht aber der kalte, klügelnde Verstand. (Im Münsterb. Leseb. Th. II. S. 94. und 145. befinden sich zwei religiöse Parabeln aus dem eben genannten Werke Scrivers: „Die Kirchthürme“ und „die rauchenden Schornsteine.“)

Ein dieser Naturpoesie verwandtes Liedchen des berühmten geistlichen Dichters [2]) Gerhard Tersteegen (1697 † 1769) zu Mühlheim a. d. Ruhr ist in Seltzsam's „Lesebuche für das mittlere Kindesalter“ (Breslau, 1862) auf S. 215. mitgetheilt: „Die Sonnenblume.“ Er nannte diese kleinen Parabeln „Schlußreime.“

„Die Sonnenblume liebt das Licht,
Sie will sich stets zur Sonne drehen:
So mußt du Gottes Angesicht,
Willst du nicht irren, auch ansehen.“

Wegen ihrer Kürze und sinnigen Tiefe nähern sich diese kleinen Naturlieder fast der (lehrhaften) Spruchdichtung. Die eigenthümliche Regung jener Blume erscheint dem empfänglichen Betrachter als ein zwar stummer, doch deutlich mahnender Wink und Fingerzeig für des Menschen tägliches Trachten und Sinnen. Wo die Natur als Symbol aufgefaßt wird, da verkündet, lehrt und predigt sie wie ein Buch von Gottes Dasein, Wesen und Wirken (— nach Psalm 19. —): wo sie aber, wie hier, als Gleichniß (Parabel, Abbild) angeschaut wird, da mahnt sie mächtig, gleichsam wie ein allezeit Gottes Ehre in stiller, unaufhörlicher Harmonie feiernder Andachtstempel, den Menschen zum Gedenken und Befolgen des heiligen Willens Gottes (— vgl. des Herrn Gleichnisse in Matth. 13. —) Unser Liedchen macht aber die Schilderung des Lebens der Sonnenblume zum Ausgangspunkte dieser sinnigen Deutung. Darum treffen wir auch hier wieder auf den oben besprochenen gemischten Inhalt vieler Naturlieder.

Auch die Kunstdichtung, namentlich die geistliche Poesie, verfolgte seit 1750 mit großem Eifer — um den durch die falsche „freigeistige Aufklärung“

---

[1]) Diese sittlich mahnende, parabolische Naturbetrachtung herrschte bei uns namentlich im 17. Jahrhunderte in der Literatur, wovon auch die sinnigen Parabeln des in jener Zeit lebenden Dichters Samuel von Butschky Zeugniß geben, die er unter dem Titel: „Das Rosenthal“ (1679) herausgab. Drei derselben stehen in Wackern. Leseb. I. 159., 199. und II. 2. (Die Erde. Boten göttlicher Vorsorge. Die Jahreszeiten.)

[2]) Von ihm stammen die Lieder: „Ich bete an die Macht der Liebe.“ — „Siegesfürste, Ehrenkönig.“ — „Gott ist gegenwärtig.“

(Deïsmus, Rationalismus) jener Zeit angegriffenen christlichen Glauben zu vertheidigen — die Bahnen dieser Mischpoesie des schildernd-religiösen Naturliedes. Sie suchte meist dem Verstande Gottes Dasein und einige Seiten seines Wesens (Macht, Weisheit, Güte) aus der Herrlichkeit der Natur zu erweisen. Aber zu einer Einsicht in die tiefere Bedeutung der Natur — daß sie nämlich insgesammt und im Einzelnen eine, die Bibel erklärende, ergänzende und (symbolisch wie parabolisch, ja typisch-prophetisch) erläuternde Gottesoffenbarung ist — gelangten nur wenige dieser Dichter. (Diesen tieferen Blick gewahren wir aber bei Gellert, Hamann, Oetinger, Flattich, Claudius, Jung-Stilling, Fr. v. Meyer, G. H. v. Schubert u. A. m.) Solche Vertreter der religiösen und schildernden Naturpoesie auf dem Gebiete der Kunstdichtung[1]) sind Heinr. Brockes (1680 † 1747), namentlich durch die bis in's Kleinste ausmalende Naturschilderung sich auszeichnend (z. B. im Liede: „Kirschblüthe bei der Nacht;" „Morgenandacht im Garten"); Drollinger († 1742), besonders aber Albrecht von Haller, der große schweizerische Dichter und Gelehrte (1708 † 1777) und der, auch durch Gaben volksthümlicher Poesien bekannte Friedr. v. Hagedorn (1708 † 1754), Sekretär in Hamburg, ferner auch Ewald v. Kleist (1715 † 1759 bei Kunersdorf) und Joh. Ludw. Gleim (1719 † 1803). Auch die beiden letzteren Männer haben zur Pflege der volksthümlichen Poesie ihren Beitrag geliefert.

b. Hagedorn. (Gleim. Kleist. Klopstock. Herder.)

In Wackern. Leseb. Th. I. S. 136. steht Hagedorn's Mailied („Der Nachtigall reizende Lieder u. s. w.") in sehr verkürzter Gestalt. Es erschien im Jahre 1747 unter seinen „Oden und Liedern" und hat sich, abgesehen von einigen seiner Fabeln, unterstützt durch Reichardt's ansprechende Composition (1781), am längsten unter seinen Liedern erhalten. Die weggelassenen fünf Verse eignen sich ihres genußsüchtigen Inhaltes wegen nicht für das Lesebuch. Diesem Naturliede fehlt die lyrische Stimmung: es ist bloße Schilderung. Das leicht dahinfließende Versmaß und die wohlklingende Sprache machen das heitere Lied sehr anziehend. Dasselbe schildert, wie der Wiedereintritt der wonnigen Maienzeit (der „fröhlichsten Stunden im Jahr") durch das neu erwachte, frische Leben in der Welt der Vögel, Pflanzen und Gewässer den Menschen angekündigt wird, wodurch letztere zur ausgelassensten Fröhlichkeit angetrieben werden. (Man beachte, wie die Ausdrücke: „klappern, schwatzen, gaukeln — spielende Wellen" die erneute Frische und Heiterkeit des Lebens der jungen Lenznatur so anschaulich und malerisch abbilden.) Nur ein religiöses Naturlied rührt von Hagedorn her: „Gottes Größe" (1744), das sich ganz und gar der Naturandacht der Psalmen und des Buches Hiob anschließt: „Herr, dessen Weisheit ewig ist, Herr, der du aller Wesen Quelle, Erhabner als der Himmel bist Und tiefer als die tiefste Hölle. Wer mißt den Donner deiner Macht? Du breitest aus die Mitternacht Und zählst die Stern' als eine Heerde. Dem Winde giebst du sein Gewicht, Dem Wasser Maß, den Sonnen Licht Und hängst an nichts die Last der Erde."

---

[1]) Proben der Naturpoesien dieser Dichter finden sich, außer in den zahlreichen Lesebüchern für höhere Schulen und Gedichtsammlungen (z. B. von Mager, Viehoff, Echtermayer, Wolff u. A. m.), in der trefflichen Sammlung evangel. Kirchenlieder in Klaiber's „Evang. Volksbiblioth." Band V. (von Pressel). Stuttg. 1863. S. 923. ff. (Seminarbibliotheken ist die Anschaffung dieses Werkes sehr zu empfehlen.)

Von dem Begründer unserer volksthümlichen Vaterlandsliederdichtung, Gleim in Halberstadt, werden, neben mehreren Fabeln, in manchen Sammlungen auch einige religiöse Naturlieder aufgeführt, z. B. das „Lied eines Säemanns". Ein recht sinniges, spruchartiges Gedicht Gleim's über die Bedeutung der Natur als eines göttlichen Offenbarungsbuches findet sich in Brandt's neuester Pflanzenliedersammlung (1866, S. 8.):

„Die große Bibel der Natur
Liegt aufgeschlagen! Leser, lies!
Wenn du nicht viel willst, wenig nur!
S'ist viel darin! Ein Rosenblatt,
Ist's gleich so klein, daß ihrer sieben
Nicht groß sind: Gottes Finger hat
Zum Lesen etwas drauf geschrieben."

Ewald von Kleist, der Dichter des großen schildernden Gedichtes: „Der Frühling" (1749), in Gedichtsammlungen durch seine poetische Erzählung „Der gelähmte Kranich" (Wack. I., 215.) und die Idylle (— Erzählung von einfachen Begebenheiten aus dem Leben der Fischer, Schäfer, Hirten, Jäger —) „Irin" bekannt, ist ein Meister in der anmuthig malerischen und andachtsvollen Schilderung der Naturschönheit und des Naturlebens. In seinen „Hymnen und Oden" tritt dies ebenfalls deutlich hervor. Die mächtige, würdevolle Sprache in seinen Dichtungen, die zwar der Kunstpoesie angehören, macht dazu auf den Leser einen erhebenden Eindruck. Grube hat in seine Sammlung Kleist's Hymne: „Gott ist groß" — einen gewaltigen Lobpreis Gottes in der Natur — mit aufgenommen (desgl. in Lüben's und Nacke's Leseb. IV. No. 102.):

„Groß ist der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen;
Seine Wagen sind die donnernden Gewölke
Und Blitze sein Gespann.

(Schlußvers:) Die Sonne steige nie aus rother Fluth
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigst mit
Der Stimme der Natur!" [1])

Die Natursinnigkeit ist, wie Grube (in s. Samml. Vorw. S. XIV.) bemerkt, „ein zarter, keuscher, religiöser Sinn, der mit jugendlicher Empfindungsfrische an die Natur herantritt, um das Geistige in dem Leiblichen zu schauen, das Göttliche in dem Weltlichen zu verehren." Natursinnige Lieder, seien sie Naturandachten, Naturpersonifikationen, Allegorien oder Parabeln, werden also „dazu dienen, den Schüler hinüberzuleiten zur tieferen Auffassung der Naturerscheinungen, indem sie das Gefühl erwecken des Naturgeistes, der klar und vernehmlich zum Menschengeiste spricht." (Das Regulativ v. 3. Oct. 1854 fordert für die Volksschule die Vermittelung eines solchen Verständnisses der in Verbindung mit den realistischen Lesebuch-Abschnitten zu erklärenden Naturgegenstände und

---

[1]) In Klaiber's vorhin gen. „Ev. Volksbiblioth." V. (poet. Theil v. Pressel.) S. 947. ist Kleist's herrliche, ebenfalls dem Gebiete der poetischen Naturandacht zugehörige Ode „Lob der Gottheit" mitgetheilt:

(Vers 1:) „Tausend Sternenheere loben meines Schöpfers Pracht und Stärke;
Aller Himmelskreise Welten preisen seiner Weisheit Werke;
Meere, Berge, Wälder, Klüfte, die sein Wink hervorgebracht,
Sind Posaunen seiner Liebe, sind Posaunen seiner Macht." —

Das Lied befindet sich auch in der trefflichen Sammlung neuerer religiöser Lieder von Jul. Hammer: „Leben und Heimath in Gott." 3. Aufl. Leipz. 1865. S. 6.

Naturerscheinungen, welches „zu einer sinnigen Betrachtung der Natur anleitet". Dazu tragen eben die natursinnigen Lieder unserer volksthümlichen Poesie das Meiste und Beste bei.)

Von Klopstock wird in manchen Lesebüchern (z. B. in Lüben u. Nacke's Leseb. VI., 30. und bei Grube S. 82. ff.) die der alttestamentlichen Sprache verwandte, mit erhabener Begeisterung gedichtete Ode: „Frühlingsfeier" (1759) mitgetheilt:

„1. Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaff'nen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn!

2. Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

(Schluß-) 26. Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter:
(vers:) Im stillen, sanften Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens."

Auch dieser herrliche Lobgesang, obwohl gleichfalls der Kunstpoesie angehörig, feiert, auf der Wanderung an einem Frühlingsmorgen entstanden, den allmächtigen Schöpfer auf Grund der Schönheit und Erhabenheit der Naturerscheinungen und ist somit in die Reihe der religiösen Naturlieder zu stellen. (Bei Wack. III., 136. steht die erhabene Ode: „Eislauf".)

In einigen Legenden Herder's (1744 † 1803), die Grube in seine Sammlung aufgenommen hat, wird die in Form schildernder Darstellung vorgeführte Lebensweise und Eigenthümlichkeit gewisser Insekten als das zur Nachahmung reizende und die Moral veranschaulichende Musterbild verwendet. („Die Ameise" S. 321., „Die Zikade" S. 323.) Der schildernde Theil dieser Legenden hat volksthümliche Färbung. Man könnte auch das der alttestamentlichen Ausdrucksweise nachgeahmte schildernde Lied Herder's: „Das Roß" (— nach Hiob Kap. 39.) als ein volksthümliches Naturlied mit religiösem Hintergrunde bezeichnen. (Grube S. 117.)

„Gabst du dem Roß die Kraft
Und schmücktest ihm mit fliegender Mähne den Hals?
Machst es aufspringen, wie die Heuschreck' springt?
Sein prächtig Wiehern schreckt;
Es scharret die Erd' und freut sich seiner Kraft u. s. w."

c. Hainbund.

Diese Naturpoesien sind also als die Vorläufer der, von dem Göttinger Dichterbunde (1772) mit bleibendem Erfolge und jugendfrischer Kraft gepflegten volksthümlichen Naturliederdichtung zu betrachten. (Ueber diesen Bund schrieb Robert Prutz im Jahre 1841 ein bedeutendes Buch.) —

Der sehr jung gestorbene norddeutsche Dichter Hölty ist unter den volksthümlichen Sängern des Hainbundes wohl mit der bedeutendste. Bei ihm, wie bei den meisten seiner Genossen, wiegt im Naturliede die lyrische Seite vor. Die Grundlage seiner Naturlyrik ist indessen gewöhnlich eine

kurze und einfache, anziehende und anschauliche Naturschilderung.[1]) Die Schönheit der Natur regte sein gefühlvolles Herz gleicherweise zu heiterer Fröhlichkeit wie zu ernster, religiöser Betrachtung an. Für diese beiden Seiten seiner innigen Naturlyrik liefern die in alle Lesebücher aufgenommenen Mailieder: „Der Schnee zerrinnt" (Münst. Les. I., 18.) und „Die Luft ist blau" (M. L. III., 78., und Wack. L. I., 36.) die Belege. (1773.) Das Winterlied: „Keine Blumen blühn; nur das Wintergrün blickt durch Silberhüllen" ist voll schmerzlicher Klagen.

Von Bürger, dem großen epischen Dichter des Hainbundes (— vergl. seine „Balladen" —), besitzen wir ein ziemlich bekanntes, rein schilderndes volksthümliches Naturlied: „Das Dörfchen" (— bei Grube, S. 236. —), welches mit Anmuth und lebendiger Kürze die Schönheit der Lage und Umgebungen eines Dörfleins bis ins Einzelne zeichnet. („Ich rühme mir mein Dörfchen hier!") Dies Lied ist in der That ein liebliches Landschaftsgemälde, welches jene Gegend mit kurzen und treffenden poetischen Pinselstrichen lebhaft und deutlich vor unserer Seele erstehen läßt, z. B. in folgender Stelle:

„Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach,
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn sich wölbend neigen,
Erfrischend hin
Und läßt im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,
Des Ufers Büschchen
Und selbst die Fischchen
Im Grunde sehn.
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen u. s. w."

Unter Friedr. Leop. v. Stolberg's Naturliedern sind besonders zwei zu weiterer Verbreitung gelangt: „Der Felsenstrom" (— bei Grube, S. 316.), im J. 1775 gedichtet, eine Allegorie, welche die Schilderung jenes Stroms zum Abbilde des unruhig vorwärts strebenden Jünglingslebens[2]) macht, ferner: „An die Natur", ein durch die Melodien von Pet. Schulz und Joh. André seit 1782 in größere Kreise gedrungenes, vorwiegend lyrisches Lied, welches die innigste Freude über den, durch den Schaffhausener Rheinfall hervorgerufenen Naturgenuß ausdrückt. („Süße, heilige Natur.") Beide Lieder, wie das herrliche Loblied auf den „Harz", gehören aber der Kunstdichtung an, während Stolberg's Vaterlandslieder (— Lied eines deutschen Knaben, Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn —) sich die Geltung volksthümlicher Poesien errungen haben. Das von Grube S. 263. aufgenommene, vorwiegend schildernde Naturlied: „Ost- und Nordsee" hat ebenfalls das Gepräge der Kunstdichtungen. Herzliche Freude über die Schönheiten des klaren Wintertages durchzieht Stolberg's „Winterlied" (in Auras' Leseb. II., 310.)

Voß, der herzliche Freund des Landlebens, des Bauernstandes, aller ländlichen Beschäftigungen und Freuden, hat theils schildernde, theils mehr

---

[1]) Er sagt von sich: „Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie." Den deutlichsten Beweis dafür hat er in der, mit großer Naturwahrheit schildernden malerischen Ode: „Das Landleben" gegeben. Aber auch in diesem Liede wird die Naturmalerei schließlich Anlaß zur Verehrung der Herrlichkeit Gottes in der Natur und zur Erinnerung an den Tod.

[2]) Göthe hat in dem Liede: „Der Strom" (— aufgenommen in das Lesebuch von Auras und Gnerlich —) eine dem ähnliche bildliche Wendung: „Jüngling frisch, tanzt er (— d. h. der Quell —) aus der Wolke auf die Marmorfelsen nieder." — Im II. Theile des Wack. Leseb. S. 136. steht Stolberg's Schilderung des Erdbebens in Calabrien. Das Lied auf den „Harz" steht z. B. in Auras und Gnerlich's deut. Leseb. 4. Aufl. Bresl. 1865. Th. II. S. 390.

lyrische Naturlieder gedichtet, die fast sämmtlich zu den volksthümlichen gezählt werden können. Oft sind diese Lieder auch ein Gemisch von Naturschilderung, Naturfreude und Naturandacht. Am bekanntesten sind folgende: „Drescherlied" (bei Lüben u. Nacke. II., No. 218.), in welchem (während des Getreidedreschens von den singenden Dreschern zur gegenseitigen Ermunterung im Arbeiten) die Ernte, ihr reicher Segen, der Nutzen des Kornes für Menschen und Thiere und die Bereitung des Mehles geschildert werden. Ferner: „Die Kartoffelernte" (— bei Grube, S. 101. —), welches Lied in ähnlicher Weise den reichen Kartoffelertrag, die Schönheit der Kartoffelblüthen, das Aussehen der „schön gekerbten, weiß und dick und roth geschwollenen Knollen" schildert, darauf aber auf Gott, den Urheber dieses Erntesegens, hinweiset, ja auch an Gottes väterliche Vorsehung erinnert, welche „zum Trost" für „der Armen bittre Noth" dies nahrhafte Gewächs aus der „neuen Welt" in unser Land verpflanzen ließ. Nun wird das schnelle Wachsthum und nochmals der große Ertrag dieser Pflanze geschildert. Zum Schlusse gedenkt das Lied der reichlichen Nahrung, welche für Menschen und Thiere auf lange Zeit hin aus dieser überreichen Ernte bereitet wird. Da muß die Sorge weichen, und Freude über Gottes Güte ins Herz einziehen. Uebrigens ist das Lied für die Kinder bestimmt, die durch dasselbe theils zum frischen Einsammeln der Knollen auf dem Felde ermuntert, theils aus demselben über Gottes reiche Vatergüte belehrt und zur dankbaren Anbetung derselben angeleitet werden sollen.

Vers 1.:
„Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang!
Ob wir voll bis oben schütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten,
Noch ist immer kein Vergang.

Schlußvers:
Was ist nun für Sorge noch?
Klar im ird'nen Napf und hoch
Dampft Kartoffelschmaus für Alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil und brummt am Trog."

(Beachte die jetzt veralteten Formen: „Ueberschwang" und „Vergang" im ersten Verse. In V. 4. ist das Wort „regnen" zugleich persönlich und transitiv gebraucht: „Regnet er uns Mannabrod?") Ein schönes „Herbstlied" von Voß steht in Seltzsam's Lesebuche (S. 27.): „Wohl ist der Herbst ein Ehrenmann, er bringt uns große Freude: Nas', Aug' und Gaumen lockt er an und überspinnt thalab, bergan das Feld mit bunter Seide." Hier verwebt sich die lebhafte, farbenreiche Schilderung des angenehmen herbstlichen Früchtesegens aufs engste mit dem lyrischen Ausdrucke der heitersten Freude über diese Segensfülle und den dadurch bereiteten und lange ersehnten Genuß. Dazu tritt die Wonne über den „bunten Glanz" dieser „reichen" Jahreszeit. Auch hier soll die Erinnerung an Herbstsegen und Herbstfreude zum fröhlichen und emsigen Einsammeln des überreichen Fruchtertrages anspornen. Der Dichter will dem Landmanne jede ländliche Arbeit lieb und angenehm machen und ihn selber veredeln. Das Mittel dazu ist ihm eben das Naturlied. Dadurch, daß die Jahreszeit hier unter dem Bilde eines freundlichen Mannes dargestellt ist, gewinnt das Lied das lebhafte Interesse der Kinderwelt.

Vers 4.:
Der Baum dort mit gestütztem Ast,
Er will so gerne geben.[1])
Den Apfelbrecher her in Hast
Und nehmt behend ihm seine Last,
Im Winter hoch zu leben!

---

[1]) Etwas Aehnliches drückt Hölderlin's herrliche Heimathsschilderung (— Wack. Leseb. III., 1.) also aus: „Lockend röthen sich mir die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst."

Vers 5. Was rauscht und klappert dort und kracht?
Da hagelt's welsche Nüsse.
Frisch abgehüls't und ausgemacht!
Wie euch der Kern entgegenlacht,
Milchweiß und mandelsüße!

Sehr anziehend ist der Schlußvers. Derselbe erinnert daran, wie die Herbstfreude auch den rauhen, stürmischen Winter hindurch anhält und das Herz froh macht. Denn mag auch draußen der winterliche Nordwind („Boreas") heulen und jede Spur des Blattschmuckes den Bäumen entreißen: daheim in der traulich warmen Stube ist's so wonnig, wenn in behaglicher Ruhe die frischen, lachenden Früchte aller Art genossen werden; ja da verspottet man des Winters Toben mit „frohen Liedern":

Komm, Boreas, und stürme du
Das Laub der Bäume nieder!
Wir machen dir das Pförtchen zu
Und naschen Nüss' und Obst in Ruh'
Und singen frohe Lieder.

Der neckisch heitere Ton des Schlusses berührt sich ganz eng mit der ebenso launigen Schilderung in Hey's „Eichhorn und Wind" (— Wack. Les. I., 76.):

„Der Wind der schüttelte an dem Baum;
Das Eichhorn drinnen merkt' es kaum:
Es ließ ihm draußen seinen Lauf
Und knackte sich ein Nüßchen auf."

Das bekannteste unter den Naturliedern von Voß ist jedenfalls das (von Pet. Schulz und Friedr. Kuhlau componirte) „Mailied" (— Münsterb. Leseb. III., 85.): „O, der schöne Maienmond! Wann in Thal und Höhen Blüthenbäume wehen." Auf's glücklichste ist hier am Anfange und Schlusse jedes Verses der Kehrreim verwendet. Das Lied ist der frischeste, fröhlichste Ausdruck einer hohen, innigen Freude über die herrliche Schönheit der Maienzeit, zugleich ein Lobpreis derselben. Auch hier sind Schilderung und lyrischer Gefühlsausdruck eng mit einander vermischt. Treffend wird das am Beginne jedes Verses ausgesprochene freudige Staunen über die Maienschönheit stets durch die folgenden Zeilen weiter begründet, so daß der Schlußrefrain jedes einzelnen Verses immer die gleiche Freudenstimme ist, welche die Herrlichkeit dieses Wonnemonats jauchzend preiset. Was macht denn den Mai so „herrlich" (d. h. so erhebend und ausgezeichnet) schön (d. i. anziehend, fesselnd, angenehme Empfindungen hervorrufend)? Das macht (V. 1.) die nie wieder in solcher Frische und Fülle erscheinende Blüthenpracht der von tausendfältigen Vogelstimmen belebten Bäume, ferner (V. 2.) der reiche, bunte Glanz des verjüngten Waldes, der neu ergrünten Flur und des lustig wogenden Kornfeldes, sodann (V. 3.) die köstliche erfrischende Morgenluft, in welcher die bethauten Pflanzen mit ihrem saftigen Grün und mit ihrem farbenreichen Blumenschmucke so „blank" (= hell glänzend) und „heiter" (d. h. freudig) aussehen, als ob sie die goldnen Sonnenstrahlen „tränken" und vor Wonne den würzigen Duft einathmeten. (Personifikation.) — Vgl. hierzu Rückert's ähnliche Wendung in dem allegorischen Liede von den grünen Sommervöglein: „Sie aßen Licht und tranken Thau". — Endlich aber ist's die überall sich so laut äußernde Freude, welche den Mai so herrlich schön macht: die muntre Heerde, das lustig springende Wild, die singende Nachtigall, die schwärmende Bienenschaar, die heiteren Melodien der Hirtenflöte, der Lustgesang der spielenden Kinder, des Wanderers

frohes Frühlingslied. (V. 4.) In manchen Lesebüchern und Schulliedersammlungen findet sich auch das ebenso innige, lebhaft schildernde Naturlied von Voß: „Seht den Himmel, wie heiter!“[1]) — (Dieser Dichter ist ferner berühmt als Epiker durch sein Idyll: „Luise“, die poetische Erzählung: „Der 70. Geburtstag“, die Uebersetzung des Homer, sowie durch seine Lieder im niederdeutschen Volksdialekte.)

Unsere Volksschullesebücher pflegen noch von zwei anderen Dichtern des Hainbundes volksthümliche Naturlieder aufzunehmen. Der echt kindliche Ton in Overbeck's überall bekanntem Mailiede (— Münsterb. Les. I., S. 103.) hat demselben eine so allgemeine und dauernde Theilnahme (namentlich seitens der Kinderwelt und der Volksschule) erworben, wozu auch Mozart's liebliche Melodie ihr gutes Theil beigetragen hat. (Ebenso zart und volksthümlich ist auch dieses Dichters vielgesungenes Lied an das Veilchen. Aehnliche Veilchenlieder hat in unserer Zeit der Heros und Nestor der neueren volksthümlichen Poesie, Hoffmann v. Fallersleben, gesungen. — Overbeck's „Trostlied“ und „Fischerlied“: „Wer gleichet uns freudigen Fischern im Kahn?“ — 1780 — in der Compos. von Friedr. Schneider — hat sich gleichfalls in dem dauernden Gedächtnisse und Gesange des Volkes erhalten.) Das Mailied ist ein Naturlied für Kinder. Overbeck hat (neben Voß) dadurch dieser Art des Naturliedes weitere Bahn gebrochen. Die Folgezeit widmete sich seitdem grade der Dichtung des kindlichen Naturliedes mit besonderem Eifer. Wie einen Freudenspender redet die des Winters überdrüssige Kinderschaar den wonnigen Maimonat an. Die Form der Anrede, der herzlichen, sehnsüchtigen Bitte herrscht durch das ganze Lied hindurch. Das ist wahrhaft kindlich, denn das Kind will sich an greifbare Personen wenden, wenn es seine Stimmung äußert. Kindern ist es eigen, die gesammte Naturwelt — Blumen, Thiere, Naturerscheinungen — zu Personen, zu Ihresgleichen, zu Menschen umzugestalten. Das Kind personificirt die Natur ebenso, wie das Volk in seinem Kindheitsalter. (Märchen.) Was erbittet „das Fleh'n der Kinder“ (V. 2.) vom „lieben Mai“? Grüne Bäume, blühende Veilchen, ja den ganzen reichen Blumenteppich des Lenzes wünscht das kleine Volk so sehnlich recht bald wieder herbei, damit es der Winterstube Kerker endlich einmal verlassen und seines Lebens wieder recht froh werden könne, da draußen im Freien, wo sich's so lustig läßt „spazieren gehn“, tummeln, springen, singen und scherzen. Dringender wird jetzt die Bitte: die Kleinen versprechen dem Lenz, dem „holden Jungen“, ein gar „lautes Jubellied“, wenn er recht „bald“ die grimmige Kälte verscheuchen und die lieben Pflanzen mit Blüthenzier ausschmücken will:

„Komm, mach es bald gelinder,[2])
Daß Alles wieder blüht!“

Ja, auch ganz besondere, heimliche Wünsche hat des Kindes Herz. Und die legt es dem lieben Maijünglinge drum ganz besonders vor: recht „viele Rosen“ soll er mitbringen, die so hellroth glühen, so lieblich weiß leuchten, so köstlich duften, und was denn noch? Nun, auch das Ohr will seinen Theil haben am heiteren Frühlingsgenusse, nicht bloß das Auge. Drum „viel Nachtigallen und schöne Kukuks“. Ja, da jauchzt das in die grämliche Stubenluft gebannte Kind

---

[1]) Anm. Es hat die Ueberschrift: „Die belebte Schöpfung“. In Schmahl's Liedern für Volksch. 1859. No. 33. Compos. von Pet. Schulz.

[2]) Andere Lesart in Vers 3. u. 4.: Zwar Wintertage haben wohl auch der Freuden viel u. s. w. — Doch wenn die Vöglein singen u. s. w.

fröhlich auf, wenn's an solche Wonnen denkt, denn „Kukuk, Kukuk ruft aus dem Wald": Komm, Herz, draußen ist's so schön; der Frühling hat sich eingestellt! — Dies Naturlied zeichnete in der That vor vielen anderen die Bahnen vor, auf denen sich die echte lyrische Kinderliederdichtung in der Zukunft bewegen sollte, wenn sie die bleibende Theilnahme der Jugend und der Volksschule gewinnen wollte. — Das andere ebenso bekannte und überall als Schullied gesungene Naturlied ist Martin Miller's, des Ulmer Pastors, lyrisches Gedicht: „Zufriedenheit" (— Münsterb. Leseb. III., 84. —). Es erscheint der vorigen, durch und durch der Kindheit angemessenen Dichtung gegenüber aber als ein mehr für das gereiftere Alter passendes Lied: es ist für das Volk bestimmt und wird darum in der Oberstufe der Volksschule — als Gesangslied und sprachlicher Normalstoff — derart zur Behandlung kommen müssen, daß es sich als eine bleibende und wirksame Mitgabe für das spätere Leben der Schüler erweiset. Soll das Lesebuch ein wahrhaftes „Volksbuch" sein, das „gesunde (d. i. patriotische, religiös-sittliche oder christliche, verständig-nützliche und natursinnige) Volksbildung" zu wirken, zu pflegen, zu erhalten vermag: dann muß es auch solche, für das Volksleben und dessen segensreiche Gestaltung sich förderlich erweisende Dichtungen aufnehmen. [1]) In Miller's Liede wird (der Jugend und dem Volke zum Muster) der Sinn, das Denken, Reden, Beten und frisch gläubige Gottvertrauen eines zufriedenen Menschen dargestellt. Darin kommt das Gedicht vielen Volksliedern nahe, in denen namentlich Leute von dürftiger Lebensstellung ihr kümmerliches Loos von der heitersten Seite aus betrachten, da sie sich mit vollster Seelenruhe in diesen Schranken ihres Daseins bewegen, ja sogar froh darin sind und bleiben. Miller zeigt nun in seinem Liede, wie sich solch ein zufriedener Sinn ganz besonders aus der herzlichen Freude über die reiche, für die Lust der Menschen bestimmte Naturschönheit und aus der religiösen Deutung der wunderherrlichen Naturpracht (Vers 3.—5.) herausbildet. Insofern zählt das Lied zu den lyrischen und religiösen Naturliedern. Trotzdem ist es etwas abstrakt. Die Behandlung des Liedes in der Volksschule erfordert deshalb, daß man den Schülern einen Mann aus einer bestimmten Volksklasse, etwa einen Tagelöhner, armen Handwerker oder einen armen Bauer vorführt, dem man diese Gedanken und Reden beilegt, während er sich zu seiner mühsamen Tagearbeit aufmacht. Im zweiten Verse bietet sich dann als lebendiger Gegensatz dazu in der Person eines reichen, habgierigen und grämlichen Geizhalses die Parallele dar zur Veranschaulichung des unzufriedenen Sinnes. Die beiden ersten Verse schildern, als Einleitung, die Gegensätze der Zufriedenheit und Ungenügsamkeit. Dort Armuth, aber Genügsamkeit, Freude und Dankgebet — hier großer Reichthum, aber stete Verdrießlichkeit, Habgier, Freudlosigkeit und Klagelieder! Wie könnte dieser große Gegensatz deutlicher gezeichnet sein! Reichthum allein macht nicht froh. Das soll die Volksjugend zum Troste für ihr oft so hartes späteres Lebensloos schon in der Schule recht ernstlich lernen. Denn der Genügsame hat einen besseren Reichthum, ein innerliches Gut, das Stand hält auch in

[1]) Es ist darum gar nicht zufällig, daß sich in unseren Volksschullesebüchern von Anfang an bei weitem mehr lyrische und didaktische Poesien als epische Dichtungen befinden. Das sieht man klar aus Rochow's Kinderfreunde (1776), aus Wilmsen's brandenburg. Lesebuche (1802), sowie aus dem Potsdamer Lesebuche (1833), den 3 ältesten Volksschullesebüchern. Sie wollten Verstandesbildung, Patriotismus und genügsamen christlichen Sinn ins Volk pflanzen.

schweren Tagen. Wer dies Gut hat, dem wird die harte Arbeit niemals sauer: er bleibt sogar voll Freuden in seiner dürftigen Lage, ja er dankt seinem gütigen Gotte für die Erhaltung des hohen Gutes der Leibesgesundheit. (Die 2 ersten Verse schildern: Worin besteht der zufriedene Sinn? V. 3.—5.: Wie, woraus, wodurch entsteht derselbe? Aus der freudigen und frommen Betrachtung der Naturschönheit und der Naturpracht. Vers 6.: Was wirkt solche Naturbetrachtung des zufriedenen Menschen? Herzliche Liebe zu Gott, die sich äußert als frisches Gottvertrauen, lautes Gotteslob, klare Erkenntniß der göttlichen Güte und als aufrichtiges Gelübde des steten Dankes gegen Gott, wie der steten Freude über Gottes reiche Gaben: Gesundheit und Naturherrlichkeit. — Man beachte im Anfange die rein formelle Frage: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut u. s. w." Man lasse in der Schule den ersten Satz deshalb umbilden und umstellen: Wenn ich zufrieden bin, so frage, d. h. trachte ich ganz und gar nicht nach irdischem Reichthume. Ich denke nicht daran und mache mir das Herz damit nicht schwer, daß ich so wenig irdisches Gut habe. Darin ist gesagt, was der Zufriedene nicht thut. — Beachte, daß „Welt" hier theils den Sinn von „Natur", theils den von „Erde" hat. — Altdeutsche Form: „des Maien" in V. 3. — „Freuen" hier mit dem Genitiv gebraucht, während jetzt lieber mit: „über", was auch mehr volksthümlich ist. — „Hoher Muth" in V. 6. ist der Sinn, der in die Höhe, zu Gott hinauf sich richtet, wozu „schweben" d. h. sich erheben, hier sehr gut paßt. Damit ist also gemeint das frische, fröhliche Vertrauen, das sich von der Erde zu Gottes Güte emporhebt, von der man, wie in der Natur, so auch im Leben, Segen und Heil zuversichtlich erhofft. —) Die herzliche Naturfreude und die frische Naturandacht dieses Liedes sichern demselben auch eine fernere Theilnahme der Volksschule, die ja solchen Sinn echt christlicher Naturbetrachtung durch die Volksjugend in das Volksleben hinüberpflanzen soll.

d. Anschütz. Arnold.

Die neue nationale Dichtungsweise des Hainbundes spornte noch manche andre poetisch begabte Naturen zur Pflege der volksthümlichen Poesie an.[1]) Auf dem Gebiete des volksthümlichen Naturliedes begegnen uns aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts als solche Dichter noch folgende. Johann Christ. Anschütz, ein sächsischer Prediger (geb. 1745), dem vielfach irrigerweise das Lied vom Tannenbaume zuerkannt wird, ist der Dichter und zugleich der Componist des echt kindlichen Naturliedes: „Das Schäfchen" (in dem 1. Hefte der Münsterb. „Volksschullieder" No. 1.):

„Auf dem grünen Rasen,	Schluß: „Immer, Schäfchen, freue
Wo die Veilchen blüh'n,	Dich der Herrlichkeit;
Geht mein Schäfchen grasen	Denn des Himmels Bläue
In dem jungen Grün."	Währt oft kurze Zeit."

[1]) In dem „Schulliederbuche" des Herrn Seminar-Musiklehrers Th. Drath zu Bunzlau (Heft 2. No. 18.a. — 2. Aufl. Berlin, 1866) steht noch ein älteres Naturlied: „Spaziergang im Walde" von Martin Opitz (1597 † 1639), das ziemlich verbreitet gewesen ist und ein echt volksthümliches Gepräge hat:

„Kommt, laßt uns gehn spazieren
Durch den viel grünen Wald:
Die Vögel musiciren,
Daß Berg und Thal erschallt.
(Ein Lobpreis des Lebens der Vögel.)

Aus unserem Volksliede kennen wir das Schäfchen bereits als einen lieben „Spielgesellen“ der Kinderwelt. An der Freude des munter auf der Weide springenden Lämmchens nimmt daher das Kind den regsten Antheil. Diese Freude äußert sich nun am lebhaftesten, wenn der neue Lenz die Heerde wieder in's „junge Grün“ aus dem finstern Stalle lockt. Auf diese Zeit bezieht sich unser Lied. Mit der Heerde ist das frohe Kind im Lenze hinausgegangen auf die „grüne Weide.“ Lebhaft „fühlt es die Freude, die der Frühling bringt.“ Ebenso sein liebes „Schäfchen.“ Das Kind folgt nun dem lustigen Treiben desselben mit vollster Aufmerksamkeit, und dadurch wird die Freude des kindlichen Gemüthes noch mehr erhöht. Ach, wie schön ist's doch auf dem jungen, saftgrünen Rasen der Weide! Wie freundlich winken uns aus dem Grase hervor die jungen Frühlingskinder, die Veilchen, mit ihren blauen Aeuglein! Und sieh, auf solch lieblichem Plane läßt sich das Lämmchen das frische Gras wohl schmecken. Wie wohl ihm ist, das merkt das Kind daraus, daß sein Schäfchen ab und zu in munteren, drolligen Sprüngen über die grasreiche Flur dahinjagt. Ach, da jubelt des Kindes Herz und Stimmlein laut mit. Eine Silberquelle sendet ihr murmelndes Wässerlein durch die grüne Aue. An ihrem Rande glänzen buntfarbige Frühlingsblümchen. Das ist gar zu prächtig anzusehen. Auch das Lämmchen wird davon angelockt. Hurtig eilt es zur klaren Quelle, denn es ist ja durstig geworden. Als es nun getrunken hat, da sinkt es, vom Laufen ermüdet, unter dem frisch belaubten Baume an der Quelle in den Schlaf. Ja, ruft da das Kind froh bewegt seinem Lieblinge zu, jetzt mußt du dich freuen Tag für Tag in der herrlichen Maienzeit, denn der sonnig blaue Himmel des Lenzes, der die freudenreiche Weide so golden bestrahlt, der geht — ach — recht bald wieder vorüber.[1]) Das Liedchen ist, wie Overbeck's Mailied, ebenfalls ein schildernd-lyrisches. Gewiß wird es stets die rege Theilnahme der jüngsten Kinder- und Schülerwelt erregen und in ihren kleinen, für Naturfreuden so empfänglichen Herzen, eine Ahnung von der Schönheit und Wonne der köstlichen Maienzeit erwecken. Auch darin hat es das Wesen der kindlichen Lyrik getroffen, daß es vorwiegend schildernde Darstellung ist. Denn die Lyrik der Kindheit hat die Neigung, entweder das Leben und die Geschöpfe der Natur in menschliches Leben und menschliche Personen umzugestalten oder die lyrische Stimmung unter einer schildernden, öfters auch epischen, ja lebendig dramatischen Hülle zu verbergen. Unser Liedchen hat Theil an dieser zuletzt berührten Eigenthümlichkeit. Oft geht das Kinderlied darum plötzlich in eine Anrede über, wie hier, ja häufig gestaltet es sich zum lebendigen Dialoge. (Die Anrede herrscht z. B. durchweg in dem heiteren kindlichen Spielliede von Anschütz: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen!“) So hat Anschütz eine andere Bahn gesunder lyrischer Kinderpoesie betreten, die in der Folgezeit ebenfalls weiter mit Glück beschritten worden ist. (Z. B. in dem zarten und sinnigen, obgleich mehr lehrhaften Liede von Agnes Franz: „Du Bächlein silberhell und klar“ — im Münst. Les. Th. I. S. 46. Hier herrscht im ganzen Liede, wie durchweg auch in Hey's poet. Kinderfabeln, der Dialog und damit zugleich die Personifikation

---

[1]) Man achte auf die Umschreibung des schildernden Präsens im ersten Verse: „geht grasen“ = graset ruhig hin und her, bald hier, bald dort. Das ist volksthümliche Weise. („Er steht plaudern. Er liegt schlafen.“)

der Natur.) [1]) Hierbei sei noch eines Naturliedes aus früherer Zeit gedacht. Der berühmte Kirchenhistoriker Gottfried Arnold, zuletzt Pastor in Perleberg, auch ein Sachse (1666 † 1714), der Dichter des herrlichen Jesusliedes: „O Durchbrecher aller Bande" —, ist in vielen Lesebüchern und Liedersammlungen (z. B. im Cöpenicker Lesebuche S. 12., in Drath's Schulliederbuche, Heft 3. No. 47.) durch sein inniges und sinniges „Herbstlied" in bleibender Erinnerung der Jugend geblieben. (Silcher ist Componist des Liedes.)

„Näher rückt die trübe Zeit,
Und ich fühl's mit Beben:
Schwinden muß die Herrlichkeit,
Sterben junges Leben.
Waldesschmuck und Blüthenpracht
Sinken bald in Grabesnacht:
Scheiden
Das macht Leiden!

Schluß:
„Morgen muß ich fort von hier,
Singt der Fink mit Grämen;
Rosen schwindet ihre Zier,
Müssen Abschied nehmen.
Ach, es macht so bitt'ren Schmerz,
Wenn, die innig liebt das Herz,
Alle von uns scheiden!"

Der Herbst erscheint in überaus zahlreichen Liedern und (prosaischen) Parabeln als ein „Prediger der Vergänglichkeit" alles Irdischen (z. B. in Claus Harms' parabolischer Abhandlung: „Was uns der Herbst predigt" — im Cöpenicker Lesebuche.) Diese Mahnung der herbstlichen Landschaft tritt in Arnold's Liede aber etwas zurück. Die Einleitung wie die Schlußzeilen lassen vielmehr deutlich erkennen, daß hier die Klage und der „bittre Schmerz" des innigen Freundes der Naturherrlichkeit den lyrischen Grundton bilden. „Bebend fühlt" der herzliche Naturfreund, daß in der Pflanzen- und Vogelwelt wie im Wolkenleben immer deutlicher zur Schau tritt das traurige „Scheiden, Schwinden, Abschiednehmen, Sterben!" Er klagt darum so wehmuthsvoll, daß alle seine Lieblinge, die Blätter der Waldbäume, die Blumen, besonders die Rosen, die Schmetterlinge und Singvögel sammt den lauen Abendlüften und dem Glanze der „trauten Sterne" nach und nach vergehen oder davonziehen. Sehr ansprechend ist deshalb der schildernde Theil des Liedes, welcher die tiefe Wehmuth des Naturfreundes begründet, und zwar geschieht dies durch eine überaus anmuthige Malerei des allmählichen Scheidens der sommerlichen Herrlichkeit. Dabei tritt zugleich die Personifikation des scheidenden Naturlebens auf, was sowohl das innige Naturgefühl des Dichters, als auch die Tiefe seines Schmerzes klar hervortreten läßt: selbst die Naturwesen scheinen zu trauern über das Dahinschwinden und Scheiden der Lebensfülle des Sommers. „Still neigen schon die Blumen ihr Haupt", als ob sie ihren baldigen Tod ahneten.[2]) „Traurig schüttelt ab ihr Laub die Linde", als ob sie ihr Grablied sänge oder als Prophetin der „trüben Zeit" des Winters zu uns spräche. Aber am deutlichsten klingt des sonst so lustigen Finken gramvolles Abschiedslied für das natursinnige Gemüth. Und dazwischen brausen hinein in diese Trauerstimmen der Natur, gleich Schreckensverkündern, die Todtenglocken der „rauhen Stürme," die nicht blos auf Erden erbarmungslos ihr tödtliches „Spiel" treiben mit den losgerissenen Blättern, sondern auch den

---

[1]) Anmerk. In Ida Seele's „Gedichten für das erste Kindesalter" ist dies Lied (S. 211. No. 101.) der Dichterin Carol. Rudolphi beigeschrieben. Ursprünglich von Göthe.

[2]) Am klarsten verkündet unter den Blumen die Rose ihren nahen Tod. Denn sie läßt ihre prachtvolle Blüthenzier als welke, farblose Blätter erscheinen. Das ist ja ihr klar vernehmlicher Abschiedsgruß an den Menschen, den sie so lange Zeit erfreute durch ihre Farbenpracht.

blauen Himmel umwandeln in ein abschreckendes „Reich“ tobender, pfeilschnell dahinstürmender Wolkenriesen. Unsre lieben Freunde aus den reizenden Sommernächten, die goldnen Sternlein, müssen da auch von uns scheiden. Ja, hier herrscht ein auch für die Volksjugend fördersames Verständniß des Naturlebens. Muß solch herzliche Theilnahme an diesem Leben nicht dazu beitragen, daß die Jugend die große „Herrlichkeit“ desselben im Einzelnen verstehen und schätzen lernt? Das wehrt ab die leider oft bemerkbare stumpfsinnige Gleichgiltigkeit gegen dies reiche und erhabene Leben; das steuert der rohen, nutzlosen Zerstörungssucht, die so vielmals von Kindern an Blumen, Bäumen, Insekten und Vögeln geübt wird. Unser Lied ist auch von wehmüthiger Sehnsucht nach der so rasch dahinschwindenden Sommerschönheit durchzogen: das ist ein zweiter lyrischer Zug desselben. Wie klar leuchtet diese Sehnsucht aus der Schilderung hervor, die so lebhaft malet die Blumen „auf der grünen Au',“ so lockend erinnert an die „Sommerabendlüfte lau,“ an die „Vögel auf der Bergeshöh'“ und an den „Schmetterling am tiefen See!“ Vergleicht man hiermit das heitere Herbstlied von Voß, welcher Gegensatz! Dort frischeste Naturfreude, hier wehmuthsvolle, schmerzliche Naturklage! Dort des Herbstes Fruchtfülle, hier seine Schattenseite. Das schildernd-lyrische Naturlied hat in der That früher und später eifrige Pflege gefunden: auch Arnold's Herbstlied ist ein Beweis dafür. Es gehört aber auch zu den echt natursinnigen Liedern.

In der vom Leipziger Componisten Aug. Harder (1774 † 1813) herausgegebenen „Blumenlese“ findet sich ein parabelartig mahnendes Naturlied: „Mach's ebenso!“ (in Drath's Schulliederbuche, Heft 3. No. 21b.) Der Glanz des hell und freundlich in die Welt strahlenden Sonnenlichtes, das kühne Emporstreben der hohen Aeste der Bäume, das rasche, leichte Rieseln der immerdar geschäftigen Quelle und das helle, freudige Lied des Vögelchores, all' dies frische Naturleben ist ein Abbild des frohen, kühn emporstrebenden, stets emsigen — kurz des frischesten Menschenlebens. Der natursinnige Mensch soll in jenem Leben der Natur eine zu gleichem Leben mahnende Weckstimme gewahren. Zu solcher sittlich ermunternden Naturbetrachtung muß das Kind in der Schule erzogen werden: es muß die stumme, aber deutlich sichtbare Sprache der Natur in ihrer reichhaltigen Bedeutung und Verschiedenheit frühzeitig lesen, verstehen, deuten lernen. So bleibt ihm diese Weckstimme ein heilsamer Rathgeber und Wegweiser für die Zukunft. So frisch, wie das geschilderte Naturleben, ist auch des genannten Liedes dichterischer Schwung. Darum knüpft sich an die frische, kurze Schilderung auch die Mahnung in ganz kurzer, bündiger, klarer Form (mit Benutzung des Kehrreimes.) (Harder ist Componist des Krummacher'schen Winterliedes: „Wie ruhest du so stille.“) Manche nennen K. Enslin als Dichter unseres Liedes:

Vers 1.
„Die Sonne blickt mit hellem Schein
So freundlich in die Welt hinein.
Mach's ebenso!
Sei heiter und froh!

Vers 4. (Schluß.)
Der Vogel singt sein Liedlein hell,
Freut sich an Sonne, Baum und Quell.
Mach's ebenso!
Sei rüstig und froh!“

Wir müssen uns im Interesse der Schule und ihres dem Leben des Volkes dienenden Bildungszieles sehr darüber freuen, daß wir recht viele solcher sittlich mahnenden Naturlieder besitzen. Je kürzer und klarer solche Dichtungen sind, desto eindringlicher und verständlicher erscheint ihre Mahnung dem Kindes-

gemüthe.[1]) Das muß dem obigen kleinen Liede als ein Lob angerechnet werden. Es reiht sich somit dem früher erwähnten Liedchen von Tersteegen als eine verwandte Dichtung an. (Im Cöp. Leseb. steht letztere auf S. 87.)

c. (Matthisson.) Salis. Matthias Claudius.

Einen gewaltigen Aufschwung nahm sowohl das religiöse und parabolische Naturlied, als auch die malerische Schilderung der Natur in dem letzten Drittel des 18. Jahrhundertes durch zwei bedeutende volksthümliche Dichter: Claudius, den Norddeutschen und den Schweizer Salis. Der Vorläufer des letzteren ist:

Friedrich von Matthisson (1761 † 1831), zuletzt Bibliothekar in Stuttgart, in seinen früheren Jahren eine Zeit lang Lehrer an Basedow's Philantropin in Dessau. Er wird als Meister in der poetischen Landschaftsmalerei gelobt. Man tadelt aber, daß in seinen Naturgemälden das Leben der Menschen und Thiere gänzlich fehlt. Musikalisch wohllautend ist der Versbau, zauberisch fesselnd der Ausdruck seiner Lieder. Abstoßend indessen ist die falsche Weichlichkeit, Geziertheit und schwärmerische Sehnsüchtelei in den meisten seiner Lieder. Deshalb kann man dieselben nicht volksthümlich nennen. Hier wird seiner nur gedacht um des Einflusses willen, den er auf seinen Freund Salis übte, von dem manche, in Volksschullesebüchern befindliche, volksthümliche Naturschilderungen herrühren. Am verbreitetsten ist Matthisson's „Abendlandschaft" (bei Grube S. 238., bei Lüben und Nacke V., 115.)

„Goldner Schein
Deckt den Hain;
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbuschten Waldburg Trümmer.

Schluß: Vollmondsschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Am versunknen Heldenmale."

Auch einige religiöse Lieder hat Matthisson gedichtet, z. B. das schwungvolle, in Hammer's Sammlung (S. 171.) aufgenommene, aber der Kunstdichtung angehörige „heilige Lied" (Dich preist, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang.)

Joh. Gaudenz, Frhr. v. Salis-Seewis, schweizerischer Offizier, zuletzt in ländlicher Zurückgezogenheit im Canton Graubündten lebend, ist in unseren Volksschullesebüchern als Dichter der beiden anschaulich malerischen Naturschildereien: „Herbstlied" (— Bunt sind schon die Wälder u. s. w. vgl. im Münst. Les. Th. II. S. 64. —) und „Winterlied" (— Das Feld ist weiß, so blank und rein u. s. w., vgl. bei Grube S. 105. und bei Lüben u. N. IV., 186. —) bekannt. Hier wird nicht bloß, wie in Matthissons Liedern, die ruhende Landschaft geschildert, sondern die Natursscenerie ist belebt durch die Darstellung des damit eng verwobenen Menschen- und Thierlebens. Dadurch kommt auch ein gewisser lyrischer Zug in die frische, anziehende und wohllautende Schilderung. Nur tritt diese lyrische Stimmung der theilnehmenden Naturfreude im Salis'schen „Herbstliede" nicht so lebendig und deutlich aus der lieblichen Malerei der reich belebten Herbstlandschaft hervor, wie z. B. im Herbstliede von Voß. Nur einmal — V. 3. — wo das so

---

[1]) Sehr bezeichnend singt darum die bedeutendste geistliche Dichterin der Neuzeit, Meta Heußer-Schweizer, in ihrem herrlichen Liede: „Die Sprache der Natur" (— vgl. „Lieder der Verborgenen," 1858 —) im ersten Verse:
„Es forscht mein Herz mit Kindesfragen
In deiner Bilderschrift, Natur." (In Hammer's Samml. 1865. S. 186.

reichen Genuß verheißende Einsammeln des Obstes geschildert wird, äußert sich die Herbstfreude lebhafter:

„Sieh', wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt u. s. w."

Die beiden ersten Verse schildern die Herbstlandschaft (nach ihrer trüben und angenehmen Seite), die folgenden stellen die Herbsternte (— und zwar die Obst- und Weinernte —) sammt dem Jubel und Frohsinne dar, mit welchem das fröhliche Volk der Winzer das Fest der Weinlese feiert. Salis zeichnet den frohen Anfang des Herbstes, ebenso wie Voß, während Arnold uns das rauhe Ende desselben in schmerzlicher Betrübniß schauen läßt. Aehnliche Freude über die Schönheit der Natur durchzieht auch die Schilderung der winterlichen Landschaft im Winterliede von Salis:

„Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein;
Die blaue Luft ist stille;
Hell wie Krystall
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.'

In der That fast gemäldeartig reihen sich hier die in den einzelnen Versen geschilderten Eigenthümlichkeiten der winterlichen Natur zu dem abgerundeten und deutlichen Bilde eines uns so anziehenden frischen, klaren Wintertages an einander. Da erinnert man sich sofort an des „Juniusboten" Claudius herzhaft launiges Winterlob: „So'n heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der Bart reift." Auch Salis führt uns hinaus auf die Silberflur eines weithin sich erstreckenden Schneefeldes, das sich, wie der Schlußvers andeutet, an einen Hügel mit weiter Fernsicht anlehnt. Diesen „erklimmt" der Dichter und „blicket froh in's Weite." Hier tritt also die lyrische Aeußerung frischer Naturfreude ganz deutlich hervor. Doch dabei bleibt es nicht. Salis erhebt sich am Schlusse, wie Claudius, zum Lobpreise Gottes, der diese so eigenthümliche Schönheit des Winters hervorruft:

„Und preise Den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute."

Die Naturwonne mündet aus im herzlich warmen Lobgebete. So ist dies anmuthige Lied recht geeignet, den Volksschülern den Weg zu zeigen zum rechten Aufmerken auf die unterscheidenden Kennzeichen und damit auf die ganz besonderen Schönheiten des doch so „kernfesten" Winters, deß „Fleisch fühlt sich wie Eisen an" (Claudius). Es lehrt darum die Naturgestalt einer bestimmten Jahreszeit mit sicherem Blicke anschauen, erkennen, festhalten und schildern, was ja für die sprachliche und sachliche Bildung der Jugend höchst bedeutsam ist. Wie vortheilhaft läßt sich darum grade dies schildernde Naturlied bei der unterrichtlichen Behandlung einer, den Winter darstellenden Bildertafel benutzen! Aber dies Lied weiset die Schüler auch auf die rechte Naturstimmung, auf die durch kindlich warmes Gebet geweihete Freude über den Reichthum der Naturschönheit, die selbst im Winter für empfängliche Gemüther so deutlich sichtbar ist. Der Schlußvers enthält also den lyrisch

gefärbten Hinweis auf die rechte Betrachtungsweise der winterlichen Schönheiten. Er schildert den Eindruck derselben auf natursinnige Gemüther. Der übrige Theil des Liedes ist demnach das Gemälde der Winterlandschaft. Was zieht uns da so mächtig ergreifend an? Wenn du vom Hügel ausschauest, blinkt dir vor Allem entgegen der krystallhelle Silberglanz der weiten Schneeflur, und es umgiebt dich allüberall die erhebende lautlose Bläue des wolkenfreien, reinen und klaren Himmelsgewölbes. Der Lichtstrahl der hellen Wintersonne ruft auf der blendend weißen Decke bald goldiges Gefunkel hervor, bald bricht sich sein gelber Glanz im hellen Eisspiegel der Bäche, der Zapfen an Dächern und Aesten (V. 5.) und leuchtet im reichsten Wechsel eines bunten Farbenspieles. Das ist die zauberische Farbenpracht eines klaren Wintertages (V. 1. und 2.) Doch hie und da erheben sich kahle Sträucher aus der hohen Schneehülle. Indessen sind die nackten Zweige nicht ohne allen Schmuck. Wir hören Krummacher's Stimme aus seinem köstlichen Winterliede anklingen: „Die Zweig' und Aestlein schimmern" — und fragen mit ihm voll Staunen: Wer hat, o Erde, „dich so schön mit Reif geschmückt?" Wie zartes Duftgefieder umwallt lieblich weiß glänzender Reif die dürren Zweige, die nun buntfarbig leuchten im klaren Strahle der Sonne, und vor uns der stattliche, dunkelgrüne Tannenwald entblößt sich von Zeit zu Zeit von dem schneeigen Blüthenkranze, der dann, leise flüsternd, wie zarter Flockenregen herabrieselt. Bald wieder beugt sich das Tannengeäst unter der schweren Schneelast. Durch den Wald eilt ein Wanderer. Man hört, wie der hart gefrorene Weg unter seinen Füßen kracht. Da leuchtet hell die Eisfläche des Bächleins; dort schimmern die blau glänzenden Zacken am Dache eines einsamen Hauses; Quelle und Wasserfall sind unter den Fesseln des Eises erstarrt. Auch in der Vogelwelt herrscht heute Freude! Du hörst das laute, freudige Piepen der Blaumeise; du schaust erfreut hin auf die muntern Spatzen, die dort vor der Scheune ganz gemächlich verstreute Körnlein aus dem Schnee hervorpicken, und es belustigt dich des heitern Zeisigs hüpfender Flug. So hat auch der Winter seinen besonderen Schmuck (— Reif; Eis; Tannengrün mit Schneeblüthen —) und sein freudiges Leben (— Wanderer; lustige Vögel.) Aehnlich farbenreiche und anziehende Bilder der Heimathsnatur und ihrer ländlichen Reize hat Salis auch in sein inniges, sehnsuchtsvolles Vaterlandslied „des Landmannes in der Fremde" verwebt.

Matthias Claudius, der Holsteiner, unser lieber „Wandsbecker Bote", ist ohne Zweifel der bedeutendste unserer volksthümlichen Dichter im vorigen Jahrhunderte.[1]) Ueber denselben haben vortreffliche, äußerst gründliche Werke verfaßt: Herbst, Semin.-Direkt. Kahle (1864) und Deinhardt (1864). In allen seinen Schriften und Liedern bekundet Cl. sich als ein echter Volks- und Kinderfreund. Immer stellt er sich dar als einen treuen „Boten Gottes" an das deutsche Volk. Wie ein prophetischer Wächter steht er unermüdlich auf hoher Warte und arbeitet mitten in der, durch die falsche „freigeistige Aufklärung" seiner glaubensfeindlichen Zeitgenossen angerichteten Verwüstung auf echt religiös-sittliche, christliche Veredelung seines Volkes

[1]) In Grube's Sammlung und ebenso in Seltzsam's Leseb. S. 68. ist irrig Matth. Claudius als Dichter des Liedes vom Monde — (Im stillen heitern Glanze) — angegeben. Dichterin ist Caroline Rudolphi. Ebenso irrthümlich heißt unser Matth. Claudius b. Grube S. 70. Dichter des Liedes: „Komm, stiller Abend, nieder". Dichter ist der Sachse Carl Claudius.

hin, dem er in edler, gefälliger, musterhaft volksthümlicher Sprache allezeit tief eindringlich und gewinnend ins Herz redet. (Die 8. Auflage seiner Werke erschien 1865 in Gotha.) Darum sind Claudius' Dichtungen (in Prosa und Poesie) in alle Lesebücher und Sammelwerke aufgenommen: sie werden dauernd eine hohe Zierde unserer Volksschullesebücher sein, nach Form und Inhalt. Diese Dichtungen sind zu einem großen Theile für Bauern und Kinder bestimmt. Insofern eignen sie sich vorzüglich grade für den Gebrauch in der Volksschule. Von Claudius' Naturliedern sondern wir hier die „Bauernlieder" ab, die einerseits das Glück dieses Standes schildern und zur Zufriedenheit ermahnen, andererseits Gott aus der Natur erkennen lehren und meist in ein Gebet übergehen, somit zu den religiösen Dichtungen gehören. (Z. B. Morgenlied und Abendlied eines Bauersmannes. Lied vom Reif. Der glückliche Bauer.) In diesen „Berufsliedern" waltet demnach dieselbe religiöse Naturbetrachtung, wie in manchen Naturliedern. Religiöse Naturdichtungen des Claudius sind besonders folgende: „Abendlied" (Der Mond ist aufgegangen), „die Perle der Claudius'schen Lyrik" (nach Herbst), in Herder's Sammlung als Volkslied aufgenommen, ferner das für Kinder bestimmte Lied: „Sonnenaufgang" (bei Grube S. 62.), das herrliche Loblied auf Gott, den „großen Geber aller guten Gaben", überschrieben: „Die ewige Schöpfung" (Münst. Les. III., 138.), das „Erntedanklied" (Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land — Münst. Les. II., 63.) und die in Prosa geschriebene, aber hochpoetische Lenzfeier „Bote im Junius".[1]) Rein lyrisch ist das, die heiterste Naturfreude athmende Mailied: „Am ersten Maimorgen" (Heute will ich fröhlich, fröhlich sein — aufgen. in die Leseb. von Viehoff und Lüben), dagegen schildernd das kernig frische und launige Winterlied „Hinter'm Ofen zu singen" (Wack. Leseb. II., 230. Grube S. 104. Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer). Doch ist die Schilderung hier in das Gewand der Personifikation gekleidet, die zugleich eine überaus ansprechende humoristische Färbung hat. Denn der kernfeste, gesunde Wintersmann, der Fleisch hat wie Eisen, aber ein „warmes Herz" darunter, der tritt hier auf wie einer, der sich „todt lachen will, wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht". In dem köstlichen Abendliede, wie in dem gleich herrlichen: „Die Sternseherin Lise" (Wack. Leseb. I., 97.) herrscht aber noch mehr die parabolische Naturauffassung vor. (Vgl. darüber die näheren Ausführungen in dem werthvollen Werke von Kahle S. 33. ff.) Die Erscheinungen der Natur, z. B. die abendliche Stille, der Halbmond, das friedliche Dahinwandeln und reine, schöne Gefunkel der zahllosen Sterne sind hier dargestellt als laut mahnende Weckstimmen, die auf das sittliche Streben und Leben des Menschen erinnernd und antreibend einwirken wollen und sollen. Durch solche Lieder hat Claudius in mustergiltiger Weise die Bahn gebrochen für eine, dem Volke und der Kinderwelt verständliche und das Herz unwiderstehlich ergreifende, kurz echt natursinnige Verklärung der Natur durch die Poesie. Dazu ist er, wo er die Natur schildert, so äußerst anschaulich und doch zugleich so hochpoetisch, daß man immer wieder mit frischem Behagen zum Genusse seiner wahrhaft herzstärkenden Naturdichtungen

[1]) Im Münst. Les. II., 80. steht das Reiflied in verkürzter Gestalt mit der Ueberschrift: „Der erste Schnee." In dieser Gestalt eignet es sich für die Schuljugend und kann mit zu den religiösen Naturliedern gezählt werden. (Vgl. darüber bei Kahle S. 40.) Das Juniusstück steht in Wack. Leseb. II., 9. Desgl. im Münsterb. Leseb.

hineilt. Und wie herzlich ist Alles gesagt, was er sagt! Das muß wieder zum Herzen gehen. Besonders weiß Claudius zu dem Kindesgemüthe in solcher väterlich freundlichen und gewinnend belehrenden Weise zu reden und es auf Gott hinzulenken.[1])

„1. Kommt, Kinder, wischt die Augen aus:
Es giebt hier was zu sehen,
Und ruft den Vater auch heraus:
Die Sonne will aufgehen.

2. Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf
Und alle Abend unter!

3. Geht immer und scheint weit und breit
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm zu seiner Zeit:
Wie wir es nöthig haben."

Das kann nicht „von ohngefähr" sein. Denn die Sonne „hat nicht Verstand". Es ist vielmehr Einer da, „der an der Hand gleichwie ein Lamm sie führt". Wie anmuthig und zugleich wie kindfaßlich ist doch dieser Vergleich! Dieser große Lenker der Sonnenbahn, der „hat Gutes nur im Sinn" auch für euch Kinder. Er „giebt uns den Garten vor der Thür Und unsrer Kuh die Weide". Was Kindern am nächsten liegt, das weiß unser Claudius stets zur rechten Zeit und in so lieblich einfältiger Weise herbeizuziehen, um daraus Gottes Größe auch den Kleinen zu veranschaulichen. Er „hält euch Morgenbrod bereit und läßt euch Blumen pflücken und stehet, wenn und wo ihr seid, euch heimlich hinter'm Rücken." Wie läßt sich Kindern die freundliche Hut und Allgegenwart des Höchsten wohl passender erklären! So erscheint uns Claudius auch im kindlichen Naturliede — namentlich in der poetischen Ausdrucksweise und in der faßlichen und herzerobernden Kraft seiner religiösen Natursymbolisirung — als ein mustergiltiges Vorbild echt volksthümlicher Naturdichtung. — Da über die wichtigsten Lieder dieses großen Poeten in fast allen Erläuterungsschriften Näheres angegeben ist, möge diese Skizze genügen. — (Ein parabolisches Naturlied ist Krummacher's „untergehende Sonne" in Seltzsam's Leseb. S. 58.) —

f. Der erste größere Kranz volksthümlicher Naturdichter.[2])

Eine Zahl von Schulmännern und Schulfreunden betheiligte sich in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, einer Zeit allgemeiner Begeisterung für Volks- und Jugendbildung, an der weiteren Pflege unserer volksthümlichen Poesie.

Christian Felix Weiße, aus demselben Annaberg gebürtig wie der große Theologe und Naturdichter Arnold, war der Freund Basedow's und des um die Volksdichtung sehr verdienten Nicolai, und hat sich, obgleich seinem Berufe nach Kreissteuer-Einnehmer (in Leipzig), sowohl der volksthümlichen

[1]) Ueber Klopstock, Hamann, Claudius, Herder, Harms, Schubert möge auch die treffliche Characteristik in Lübker's „Lebensbildern aus d. letzt. Jahrh. deut. Wissenschaft und Literatur" — einem guten Buche für Seminar-Bibliotheken — dem Suchenden weitere Auskunft geben.

[2]) Die meisten ihrer Lieder fanden sich zuerst im „Mildheimer Liederbuche" (von Zach. Becker), darauf besonders in Fink's „Musikal. Hausschatze", mehrere auch in Erk's und Hoffm. v. Fallersleben's Sammlungen, sowie auch in Wilh. Greef's „Männerliedern". Essen. 15. Aufl. 1865. 10 Hefte.

Dichtung, als auch der Jugendschriftstellerei mit großem Eifer gewidmet. Er hat durch sein Kinderwochenblatt (seit 1776) die (allerdings vielfach bedenkliche) Literatur der Kinderzeitschriften in's Leben gerufen, vor allen Dingen aber das volksthümliche Kinderlied als eine besondere Dichtgattung mit Vorliebe gepflegt. Seine „Lieder für Kinder" erschienen im Jahre 1766. Mit Recht hat freilich zuerst Niemeyer, der große Pädagog in Halle, nach Weiße's Tode (1804) das Unwahre, Kindische und Alberne getadelt, was sich in vielen Kinderliedern dieses Dichters findet, (— desgl. Kahle S. 90. —) z. B. in dem bekannten Gedichte: „Der junge Baum" (— noch in Ida Seele's Sammlung S. 191. findlich —). Der Grund davon liegt zumeist in der unkindlichen Moralisirung, welche den Kindern in solchen Liedern angedichtet wird: sie halten sich selber Moralpredigten, wenn sie in der frischen Natur umherwandeln! So sieht der Knabe in dem vom Vater mit Sorgfalt gepflegten Bäumchen, das „schon Früchte von der besten Art trägt", ein mahnendes Abbild seiner selbst! Die falsche Selbstbespiegelung der Kinder ist ein ferneres Zeichen der Unnatürlichkeit solcher Lieder. Kinder stellen nicht solche ernste Betrachtungen über ihr Wesen an. Sie vermögen das auch nicht. Aber Weiße's Knabe thut es. Er vergleicht sich mit dem Bäumchen und findet eine gewisse Aehnlichkeit, aber auch einen Unterschied heraus! Den gelobt er mit Gottes Hilfe jedoch zu überwinden: er will auch Früchte bringen, die den Vater ebenso erfreuen. Zudem fördert es die Eitelkeit, wenn Kinder, wie hier, etwas Löbliches an sich finden und herausstreichen.

(Schluß): „O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar jetzt nur noch an Blüthen reich!
Doch giebt mir Gott Gedeihen,
So will ich's auch an Früchten sein."

(In J. Seele's Samml. ist hieraus eine Mahnung des Dichters an die Kinder gemacht.) Das Lied erscheint fast wie das Märchen eines moralischen Kinder-Monologes mitten in der herrlichen Natur, die, wie Hoffm. v. Fallersleben so durchaus wahr und anziehend singt, unsere Kinderwelt erfahrungsmäßig zu ganz anderen Entschlüssen reizt, nämlich zu dem echt kindlichen Vorsatze: „Wir auch wollen lustig sein, lustig wie die Vögelein, springen, singen, scherzen." Gegenüber den heiteren Phantasiebildern des märchenhaft personificirten Naturlebens (— Voß und Overbeck —), sowie im Gegensatze zu der episch und dramatisch schildernden, ja oft ganz und gar dialogischen Darstellung dieses Lebens (— Anschütz —) und zu der herzlichen, wie durchaus anschaulichen religiösen Deutung desselben (— Claudius —): gegenüber diesen drei gesunden Weisen der kindlichen Naturpoesie, muß Weiße's parabolisch-moralische Naturdichtung als eine für die Kindheit und Jugend völlig unpassende, ja äußerst bedenkliche erscheinen. Abgesehen von dieser Verirrung, trifft man unter Weiße's Liedern, die einst sehr beliebt und weit verbreitet waren, indessen einige recht gelungene an, die man wohl zu den volksthümlichen zählen kann. Auch haben sich ja einige seiner Geselligkeitslieder weite und dauernde Verbreitung erworben. Namentlich werden folgende volksthümliche Naturlieder Weiße's in manchen neueren Liedersammlungen mitgetheilt: 1) Das Veilchenlied, gleichfalls ein mehr lehrhaftes Gedicht. (Bei Grube S. 182.; in Viehoff's Leseb. 1860, S. 73.). Das so „entfernt" und „versteckt unter Blättern" blühende Veilchen, das „voll Liebreiz" ist und uns „süßre Wohlgerüche zuduftet", als manche „stolze Blume", ist:

„— der Demuth Ebenbild,
Die in der Stille wohnt
Und den, der ihr Verdienst enthüllt,
Mit frommem Dank belohnt.“ (Schlußvers.)

Die Blumen gelten ja als Sinnbilder oder Symbole menschlicher Eigenschaften. Man redet deshalb von einer „Blumensprache.“ Unser Lied gewahrt im verborgenen Blühen des liebreizenden Veilchens ein anschauliches Bild menschlicher Demuth, die ihre Verdienste auch nicht öffentlich zu Markte trägt, wie die stolzen Prahler. Aber wer mit dem Demüthigen in nähere Berührung kommt, der erfreut sich am Umgange mit demselben und wird durch manchen wohlthuenden, heilsamen Einfluß aus solcher Bekanntschaft belohnt. Parabel ist das Lied nicht. Es stellt an einem dem Wesen der Demuth ähnlichen Sinnendinge, hier an einem Blümlein, nur dar, welch hohen Werth diese Tugend in sich trägt. Solche symbolische Naturlieder wollen also das Geistige am Sinnlichen und durch's Sinnliche veranschaulichen, erklären. In Folge davon wird das Bild des Geistigen, das Naturwesen, immer mehr oder weniger vergeistigt, personifizirt. So auch hier. Dem Veilchen wird in den 2 ersten Versen, welche sein stilles Blühen mit lebhafter Bewunderung oder Theilnahme schildern, durch des Dichters Frage (die des Lesers Theilnahme anregen soll): „Warum, geliebtes Veilchen, blühst du so entfernt im Thal?“ das Wesen eines demüthigen Menschen beigelegt, gleichsam als ob es mit vollem sittlichen Bewußtsein sich so bescheiden zurückzöge. In ähnlicher Weise macht Claudius im „Juniusboten“ die festlich geschmückte Lenznatur der Erde zu einer andächtigen Beterin, die „bescheiden am Wege stehet und frohlockt“, während der Herr vorüberwandelt. Und ganz ebenso erscheinen in Eichendorff's „Morgenliede“ (— in Drath's Schulliederbuche Heft 3. No. 1b. —) die wunderbar schweigsamen Wälder, die „sich leise neigen, als ging' der Herr durch's stille Feld.“ Freilich in diesen Liedern tritt die Natur als betende Person auf, also als religiös belebtes Wesen. Doch das ist nur ein Unterschied in der Art und Weise der Personifizirung. Aus Weiße's symbolischem Naturliede lernen wir darum diejenige sinnbildliche Naturbetrachtung kennen, welche die Naturwesen zu sittlichen Personen vergeistigt. Insofern ist dies Veilchenlied ein schätzenswerther Beitrag zur sinnigen Betrachtungsweise des Naturlebens. Die Jugend soll in der Volksschule die tiefere Bedeutung der Natur nach verschiedenen Seiten hin kennen lernen. Auch solche Naturpoesie wird dieses wichtige Stück der inneren Bildung, der Gemüthsveredlung, der Herzenscultur in der Schule fördern helfen. — Einige Schullieder-Sammlungen führen noch ein anderes volksthümliches Naturlied Weiße's auf, ein mehr schilderndes: „Der Mai“ (— z. B. in Schmahl's „45 Liedern für Volksschulen.“ Altona 1859, No. 10.):

„Es lächelt auf's neu
Der fröhliche Mai
Im bunten, festlichen Kleide.
Von Höhen und Thal
Tönt überall
Die süße Stimme der Freude.“ [1])

---

[1]) Dies Lied ist auch in dem (in Pommern viel gebrauchten) „Liederbuche für die Volksschule“ von Superint. Lenz (Gütersloh. 1853) unter den dort befindlichen Naturliedern mitgetheilt.

Zugleich weht frischer Freudenjubel über die erneute Ankunft des Wonnemonats durch das kurze, ansprechende Liedchen, worin die lyrische Seite der Schilderung liegt. Der Mai stimmt uns stets zur heitersten Fröhlichkeit, namentlich die Kinder. Warum denn? Nun, weil er selber so fröhlich aussieht. Es kommt uns ja so vor, als ob er uns mit seinem fröhlichen Gesichte freundlich zulächle und zu gleicher Freude ermuntere. (Also auch hier wieder Personifikation.) Er ist und bleibt einmal der „Lenz, der holde Junge". Wo sehen wir aber sein freudestrahlendes Angesicht? Wer sich mit Festkleidern schmückt, der zeigt damit, daß er voll Freude im Herzen ist. Das Bunte macht den Kindern stets Freude: es lockt sie unwiderstehlich an. Auch der Mai hat ein buntes Festkleid an. Das ist der buntfarbige Blumenteppich, das „beblümte Festgewand" (Krummacher); denn „der Wiesengrund ist schon so bunt und malt sich täglich bunter". (Hölty.) „Die Erde prangt ja jetzt mit Gras und Blumen." (Claudius. — Prangen und glänzen ist sinnverwandt, worauf man hier zu achten hat.) Das bunte Blumenkleid ist des Mai's fröhlich-lächelndes Antlitz. Doch der Mai blickt uns nicht bloß mit seinem Freudenauge an: wir hören auch seine helle Freudenstimme, die uns ebenfalls ermuntert: Kommt hinaus und seid so fröhlich wie ich! Allüberall hörst du diesen lauten Jubelruf, auf der Bergeshöh' wie im Thalgrunde. Das klingt dir so süß ins Ohr, das den langen Winter hindurch sehnsüchtig auf solche Musik gewartet hat. Diese Jubeltöne vernimmst du mit Wohlbehagen, ach so gern, weil sie so wohl thun im Herzen, weil sie dir sagen: draußen ist nichts als Lust und Freude. Was klingt so hell und lustig selbst bis in die dumpfe Stube, den winterlichen Kerker, und lockt dich mit Gewalt ins Freie? Doch nur der vielstimmige Luftgesang der wiedergekehrten, froh umherflatternden Vögelschaar. Wohlan denn! Du hast gesehen und gehört! Sei drum auch du so heiter und froh! So einfach das Liedchen ist, so schließt es doch solche Mahnungen in seine frische Schilderung mit ein. Es reiht sich darum den zahlreichen Lenzliedern würdig an, deren lebhafte Schilderung den lebhaften Eindruck der Maiwonne auf das Gemüth deutlich hindurchschimmern läßt. Es ist ein Lied, so recht zur Kinderlust gemacht. Recht ansprechend ist auch Weiße's Begrüßung und Preis des Schneeglöckchens (— bei Grube S. 175.), welches unter der Form der Anrede den Sieg dieses ersten Frühlingsboten über Schnee und Eis schildert.

Ein anderer Sachse, Georg Carl Claudius in Leipzig, der gleichfalls der Jugendbildung dienen wollte, und zwar durch die von ihm verfaßten (— aber wiederum schon an sich bedenklichen —) Kinderschauspiele, machte sich zur selbigen Zeit durch das in fast alle Volksschullesebücher übergegangene Naturlied: „Komm, stiller Abend, nieder auf unsre kleine Flur" (— Münst. Leseb. III., S. 124.[1]) —) bekannt. Er lieferte zugleich die Composition dazu. Es ist ein „Sommerabendlied im Freien." (1780.) Landleute sind mit ihren Kindern an einem herrlichen Sommerabende draußen in dem „kühlen Thale". Linde, kühlende Abendlüfte sind Allen, besonders aber dem Bauer, eine erwünschte Labung nach der in drückender Hitze vollbrachten Tagesarbeit. Wie gern wandelt Jedermann an solchen kühlen Abenden noch lange

[1]) In dem auf derselben Seite befindlichen Volksliede: „Wie ist der Abend so traulich" — werden, was hier nachträglich bemerkt sein möge, in V. 2. die Blumen ebenfalls, wie in Weiße's Veilchenliede, zu Menschen vergeistigt, und zwar zu „stillen Betern", die (wie in den betr. Poesien von Claudius und Eichendorff) am Abende lobend und dankend „alle das Haupt zur Erde neigen".

im Freien umher, sich zu erquicken an der wohlthuenden Stille und am würzigen Dufte lauer Zephyrwinde! Ja, wie Zarnack singt, man geht nur ungern heim, „weil des Himmels Zelt besser uns gefällt, als das Dach und unsre Hütte." Da muß wohl staunende Bewunderung der herrlichen Schönheit solcher Sommerabendnatur unser Herz ergreifen und erfüllen. Dies Staunen gestaltet sich bald zum Lobpreise dieser herrlichen Schönheit. Solch ein Loblied ist das obige. Mit dieser lyrischen Seite des Liedes verbindet sich aber eine kurze, treffende Schilderung jener preiswürdigen Abendschönheit. Worin liegt dieselbe? In der wunderbar lieblichen Farbenpracht des Abendhimmels (V. 2.). Die Gluth der „Abendröthe" und das allmähliche „Erbleichen der letzten Sonnenstrahlen" rufen ein alle Augen entzückendes, reiches und sanftes Farbenspiel hervor. Dazu tritt das so mächtig unser Herz ergreifende weite „Schweigen". V. 3. Das ist die „traulich holde Stille" der Abenddämmerung, welche, wie Claudius im Abendliede singt, im Gegensatze zur geräuschvollen Tagesarbeit so wohlthuend auf das Gemüth des empfänglichen Naturbeobachters einwirkt. Das erfrischt und labt uns innerlich: wir genießen der Ruhe, des Friedens, nach welchem sich ja jedes Herz so lebhaft sehnt. Wir „vergessen des Tages Jammer"; wir erholen und stärken uns in diesem Friedensodem der einschlummernden Natur zum neuen Wirken: da tönt der letzte Chorgesang der Vögel wie ein großes Danklied der Kreaturen, immer leiser erklingend, nach und nach immer vereinzelter erschallend, zuletzt gänzlich verhallend, in dies feierliche Schweigen gewaltig mahnend hinein: immer dunkler wird das Gebüsch; die Sänger schlafen ein. So hat auch das Ohr sein Theil gehabt am Genusse dieser prächtigen Naturschöne. Und wie harmonisch fließt das Alles in einander zu einem großen Schönheitstempel! Auch des Dörfleins „kleine Flur" nimmt an dieser weiten Erdenschönheit Theil. Der Landmann und seine Kinder werden ebenfalls angetrieben, diese Schönheit zu preisen. Ja, sie wünschen jeden Tag diese abendliche Labung sehnsüchtig herbei; sie lassen dieser Schönheit zu Ehren ihr lautes Loblied erschallen. Und, wenn der Vöglein „Nachtgesang" im „dunklen" Gezweig verklungen ist, dann wird ihr Wunsch zur innigsten Bitte: sie wollen den reichen Genuß dieser Schönheit noch recht oft wiederkehren sehen auf ihre „kleine Flur". Dieser Wunsch und diese Bitte bilden somit einen neuen lyrischen Zug dieses lieblichen Naturliedes:

„Komm oft noch, Abend, wieder
Auf unsre kleine Flur!
Dir tönen unsre Lieder:
Wie schön bist du, Natur!"

Die Innigkeit der Bitte und des Wunsches geht daraus hervor, daß der erste Vers mit einer kleinen Aenderung im letzten Verse wiederkehrt: der lebhafte Wunsch ist bald erfüllt worden am herrlichen Abende, und nun, nach so reichem Genusse, da ist's ja natürlich, daß das Herz sein heißes Begehren mit denselben innigen Worten wieder ausströmen läßt und um die oftmalige Wiederholung solcher Freuden bittet. Der Kehrreim hat demnach hier eine glückliche Verwendung gefunden. Ohne Zweifel gehört unser Lied zu jenen Dichtungen, welche uns die wunderbaren Schönheiten der Natur mit einem empfänglichen Gemüthe anschauen, bewundern, genießen und preisen lehren. Darum ist es grade für die Jugendbildung eine sehr werthvolle Gabe.

Die durch ihre Schrift über weibliche Bildung (1807) berühmt gewordene Erzieherin Caroline Rudolphi (aus Magdeburg) [1]), bei Hamburg und in Heidelberg (1801—1811) wirksam, machte sich als Dichterin schon frühzeitig bekannt, namentlich durch religiöse Dichtungen (z. B. Morgenlieder, wie: „Vater, also leb' ich wieder, seh' die Schöpfung, preise dich"). Der große volksthümliche Tondichter J. F. Reichardt hat zu mehreren ihrer Gedichte Compositionen geliefert. (Berlin, 1781.) In den von Reichardt componirten „Kinderliedern" (Braunschweig, 1790) findet sich auch die liebliche Melodie zu Carol. Rudolphi's sehr verbreitetem Liede vom Monde. (In Schmahl's Liedern f. Volkssch. 1859. No. 4.) In manchen Lesebüchern und Liedersammlungen steht auch ihr schönes Mailied: „Da ist er, da ist er, der liebliche Mai" (z. B. bei Schmahl No. 23.) Das erste dieser beiden Gedichte ist theils eine Schilderung des „stillen, heiteren, milden und trauten" Mondlichtes, das darin zugleich lebhaft bewundert wird, theils ein Lobpreis des Mondes, der „uns so viel Freuden" bereitet (V. 3. 4.) In den Schlußversen gestaltet sich das Lied zum Dankgebete, erhält hier also religiöse Färbung, zumal da zugleich ein Bekenntniß von Gottes Güte überhaupt darein verwebt ist:

V. 5. Du, der ihn uns gegeben
Mit seinem trauten Licht,
Hast Freud' am frohen Leben,
Sonst gäb'st du uns ihn nicht.

V. 6. Hab Dank für alle Freuden,
Hab Dank für deinen Mond,
Der Tages Last und Leiden
So reich, so freundlich lohnt.

Somit gehört auch dies Lied zu den schildernd-lyrischen, aber auch theilweise zu den religiösen Naturpoesien. Die Jugend lernt aus solchen Dichtungen die Schönheit der Naturwesen erkennen und bewundern. Sie erinnert sich ferner der mannigfachen Segnungen, [2]) die uns Gott durch seine Wunderwerke zu Theil werden läßt und wird sich dadurch der Pflichten bewußt, die sie gegen den himmlischen Freudenspender auch nach dieser Seite hin unausgesetzt zu erfüllen hat. Unser Lied ist allerdings zunächst mehr für das reifere Alter bestimmt. Man erkennt dies deutlich aus den beiden mittleren Versen, sowie aus dem Schlusse. Denen ist das stille Mondesleuchten ganz besonders ein „trautes" (d. h. Zutrauen, Zufriedenheit, Freude erregendes), welche nach des „Tag's Beschwerde" — sei diese nun „Last" mühevoller Arbeit oder schmerzlicher „Leiden" — sich lebhaft für Leib und Seele die „stille Abendruh" herbeiwünschen. Der durch die saure Tagesarbeit ermattete Leib bedarf des Schlafes: ihm kündet des milden Mondlichtes Glanz die ersehnte Erholungszeit an, denn „er winkt der müden Erde zur stillen Abendruh" und „schließt sanft die Augen zu". Das Herz, das durch die Sorgen und Leiden des Tages an das Irdische gefesselt war, wird beim Anblicke des stillen Mondesglanzes emporgehoben zu himmlischen Betrachtungen: „reine Lust", d. h. der stille, von der Sünde nicht getrübte Himmelsfriede, „die seligsten Gefühle," wie das Lied sagt, „durchziehen die Seele," wenn sie dort oben am klaren, stillen Nachthimmel den „schön geschmückten" Friedensboten „so mild einhertreten" sieht. Die Unruhe weicht aus dem empfänglichen Gemüthe; es ahnet „was Bess'res in der Welt, als all' ihr

---

[1]) Nach anderen Angaben ist sie aus Berlin gebürtig. Ebenso schwankend sind die Nachrichten über ihr Geburtsjahr, 1750 oder 1754.

[2]) Hier klingt des Armen trostreiches Bekenntniß in Uhland's köstlichem Liede hindurch: „Noch leuchten Sonne, Mond und Stern so liebevoll auch mir, Und wenn die Abendglocke schallt, so red' ich, Herr, mit dir." — Auch im Cöpen. Leseb. A. 1863. S. 3. steht dies Lied der C. R. vom Monde.

Schmerz und Lust," wie Claudius' „Sternseherin Lise". So weht ein religiös-sinniger Zug durch das ganze Lied. Nicht alberne Weltschmerzgefühle der „Mondscheinpoesie", noch unwahre Sehnsüchteleien ruft des Mondes milder Schein hervor, sondern echt christliche Friedens- und Gebetsgedanken. Darum eignet sich dies Lied auch für Volksschullesebücher. Auch die Personifikation konnte hier nicht fehlen. Wo der Mond als ein „freundlicher" Gottesbote wegen seines lohn- und freudenspendenden Glanzes angeschaut wird, da nimmt er ganz von selbst die Gestalt eines lieben Freundes an, der uns „still zulächelt" (V. 1.), uns zur Ruhe „winkt" und dem Herzen Friedensahnungen „schenkt". Hinter solcher Beseelung der Natur steht ebenfalls ein kindlich-religiöser Sinn, der aus allen Werken der Schöpfung das freundliche Auge unseres gütigen Vaters im Himmel hervorleuchten sieht. Und eine derartige Personifikation wird der Pflege der natursinnigen Betrachtungsweise in unseren Volksschulen grade sehr vortheilhafte Dienste leisten. — Das Mailied dieser Dichterin ist ein Freudengruß an den „lieblichen Mai, den Geber der Lust". Im ersten Verse erschallt lauter Jubel über das endliche Erscheinen der wonnigsten Zeit des Jahres. Außerdem wird diese reiche Wonne in den frischen, wohllautenden Klängen der herzlichsten Freude geschildert:

Der Himmel so heiter,
Die Erde so neu;
Die Fluren so duftig,
So blinkend vom Thau;
Die Bäche so murmelnd;
Die Lüfte so blau.

V. 2. Die Nachtigall flötet im Blüthengesträuch;
Der Hänfling singt, hüpfend vom Zweige zu Zweig;
Es scherzen die Fischchen im schimmernden See;
Es taumeln die Bienen im blühenden Klee.

Diese kurze, aber schwunghafte und farbenreiche Malerei des lenzlichen Wonnelebens wirkt in der That äußerst erquickend auf den Leser. Man fühlt heraus, daß das Lied mitten in der Maiwonne dem froh bewegten Herzen entströmt ist. Und die wenigen poetischen Pinselstriche sind dazu so gelungen, daß man die entzückende Mailandschaft deutlich vor sich liegen sieht. Leben, neues frisches Leben allüberall, am Himmel und auf Erden! Du siehst es an des heiteren Himmels klarer Bläue; du fühlst es am wohlthuenden Wehen der lauen Lüfte. Der würzige Duft und hell funkelnde Thaublitz der jung ergrünten Fluren predigt dir's vernehmlich, und des eisfreien Bächleins fröhliches Gemurmel ruft es in dein Ohr. Entzückt schaust du auf zu dem reichen Vogelleben im neu belebten Baumgezweig; mit kindlicher Freude erlabest du dich am muntern Leben der klar erglänzenden Gewässer mit ihren scherzhaft spielenden Fischlein, und den laut mitjubelnden Menschen umsummt, lustig gaukelnd auf dem saftigen Kleefelde, die emsige Bienenschaar. Ja, in solcher Schilderung ist frisches Leben. Und sie muß Lust und Freude wecken. Drum begrüßt nun der Schlußvers den Lustspender Lenz mit herzlicher Freude, und der jubelnde Mensch nimmt Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit der Natur: er schmückt sich mit Kränzen der verjüngten Blumenwelt und scheucht Sorge und Schmerz aus dem frohsinnigen Herzen. So muß man den Mai empfangen. Das Lied ist grade für Kinder recht geeignet. Es schildert aufs anschaulichste die Fülle der Lenzschönheit und ladet mit recht warmer Herzlichkeit zu frischem Genusse derselben ein.

Die sittlich mahnende, also parabolische Bedeutung des Naturlebens sehen wir in dem, einem altdeutschen Volksliede nachgebildeten Liede: „Der Wachtelschlag" (Münsterb. Leseb. III. 132.; Urbild bei Wack. I., 30.) sehr deutlich ausgeprägt. Es rührt ebenfalls von einem Schulmanne her, nämlich von dem badensischen Lehrer Samuel Friedrich Sauter († 1846.) Gedichtet ward das Lied im J. 1796. (Compositionen von C. G. Hering und Beethoven.) Offenbar ist es für die Schule bestimmt. Die Kinder werden durch die rechte Behandlung solcher Poesien zu heilsamer Betrachtung selbst des unscheinbarsten Naturlebens angeleitet. Wir erfreuen uns am „lieblichen" Schlage der Wachtel. Es liegt darin etwas so Frisches, Freudiges. Das Lied spricht darum vom „hüpfenden Schlage" der Wachtel. (V. 2.) Geht man am „grünen Saatengefilde" vorüber (V. 1.), so „horcht" man mit Wohlgefallen auf diesen lieblichen Ton. Man bleibt gespannt stehen. Aus dem unter grünen Halmen versteckten Neste hervor tönt jetzt der Wachtelschlag in den verschiedensten Weisen. Das sinnige Gemüth erklärt sich dies so, daß es darin eine mahnende Botschaft an's Menschenherz gewahrt. Der Schlag der Wachtel wird so zum ernstlichen Mahnrufe. (Vgl. „ruft" und „mahnt" in V. 1.) Aus der Verborgenheit des Saatfeldes hervor erschallt der Wachtelruf. Wie deutlich bildet sich darin ab die Mahnung, den „Herrn der Natur" (V. 3.), der auch hinter dem kleinsten Naturvorgange als leitender „Regente" verborgen ist, zu „fürchten" als den Allgegenwärtigen, Heiligen, Allmächtigen! Der Gottesfürchtige schaut stets Gottes Wirken und Dasein in der, seine Majestät offenbarenden Schöpfung, wenn es für's Leibesauge auch verborgen ist.[1]) So will der Wachtelruf zu uns sagen: Wandle stets nach Gottes Geboten, denn, ob auch für's Auge verborgen, ist er doch stets dir nahe (— Psalm 139., 3. —); höre stets auf seine Stimme in dir; denke stets daran, daß er dich immer und überall siehet. Der Wachtel hat der „gütige, milde" Gott inmitten der grünen Halme ein sicheres, wohnliches Haus bereitet, darinnen sie sorglos sich bergen kann. Wie sie nun wieder so lieblich schlägt, da klingt's dem frommen Gemüthe so, als ob sie dich mahnte: Liebe ihn, deinen himmlischen Vater, von ganzem Herzen, der auch dir eine so sichere Wohnstätte bereitet hat mitten in der an Schönheiten und Genüssen so reichen Erde! Verlange stets nach Gott und seinem Worte, freue dich darüber mehr als über das Irdische, mache seinen Willen zu deinem, erfülle ihn, selbst wenn du dabei das Liebste opfern mußt, wie Abraham. Er hat dich ja zuerst geliebt. Gieb ihm dein Herz! So hat uns der Wachtelruf gemahnet zur Furcht und Liebe Gottes, zur Grundgesinnung des gottergebenen Herzens. (Erstes Gebot.) Aber weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Der rechte Gottesdienst des Mundes ist das Beten. (Zweites Gebot.) Und das ist, wie die heilige Schrift lehret, ein „köstlich Ding." Drum, weil die Wachtel jetzt von neuem so gar lieblich „hüpfend" schlägt, laß dich dadurch an das liebliche und köstliche Opfer der Lippen erinnern, das du, Mensch, deinem Gotte darbringen sollst! Ihr Schlag „bedeutet" jetzt: „Lobe, danke, bitte Gott!" (V. 2. 3.) Er ist der Allmächtige, „der große Wundermann", der da sehr wohl „vermag", auch für dich „große Dinge zu thun" oder (wie das

---

[1]) Sehr tief und überzeugend sagt hierüber G. H. v. Schubert in s. „Geschichte der Seele." 1830. S. 1. (in Wack. Les. III., S. 6.): „Es ist in mir ein Verlangen, welches seinen Lauf mitten durch die Creaturen hindurch zu Gott nimmt."

Lied sagt) „dich zu lohnen." (Man beachte hier den ungewöhnlichen Akkusativ!) Sieh, wie sein starker Arm deine Saat wachsen und gedeihen läßt, sodaß jetzt „die herrlichen Früchte im Feld" deine Arbeit reichlich lohnen! Erkenne und bekenne drum Gottes Größe und Allmacht. Und durch die Früchte der Erde „ernährt und erhält" dich und alle Creatur deines Gottes Güte: drum erkenne und bekenne auch diese in deinem Danke. Unterdeß ist ein starkes Gewitter heraufgezogen: es bedrohen die zuckenden Blitze dein Leben; ja des Sturmes Toben und des Hagels Gewalt kann den Segen des Feldes vernichten. Du fühlst deine Ohnmacht. Du suchst nach einem starken Helfer in der Noth. Gleich als fühlte sie mit dir, ruft jetzt die Wachtel mit ängstlich klagender und flehender Stimme. Sieh, da mahnet sie dich: Bitte deinen starken Gott um Hilfe. Dann hilft „dein Helfer dir vom Tod und läßt dir Trost gedeihen." Rufe ihn an in der Noth, so „verschonet" der Gnädige auch „die Flur." „Er will gebeten sein, wenn er was soll geben." Vorübergezogen ist das Unwetter. Des Gerechten Gebet vermag ja viel, wenn es ernstlich ist. Die Flur, die reichgesegnete, steht unversehrt. Da gehst du heim und im Weggehn vernimmst du noch einen Ruf der Wachtel, der dir so beruhigend ins Herz dringt, daß du daraus die Schlußmahnung hörest: Traue Gott beim Gedenken der „künftigen Tage!" Er hilft wie bisher und wie noch jetzt eben. Mach dich nicht unruhig mit Sorgen der Zukunft, sondern sei still, ruhig und zufrieden. Diesen Trost lies heut und allezeit aus dem „lieblichen Klange" der Wachtel, mit welchem sie so deutlich bezeuget, daß Gott immerdar ihr Erhalter und Helfer gewesen ist. Unser Lied ist also eine liebliche poetische Ergänzung zur Katechismuslehre. Vielleicht kann man in der Oberklasse einmal solch ein Lied bei Gelegenheit des Religions-Unterrichts an betreffender Stelle lesen, vortragen, singen lassen? Das erfrischt und ermuntert. Das bringt Abwechselung in den Unterricht. Das erläutert die Bibellehre anschaulich, weil die Mahnstimme der Natur so ansprechend und erweckend ist. So kann der Sprachunterricht dem religiösen sehr wesentliche Dienste leisten. Da wird die Forderung erfüllt: ein Unterrichtsfach soll das andre unterstützen. — Es war wiederum ein sächsischer Schulmann, der bekannte J. Chr. Dolz in Leipzig, besonders durch katechetische Schulschriften zu seiner Zeit berühmt, der das Kinderzeitschriftwesen förderte, nämlich durch seine „Zeitung für die Jugend", in welche manches volksthümliche Lied für die Jugend aufgenommen ward. So auch das von einem gewissen Schwabe gedichtete Naturlied: „Die untergehende Sonne" (im Münst. Leseb. III. S. 145.: „Dort sinket die Sonne im Westen.") Das Lied erschien in jener Zeitschrift im J. 1806 und ward im J. 1808 von dem schon erwähnten Leipziger Componisten Aug. Harder mit einer anmuthigen Melodie versehen. Wie bei Carol. Rudolphi, begegnet uns auch hier eine schildernd-religiöse Darstellung des Naturlebens. Das Thema des Sonnenunterganges hat unsere lyrische Poesie in der eben angedeuteten Weise vielfach bearbeitet. Die bloße Darstellung der Vorgänge in der Natur ist, wie namentlich Lessing geltend gemacht hat, an und für sich schon nicht recht poetisch, weshalb eben Matthisson's Malereien so viel Tadel gefunden haben. Und für die Volksschule, deren Lesebuch unter den prosaischen Abschnitten ja so manche fesselnde und farbenreiche Schilderungen oder Naturbilder darbietet, ist gerade eine lyrische oder didaktische Darstellung der Naturvorgänge im dichterischen Gewande um so passender: sie, die Herz, Verstand und Willen gleichmäßig zu bilden hat, muß diese Bildungsziele grade durch rechte Benutzung

des Einflusses der Poesie auf's jugendliche Gemüth zu fördern streben; denn namentlich Naturlieder von irgendwie gemischtem Inhalte wirken auf alle einzelnen Geisteskräfte mit gleich starker Gewalt. So auch unser Lied. Vor allen Dingen ist grade die religiös erhebende Macht der Naturerscheinungen für die Jugendbildung von großer Bedeutsamkeit. Jeder weiß, wie tief ergreifend grade Aufgang und Untergang der Sonne sind, dieses „schönen, großen Taggestirnes" (Claudius), dieses königlichen Heroldes göttlicher Herrlichkeit (Psalm 19.) Unser Lied schildert darum in den drei ersten Versen den mächtigen Eindruck eines lieblichen Sonnenunterganges. In der lebhaften Schilderung liegt deshalb schon ein lyrischer Zug, eben der Ausdruck jenes ergreifenden Einflusses. Der Schlußvers giebt uns klaren Aufschluß über die Art und Weise dieses Einflusses: „Der Abend dämmert so ruhig, so heiter, so labend." Wohlthuende Beruhigung, Zufriedenheit ergreift uns; wir werden so freudig gestimmt, wie zu keiner Stunde am Tage: das erfrischt, erquickt, stärkt den ermatteten Leib; das erhebt die mit so vielen irdischen Dingen belastete Seele. Wir fühlen uns wie verjüngt beim Anschauen eines herrlichen Sonnenunterganges. Was ruft denn so mächtige Wirkungen hervor? Nun, dich umfängt mit so sänftigender Macht der „goldene Schein" der immer tiefer sinkenden Sonne. Wo ist solch sanfter, reiner Goldglanz auf Erden? Und wie sehr erhöhen die jetzt in dunklerem Laube schwankenden Aeste und die reichen Blüthenkränze in Wald und Flur jenen goldigen Glanz, wenn er bald hinter Laubesgrün, bald hinter Blumenteppichen schimmert und gemach immer tiefer sinkt, erblassend und endlich von uns scheidend! (V. 1.) Dieses ruhig-klare Farbenspiel beim Untergange der Tageskönigin senkt Ruhe, Stille, Zufriedenheit in unser Herz. Dazu ertönt so unsagbar „erquickend" (V. 2.) für's Ohr — wie vorhin das Auge seine Wonnen genoß — aus dem stillen Dorfe der Abendglocken Feiergeläut, vermischt mit den einladenden Klängen der Glöcklein heimziehender Heerden. (— Beachte den Ausdruck „läutende Heerden". In dem Worte „wallen" liegt die Andeutung der friedlich-frohen Heimkehr. —) Diese Töne sind Boten der abendlichen Ruhe, des erfrischenden Friedens, der jetzt und während der Nacht stärkend und „labend" Leib und Seele zu umfangen kommt. Aber auch das Herz wird gewaltig ergriffen durch das überall sich ausbreitende große „Schweigen" der Natur. (V. 3.) Es schweigt des Landmanns saure Arbeit auf dem Felde; es schweigt die Welt der regsamen Thiere; es schweigt das lebhafte Wehen der Tageswinde, denn „milde Lüfte" wehen sanft und zart und kräftigend einher über dem duftigen Meere der Blüthen auf weiter Flur. Ach, wie freudig wird's uns dann um's Herz! Alle Unruhe, Sorge, Last des Tages ist hinter dir: mit der Ruhe und Frische muß die reinste Heiterkeit in dir Wohnung machen. Das ist rechte Abendfeier. Doch wer gab dir solche edlen Freuden? Dein gütiger „Vater" (V. 4.) im Himmel. Ja, wer solche Wonnen genießt, der wünscht sich diesen Genuß noch recht oft. Der erbittet mit heißer Inbrunst (— „er flehet" —) für den eigenen „Lebensabend" eine ebenso köstliche „Ruhe" und Freude der Feierwonne. So birgt sich im religiösen Schlußgedanken (— im Gebete —) zugleich eine allegorische Andeutung, nämlich der Hinweis auf die Aehnlichkeit dieser Abendschönheit in der Natur mit dem friedlichen Greisenalter des Menschen. Der Naturfriede weckt die Sehnsucht nach dem Lebensfrieden im Alter, kurz vor dem Scheiden unserer Lebenssonne aus dieser irdischen Welt. Auch in diesem einfach herzlichen Naturliede hören wir unseres Claudius Preisgesang deutlich wiederklingen: „Wie

ist die Welt so stille und in der Dämm'rung Hülle so traulich und so hold!" Die große und allgemeine Sehnsucht der Menschen nach reinem, von irdischer Störung völlig befreitem, kurz nach himmlischem Gottesfrieden ist der tief religiöse Hauch, der durch dies Gedicht hindurchweht. Und das macht das Lied grade für die Volksschule so brauchbar und fördersam.[1])

In derselben Zeit von 1780 bis 1806 treffen wir auf eine andere Gruppe von Dichtern, welche im Laufe dieses Vierteljahrhunderts ebenfalls volksthümliche Naturlieder dichteten und dadurch dem kurz vorher entstandenen Volksschullesebuche neues poetisches Material zur Auswahl und Aufnahme darboten: Klamer Schmidt, Jacobi, Barbara Urner, Friederike Brun, Ludwig, Mahlmann und Müchler. Wir bemerken, wie unter der pädagogischen Dichtergruppe, auch hier wieder die poetische Thätigkeit der Frauen, die auf dem Gebiete der Jugendliteratur in der Folgezeit ein noch viel regsameres Schaffen entfalten sollten.

Der Halberstädter Dichter Klamer (Eberh. Karl) Schmidt († 1824) ist noch heut durch sein heiter lyrisches Lied:

„Hier sitz' ich auf Rasen, mit Veilchen bekränzt:
Hier lasset uns singen,
Hier lasset uns springen,
Bis lächelnd am Himmel der Abendstern glänzt." (1781.)

namentlich in norddeutschen Gegenden bekannt. Man findet das Lied jetzt sehr selten in Volksschullesebüchern und Schulliedersammlungen. Es hat etwas von der stark genußsüchtigen Stimmung der Hagedorn'schen Dichtungen. Indessen vermag es zu frischer und heiterer Lebenslust inmitten der entzückenden Naturschönheit auch die Jugend anzuregen. Uebrigens hat sich der Anfang dieses Liedes im Munde des singenden Volkes zu der eben angeführten Gestalt erst umgebildet. Die rein lyrischen Lieder heiterer Naturfreude, welche Hoffm. v. Fallersleben unserer Jugend gedichtet hat, sind wegen ihres so glücklich getroffenen, echt kindlichen Tones fast in allen neueren Volksschullesebüchern an die Stelle ähnlicher älterer Dichtungen getreten.

Der Rheinländer Joh. Georg Jacobi († 1814), Professor in Halle und Freiburg, ein Freund Gleim's, ist der Dichter der, in Liedersammlungen noch vielfach aufgenommenen, ebenfalls vorwiegend lyrischen Naturlieder:[2])

1. „Sagt, wo sind die Veilchen hin,
Die so freudig glänzten
Und der Blumenkönigin
Ihren Weg bekränzten?
Jüngling, ach! der Lenz entflieht!
Diese Veilchen sind verblüht!

Sagt, wo sind die Rosen hin,
Die wir singend pflückten,
Als sich Hirt und Schäferin
Hut und Busen schmückten?
Mädchen, ach! der Sommer flieht!
Diese Rosen sind verblüht!

Sagt, wo ist das Mädchen hin,
Das, weil ich's erblickte,
Sich mit demuthsvollem Sinn
Zu den Veilchen bückte?
Jüngling, alle Schönheit flieht!
Auch das Mädchen ist verblüht!

Sagt, wo ist der Sänger hin,
Der auf bunten Wiesen
Veilchen, Rose, Schäferin
Und den Bach gepriesen?
Mädchen, unser Leben flieht!
Auch der Sänger ist verblüht!"

---

[1]) Der im 1. Verse auftretende Ausdruck „umflossen", von der im Goldglanze strahlenden Abendsonne ausgesagt, ist als eine in der Kunstlyrik sehr beliebte poetische Wendung zu erklären. Man setze dafür in der unterrichtlichen Behandlung das einfachere „umgeben" und löse die participielle Verkürzung auf durch einen beigeordneten Hauptsatz.

[2]) Sie erschienen zuerst in Voß' „Musenalmanach".

(1782. — Compositionen hierzu von Pet. Schulz im J. 1783 und von Zöllner. — Jacobi hat dies Lied übrigens einem seit 1760 im Volksgesange lebenden, von dem sächsischen Dichter K. Aug. Svabe — † 1789 — herrührenden Gedichte nachgebildet.)

2. „Wasserfahrt."
(1784.)

„Bei der stillen Mondeshelle
Treiben wir mit leichtem Sinn
Auf dem Bächlein ohne Welle
Hin und her und her und hin.

Nicht zu Ruhm und eitlen Schätzen
Locket uns das ferne Meer,
Um uns friedlich zu ergetzen,
Schwimmen wir im Kahn umher.

Nur der Unschuld reine Freuden
Sichert euch als Eigenthum:
Keinem werdet ihr dann neiden
Seinen Schatz, Gold oder Ruhm.

Wenn bei euren Freuden allen
Ihr die Lust mit Unschuld paart,
Wird, wie dieses Schiffleins Wellen,
Ruhig einst die letzte Fahrt."

(Aufgenommen z. B. noch in Lenz's „Liederbuch für die Volksschule", 1853, und in Schmahl's „Liedern für Volksschulen", 1859. — Compositionen hierzu von Reichardt i. J. 1796, später von Silcher und vom Breslauer Musikdirektor Mosewius, † 1858.)

Das erste dieser beiden Lieder ist für das erwachsene Volk bestimmt, das zweite hat Vieles mit den Geselligkeitsliedern gemeinsam. In beiden Dichtungen mischt sich der lyrische Zug mit einem ziemlich deutlich hervortretenden lehrhaften Zwecke: jedesmal aber bildet das Naturleben den Ausgangspunkt der lyrischen Stimmung und der didaktischen Wendung. Man kann indessen wohl sagen, daß im ersten Gedichte ein etwas sentimentaler Anflug bemerklich ist. Man fühlt dies aus der immer wiederkehrenden, mahnenden Anrede an die lebenslustige Jugend des Jünglings- und Mädchenalters heraus, obgleich darin der „flüssige Kehrreim" mit Geschick als Träger des lehrhaften Zweckes der Dichtung verwendet ist. Namentlich aber wird ein nach der falschen Empfindsamkeit idyllischer Schäferpoesie schmeckender sentimentaler Zug aus dem zweiten und vierten Verse bemerklich: Hirt und Schäferin, in frischer Jugendkraft blühend, pflücken unter Lustgesängen auf „bunter Wiese", darauf Veilchen und Rosen prangen, die Zierde des Blumenflors, die holde „Blumenkönigin", und schmücken sich damit. Wer erinnert sich dabei nicht sofort an jene schwärmerischen Hirtenlieder mit ihrer, dem Auslande und Alterthume nachgeahmten süßlichen, unwahren Weichlichkeit und Geziertheit![1]) (Sal. Geßner's — † 1787 — Idyllen. Eine der besten davon: „Palemon" ist in Viehoff's Leseb. II., 63. mitgetheilt.) Auch an Jacobi's Dichtungen wird daher die „duftige Mondschein-Sentimentalität" getadelt, „in welcher Matthisson und Tiedge sich gefielen". Denn weil er es „unternahm, die schöne Sinnlichkeit der Hellenen auf norddeutsch-protestantische Manier zu vergeistigen und in's Moralische zu übersetzen" (W. Menzel, deut. Dichtung, II., 531.), gelangte er in seinen Poesien zu „solchem empfindsamen Unsinne". Doch in unserem Liede tritt diese üble Seite seiner Dichtungsweise nicht mit so starken Farben auf. Ein kurzer Hinweis auf diesen Umstand durfte hier aber nicht unterbleiben. Die im Kehrreime

[1]) Wolfg. Menzel (Deutsche Dichtung, 1859, II., 519.) weiset nach, wie diese Schäferpoesie unwahrer Empfindsamkeit bei uns im vor. Jahrh. als eine Nachahmung der italienischen, spanischen, besonders aber der französischen Dichtung grassirte. In Frankreich kam sie durch Rousseau in Aufschwung. Man sehnte sich damals inmitten der vielen Kriege nach einem Leben voll „Frieden und Unschuld, deren Ideal man in der Schäferwelt suchte."

ausgesprochene lehrhafte Wendung des ersten der beiden obigen Lieder trägt aber auch ein sittlich-mahnendes Gepräge. Zugleich bemerkt man eine Steigerung, indem die beiden Anfangsverse an das „Entfliehen, Verblühen" des herrlichsten Naturlebens erinnern, das durch die Reize der Veilchen und Rosen dargestellt ist. Die beiden Schlußverse steigen dagegen auf zur Mahnung an die Vergänglichkeit des schönsten Menschenlebens, das in der Mädchenschönheit und im frischen Geisteswirken des dichterischen Sängers seine Darstellung gefunden hat. Der idyllische Rahmen paßt nun nicht, wenn eine sittlich wirkende Mahnung aus der Vergänglichkeit der Naturherrlichkeit entnommen werden soll. Der bloße Gegensatz der frischesten Lebenskraft, der durch die idyllische Schilderung eines erdichteten Hirtenvergnügens auf beblümter Aue hervorgerufen werden soll, läßt die mahnende Weckstimme der Natur nicht recht zur Geltung kommen. Vielmehr stimmt dieser Contrast des einst so herrlichen, jetzt aber vergangenen Natur- und Menschenlebens nur zu wehmuthsvoller Klage: darin liegt also die lyrische Seite des Liedes, die außerdem ganz greifbar aus der schmerzlichen Frage in der Anfangszeile jedes Verses hervortritt. (Diese „dichterische" Frage steht hier also dem klagenden Ausrufe gleich: Ach! die einst so freudig glänzenden Veilchen sind jetzt verblüht! Die Stimmung der Klage liegt ebenfalls ausgesprochen in dem zweimaligen: ach! der Anfangsverse.) Doch es bleibt im Liede nicht bei wirkungsloser und schwächlicher Klage. Grade das stete „Fliehen" und „Verblühen" im Kehrreime vertieft die, für sich hoffnungslose und mattherzige Wehmuth zur Kraft einer theils belehrenden, theils sittlich-mahnenden Erkenntniß. Diese Stetigkeit der Erfahrung vom unausbleiblichen Dahinschwinden aller Lebensfülle in Natur und Menschheit will und soll der Kehrreim abbilden. Darum gewinnen die herben Erinnerungen an das Fliehen und Verblühen eben die Gewalt eindringender Natur- und Erfahrungs-Predigten, welche zur rechten Benutzung des schönen, aber kurzen Lebens mächtig ermuntern. Deshalb eben ist, nochmals gesagt, allein der idyllisch-sentimentale Zug die Ursache, wenn die vom Kehrreime so treu veranschaulichte, belehrende und sittliche Wirkung des Liedes gestört oder gänzlich gehemmt wird. Die anmuthige Melodie läßt diese Dichtung noch jetzt als ein beliebtes, vierstimmig gesungenes „Männerlied" unter uns fortleben. — Das andere Lied Jacobi's, welches in vielen Schulliedersammlungen zu finden ist, eignet sich eher für die Volksschule, und zwar für die Oberstufe. Zwar wird man auch hier die Spuren sentimentaler Sehnsucht und Schwärmerei nicht wegläugnen können. Im „friedlich-heiteren" Naturgenusse sucht der Dichter sein „Ergetzen" und erblickt darin — was den lehrhaften Schlußabschnitt des Liedes, gleichsam die auf's sittliche Leben übertragene Lehre jenes Naturgenusses der „Wasserfahrt" bildet — ein Abbild von den „reinen Freuden der Unschuld", welches dazu mahnen soll, daß „bei allen Freuden die Lust mit Unschuld gepaart" werde. Zugleich wird auf den Segen solcher „reinen Freuden" hingedeutet: die „ruhige" Wasserfahrt auf friedlichem Bächlein („ohne Welle"), das vom „stillen" Mondeslichte erhellt ist, wird ebenfalls ein mahnendes Abbild des sanften, friedlichen Todes, unserer „letzten Fahrt", die dann dem sanften Dahinwallen jenes Schiffleins auf dem wellenlosen Bächlein gleicht. Die lehrhafte Seite des Liedes gestaltet sich durch diesen Abschluß somit zu parabolischer Naturbetrachtung. Deshalb kann die Volksschule das Lied aufnehmen. Friedlich-heitere Naturfreuden sollen ja für uns eine Mahnstimme sein, jederzeit ähnlichen

„reinen" Freuden nachzustreben. An sündigen Genüssen sollen wir uns nie betheiligen: „Ruhm" und „eitle (d. h. irdische, vergängliche) Schätze" (V. 2.) sollen wir nicht suchen. Die „Unschuld", welche das Wesen „reiner Freuden" ausmacht, ist hier also die von sündiger Weltlust freie Fröhlichkeit und Heiterkeit. Die beiden Anfangsverse bilden den schildernd-lyrischen Theil des Liedes: wir erfahren daraus, wie der Dichter mit „leichtem Sinn", d. h. mit frischem Frohsinne am „friedlichen" Vergnügen einer Wasserfahrt auf einem stillen, mondbeglänzten Bächlein Theil nimmt. Darnach hat das Lied eine leicht erkennbare, einfache und ansprechende Gedankengliederung, die in der Volksschule keine Schwierigkeit bereitet.

In allen Lesebüchern steht das köstliche Lied „An die Abendsonne", im J. 1788 von der schweizerischen Dichterin Barbara Urner (bei Zürich. — 1760 † 1803) gedichtet. Die liebliche Melodie von G. Nägeli (um 1815 entstanden) sichert dieser Dichtung eine bleibende Geltung. Ursprünglich bestand sie aus 10 Versen. In den Sammlungen und Lesebüchern stehen meist nur 5 bis 6 Strophen. (Im Münst. Leseb. III. S. 145. Hier ist seltsamer Weise „Barth" als Dichter angegeben.) Auch in diesem Liede mischt sich die Schilderung mit dem lyrischen Ausdrucke der „Wonne" (V. 1.) oder staunenden Freude über die Schönheit der im Goldglanze untergehenden Sonne. Geschildert wird (V. 2.—4.), wie ein feierlich erhebendes „Abschiedslied" vom „gewalt'gen Schwingen der Abendglocken" der scheidenden Sonne „nachgesungen" wird. Darauf erhebt sich das Lied zur Andacht. Es gehört also vorwiegend zu den religiösen Naturliedern, die, wie bei Claudius, in kindlich frommer Weise durch die stumme, aber eindringlich symbolische Sprache der Naturerscheinungen zum innigen Gebete sich antreiben lassen. Der dritte Vers schildert zunächst noch, und zwar schildert er den erhebenden Eindruck des, mit dem lieblichen Sonnenuntergange harmonisch zusammenklingenden Schalles der Abendglocken: sie rufen mit ihrer gewaltig mahnenden Stimme alle gottesfürchtigen Herzen unwiderstehlich zum „Gebete", und nun „schweben" die Gebetsopfer allesammt, wie Weihrauchduft, „empor zum Glockenschall" und tönen, vereint mit diesem dankbaren „Abschiedsliede", der sinkenden Tageskönigin nach, die gleichsam, als Gottesbote, zu ihrem Herrn enteilt, um ihm diesen Dank frommer Menschenkinder zu überbringen. Der vierte Vers beschließt diese Schilderung mit dem lebhaften Hinweise auf das so schnelle Scheiden der trauten Sonne, die uns Gottes Güte so deutlich Tag für Tag zu erkennen giebt. Ja, nun sind wir in der düsteren „Nacht"! Wir sind nun wohl verlassen von Gottes Liebe und Schutz, da sein täglicher Liebesbote mit seinem strahlenden Segensantlitze uns verlassen hat? Dieser Gedanke bildet den Uebergang zum religiösen Schlußtheile des Liedes, der durchweg Gebet ist. (V. 4.—6.) Zuerst ist es das trostreiche Bekenntniß, daß, weil der himmlische Vater wacht, wir im sichersten Frieden, also ohne Sorge, Furcht und Unruhe schlafen gehen können. Er scheidet nie von uns. Nur seine Boten kommen und gehen. So auch sein herrlichster Bote, die königliche Sonne. Jetzt wird das Gebet zur innig-warmen Anrede an Gott selber, und zwar ist diese zunächst ein Lobpreis seiner wunderbaren Allmacht, da Gott als himmlischer Hüter der Kreaturen (Psalm 126.) nicht schläft, noch schlummert, noch, wie die Sterne, seines Lichtes Träger und Spender, untergeht. Er ist das immer wache Himmelslicht. (Hebel im „Wächterrufe" erinnert an das „heitere," d. h. nie ermattende Auge Gottes.) So bildet dies Gotteslob zugleich die Begrün-

bung des vorigen Bekenntnisses. Zum Schlusse mündet das Gebet aus in herzliche Bitte, ganz wie in Claudius' Abendliede. Vom Tageslichte (der Sonne) war geredet. Obwohl dies natürliche, vergängliche Licht immer wieder von uns scheiden muß, so kann es doch alle Morgen und Abende unser Herz zu Gott im Himmel hinlenken. Doch die Nacht unseres sündigen Herzens kann dies Kreaturenlicht nicht erhellen: es kann uns nicht umschaffen zu „Kindern des Lichts", zu Gotteskindern. Darum fleht die fromme Sängerin: Sende uns das „ewige Licht" deiner Wahrheit, dein trostreich Geisteslicht in Christo, damit wir unserer Sündennacht entfliehen und stets wie liebe Kinder zu deinem Vaterherzen uns hinwenden können! Der kindlich fromme Ton dieses religiösen Naturliedes, der es als eine willkommene Parallele zu Claudius' Dichtungen erscheinen läßt, wird grade durch seine einfache Herzlichkeit das empfängliche Kindesgemüth wirksam ergreifen. Danken wir daher dafür, daß wir von deutschen Frauen so manche werthvolle poetische Gabe zur Förderung der Jugendbildung auch auf dem Gebiete der volksthümlichen Naturpoesie empfangen haben. Auch wir, die Erwachsenen, werden darum gern mit einstimmen in den Gesang des andächtigen Kinderchores und freudig bewegt, in angenehmer Erinnerung unserer Kindheit mitjubeln:

„Goldne Abendsonne, wie bist du so schön!
Nie kann ohne Wonne deinen Glanz ich sehn!"

Das von der zweiten Dichterin dieser Gruppe, Friederike Brun († 1835) aus Lübeck, der Schwester des geistlichen Liederdichters Dr. Balth. Münter († 1793), herrührende Naturlied: „Die Freude im Mai", ist im J. 1795 gedichtet. Die Dichterin war eine Freundin Matthisson's, der ihre Lieder im Jahre 1795 zu Zürich herausgab. Mit Recht hat man freilich die meisten derselben getadelt. Der Schulgesang hat sich indessen des Mailiedes bis auf unsere Zeit mit großer Theilnahme angenommen. (Es steht z. B. in Schmahl's Schulliedern. 1859. No. 11.) Dazu hat nicht blos die anmuthige Melodie des berühmten Pet. Schulz beigetragen, der überall den „Volkston" nachzuahmen strebt. Das Mailied, welches die allezeit schöne und Jedermann entzückende Maienherrlichkeit mit den lebhaftesten Farben und in anschaulich malender Kürze schildert, hält sich von aller falschen Ueberschwenglichkeit der Matthisson'schen Naturdarstellungen fern und weiß die uns im Maimonate so unaussprechlich erfrischende Naturfreude durch seinen bilderreichen Kehrreim am Anfange und Schlusse jedes Verses so glücklich und eindringlich poetisch darzustellen, daß auch die Jugend unwillkürlich zum frohen Genusse der so überaus anmuthigen Lenzesherrlichkeit der Mainatur dadurch ermuntert wird. Die in den drei kurzen Versen dem Kehrreime jedesmal folgende Schilderung der Maienschönheit bildet demnach die Begründung der voraufgehenden und am Versschlusse wiederum jubelnd hervorbrechenden Maienfreude, in welcher, wie überhaupt in der farbenreichen, lebendigen Naturschilderung, die vorwaltend lyrische Seite der Dichtung zu suchen ist. Bei der Behandlung des Liedes hat man namentlich die vielen Bilder mit geschickter, aber zart schonender Hand zu erklären. Der Mai ist ein reicher Born voll lauter „Wonne, Liebe und Freude" — ist das Thema.

1. Wonne schwebet, lächelt überall,
Schwebt am licht begrünten Hügel,
Lächelt aus der Fluthen Spiegel.
Wonne schwebet, lächelt überall!

2. Liebe waltet, wirket überall,
In des Haines kühlem Raume,
In dem weißen Blüthenbaume.
Liebe waltet, wirket überall!

3. Freude tönet, jauchzet fern und nah':
Auf dem dicht beblümten Rasen
Hüpfen Kindlein, Lämmer grasen.
Freude tönet, jauchzet fern und nah'.

Aus allen Gegenden Deutschlands, vom Westen, Süden und Norden her, sowie namentlich aus den mitteldeutschen (sächsischen) Landschaften sahen wir bisher poetische Beiträge zur weiteren Pflege volksthümlicher Naturdichtung fließen: auch der Osten bot nun dem hier geschilderten Liederkranze seine Blumen dar. Wir denken dabei an die beiden preußischen Dichter Fritz von Ludwig und Karl Müchler.

Das in allen Volksschulen gesungene Lied des preußischen Kriegsrathes Fritz von Ludwig († 1811 zu Waren — Mecklenburg — in bitterer Armuth), überschrieben: „An den Abend", erschien zuerst im J. 1801 unter den damals zu Frankfurt a. O. herausgegebenen „Gedichten" desselben. (Composition von Hurka.)

Willkommen, o seliger Abend,
Dem Herzen, das froh dich genießt!
Du bist so erquickend, so labend,
Drum sei mir recht herzlich gegrüßt.

Die Reize und wohlthuenden Einwirkungen stiller, freundlicher Sommer-Abende sind ein sehr beliebtes Thema der Naturpoesie. Diese beiden Seiten kommen auch in unserem Abendliede zur poetischen Darstellung. Aber dazu tritt hier, wie so häufig, wieder die Personificirung dieser Tageszeit. Wir haben diese Eigenthümlichkeit vieler Naturlieder als eine grade für Kinder sehr angemessene Naturbetrachtung erkannt. So kommt uns auch hier der holde Abend entgegen als ein lieber Freund, der „uns Seligkeit zulächelt" (V. 4.). Deshalb ist die im Liede gewählte poetische Darstellungsform auch die der ebenfalls so anschaulichen und herzlichen Anrede oder besser der freudigen Begrüßung, Bewillkommnung. Dieselbe stimmt im Schlusse fast mit den Anfangsgrußworten überein: dadurch scheint der Versuch gemacht zu sein, dem Kehrreime und seiner, den Hauptinhalt tragenden Wirkung einen Einfluß auf das Ganze des Liedes einzuräumen. Dazu stimmt auch die völlig grußartige Ueberschrift. So gewinnt das Lied das Gepräge des, in diese warme und frohe Begrüßung gekleideten, herzlichen Lobpreises der Vorzüge und mannigfaltigen (— äußerlichen und innerlichen —) Erquickungen eines lieblichen Sommerabendes. Darnach gliedert sich dies theils vergeistigend, theils lyrisch gehaltene Naturlied ohne Schwierigkeit. Man muß nur beachten, daß der Preis der Vorzüge und Erquickungen nicht scharf gesondert erscheint, sondern in immerwährender Verschmelzung und Abwechselung auftritt. (Vers 1.: die herzliche Begrüßung des herannahenden Abendes, unseres an erquickenden Freudengaben so reichen Freundes. Vers 2., 3.: Preis des Reichthums oder der Vorzüge, Schönheiten, sowie der Leib und Seele erquickenden Freudengaben des Abendes — ebenfalls in Grußform. Vers 4.: Schlußgruß an den freudenreichen Abend und Schlußpreis seiner uns gespendeten Freuden). Sehr bedeutsam ist es, daß unser Lied unter den auf die Seele des Menschen wohlthuend einwirkenden Abendfreuden die durch den abendlichen Naturfrieden hervorgerufene Milde der Gesinnung hervorhebt, die sich in der bereitwilligen Hinneigung zu christlicher Feindes- und Friedensliebe kundgiebt. So fehlt dem Liede auch nicht die religiöse Stimmung. Man möchte dieselbe vielleicht auch in dem

Umstande angedeutet finden, daß der Schlußvers unter den vom Abende dargebotenen Erquickungen es als etwas Labendes preiset, wenn er uns „in Edens Gefilde zaubert.“ Zwar kann man diese poetische Wendung zu den gesuchten und schwärmerisch-sentimentalen Schwächen der Schäferidyllen zählen; aber da unser Lied sonst durchaus der ungekünstelte Erguß eines, von den segensreichen Einflüssen der Abendreize warm und voll ergriffenen Gemüthes ist, so wird es solchem Tadel leichter entgehen. Der Dichter will sagen, daß man an solchen Abenden die Seligkeit der in der Paradiesesnatur den ersten Menschen dargereichten Wonnen ahnungsweise, gleichsam träumend, zu erschauen meint.

Karl Müchler, ein Pommer (1763 † 1857) — aus Stargard — wird mit Mahlmann und Friedrich Kind (wiederum Sachsen und Leipzigern) zu den Anhängern der „romantischen Dichterschule“ gezählt. Alle drei Dichter sind aber nach dem Urtheile der Literarhistoriker nicht sehr bedeutende Poeten. Trotzdem haben manche ihrer Lieder, besonders gesellige, eine volksthümliche Geltung erlangt. Müchler war seit 1789 in Berlin literarisch wirksam. Er hat dort namentlich als Herausgeber der einst so sehr beliebten, aber durchaus nicht werthvollen „Taschenbücher“ gewirkt. Seine „Gedichte“ erschienen zuerst im J. 1801 zu Berlin. Unter denselben hat das in vielen Liedersammlungen findliche, kurze Liedchen vom „Vergißmeinnicht“ (1806 — Mel. von Himmel. — In Schmahl's Schulliedern, 1859, No. 35.) sich bis jetzt unter den Gesängen der Volksschule in manchen deutschen Gegenden erhalten. Aehnlich wie in Weiße's Veilchenliede wird auch hier die „Blume zart und hell“ zu einer, dem Menschen als Vorbild dienenden sittlichen Person, zum Symbole oder Sinnbilde einer Tugend vergeistigt. Denn dies „Blümlein ist uns ein Bild der Treue“, wie es im zweiten Verse heißt. Doch zur personificirenden Symbolisirung dieses Naturwesens tritt in unserem Liedchen noch ein parabolischer Zug, also eine sittliche Mahnung, die durch jenes Blümlein „Treue“ dem Menschen zugerufen wird. Denn es ist als Sinnbild zugleich Abbild und Vorbild. Und das liegt in seinem „freundlichen“ Aussehen, welches dem reinen Sternenglanze, dem „Lichte verklärter Unschuld“ gleicht (V. 3.). Der sinnige Naturfreund erblickt in diesem „freundlichen Glanze des zarten und hellen Blümleins“ (V. 1.) den „freundlich bittenden Ruf“ (V. 3.) desselben. Was ruft es uns zu? Das, was sein Name aussagt: Vergiß mein nicht! Das will sagen: es mahnt uns freundlich bittend zu gleicher Treue. Also liegt darin zugleich eine sinnige Deutung des Namens dieser Blume. Doch schon als Sinnbild (der Treue) hat dies Blümlein eine auf den Menschen wirkende Kraft: in seinem klarblauen, wolkenlosen „Schimmer“, welcher der ungetrübten „Bläue des Aethers“ und dem reinen „Silberlichte des Mondes“ gleicht (V. 1. und 2.), gewahrt das sinnige Gemüth einen „Trostspruch an unser Herz“ (V. 2.). Womit sollte es uns denn trösten? Nun, als Symbol der Treue, doch nur damit, daß, wie diese Blume „zart und hell“ im Verborgenen („an stiller Quelle“, V. 1.) blühet, auch unter den Menschen in der Stille, oft wenig gekannt und beachtet, noch manche treue Seelen wohnen. Darum mahnt die Schlußzeile des Anfangsverses dringend: O, verkenne doch ja nicht die hohe Bedeutung dieses Blümchens für dein Leben und für die Menschheit überhaupt! Das Lied ist gewiß eine sehr zarte, sinnige und wirksame Naturdeutung. Grade die romantischen Dichter verstanden es trefflich, die Natur zu beseelen und ihre tiefere Bedeutung zu erschließen:

1. Freundlich glänzt an stiller Quelle,
Wie des Mondes Silberlicht,
Eine Blume, zart und helle:
O, verkenn' dies Blümchen nicht! —

Der Sachse Aug. Mahlmann († 1826), Redakteur mehrerer einst viel gelesener Zeitungen in Leipzig, als lyrischer Dichter durch einige weit verbreitete frohsinnige Geselligkeitslieder („Weg mit den Grillen und Sorgen" — „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust"), sowie durch die poetische Erläuterung des „Vater Unsers" (in Viehoff's Leseb. 1860, I., 276.) bekannt, ist gleichfalls Dichter eines in viele Liedersammlungen aufgenommenen, volksthümlichen Naturliedes [1]), nämlich des „Herbstliedes" (1804. — Findlich z. B. in Ida Seele's Sammlung von Kinderliedern. Berlin, 1866, S. 174.).

1. Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub:
Das Leben mit seinen Träumen
Zerfällt in Asch' und Staub!

2. Die Vöglein traulich sangen:
Wie schweigt der Wald jetzt still!
Die Lieb' ist fortgegangen:
Kein Vöglein singen will!

3. Die Liebe kehrt wohl wieder
Im künft'gen lieben Jahr,
Und Alles tönt dann wieder,
Was hier verklungen war.

4. Der Winter sei willkommen,
Sein Kleid ist rein und neu:
Den Schmuck hat er genommen,
Den Keim bewahrt er treu.

Ohne Zweifel ein sehr sinniges Naturlied. Nicht die frische und frohe Schilderung des reichen Herbstsegens wie im Herbstliede von Voß; nicht die schwermüthige Klage über das Dahinscheiden alles frischen Lebens der Natur wie bei Arnold; nicht die anschauliche und herzliche Personificirung der Natur, wie wir sie sonst so häufig angetroffen haben, bildet das Eigenthümliche der Sinnigkeit in dieser Herbstpoesie: wie in Claudius' Dichtungen steht die poetische Anschauung des Herbstes hier unter dem Einflusse einer religiösen Gemüthsrichtung. Wir haben es grade der „romantischen Dichterschule" zu danken, daß sie in so mannigfaltiger Weise die zum Herzen redende Sprache des Lebens der Natur durch die Poesie für empfängliche Seelen aufgeschlossen und gedeutet hat. Unser Lied liefert einen solchen Beitrag, gleich dem vorigen. Ganz deutlich scheidet es sich in zwei Theile, deren jeder zwei Verse umfaßt. Das religiöse Gemüth schaut überall und jederzeit im Naturleben die klaren Spuren oder symbolischen Zeugnisse der unablässig waltenden Vaterliebe des Schöpfers. Lenz, Sommer und Herbstesanfang predigen solchen Herzen darum auf's lauteste die Gegenwart und nächste Nähe des, überreiche Gaben spendenden „Vaters aller Güte", sodaß sie mit Claudius (im Juniusboten) lobpreisend bekennen: „Es ist, als ob Gott vorüberwandle!" Gegen Ende des Herbstes ist diese große Liebe Gottes scheinbar von uns „fortgegangen" (V. 2.). Alles „Leben zerfällt"; wie im Grabe „schweigt" Alles, was sonst sich rüstig regte, jetzt so gar bänglich „still!" Die Oede der herbstlichen Natur ist dem religiösen Sinne daher ein Sinnbild der einstweilen von uns geschiedenen **Fülle** der

[1]) Ein der Kunstdichtung angehöriges Naturlied Mahlmann's: „Sternhelle Nacht" (in Grube's Sammlung S. 56. „Gottes Pracht am Himmelsbogen ist in Sternen aufgezogen") ist ein innig religiöses. Die Gestirne sind hier ein Sinnbild oder lautes Zeugniß der göttlichen Vaterliebe. In Hammer's neueren geistl. Liedern (1865) sind sechs der schönsten religiösen Lieder von Mahlmann mitgetheilt.

Vaterliebe Gottes (V. 1. 2.). Ohne Gottes Güte sind wir nichts. Das weiß der Gottesfürchtige. Das verkündet ihm laut vernehmlich des Spätherbstes Leblosigkeit und Armuth. Daher erfüllt ihn leise Wehmuth darüber, daß all' das volle Leben jetzt so zerfallen ist in reglosen Aschenstaub, daß all' sein fröhlich Jubeln jetzt verhallen muß in Todesschweigen! Ja dabei wird ihm das Sterben in der Natur auf kurze Zeit auch zum (allegorischen) Abbilde der Vergänglichkeit alles irdischen Lebens: wie ein schnell verfliegender süßer Traum (V. 1.) will ihm jedwede Lebenslust, jede Lebensarbeit da erscheinen! Doch ohne Hoffnung auf die künftige Erneuerung der reichen Gottesgüte kann der Fromme niemals sein. Zur Gewißheit dieser freudigen Zuversicht erhebt sich die bisherige wehmuthsvolle Betrachtung der Herbstesöde im Schlußtheile (V. 3. 4.). So siegt im Christenherzen, welches die auffallenden Naturgegensätze der reichen und armen Jahreszeiten mit sinnigem Blicke betrachtet, die lebendige Hoffnung über den Schmerz der Wehmuth. Das ist der Unterschied unserer Herbstespoesie von der sonst theilweis verwandten Darstellung in Arnold's Liede. Und man halte es wohl fest: dieser Sieg der fröhlichen Zuversicht auf Gottes neue Liebesfülle wird grade da errungen, wo die sichtbare Wirklichkeit des Naturlebens sich als das vollste Gegentheil dazu der rein verständigen Beobachtung darstellt. Das ist ein leiser Wink, die Natur auch mit dem Gemüthe zu erforschen, das hinter der wechselnden und vergänglichen Erscheinung — dem Gegenstande der Verstandes-Untersuchung — eine höhere, auf's Ewige hinweisende Bedeutung erblickt. Das mahnt aber auch mit ebenso zart andeutender parabolischer Kraft, in ähnlich trauriger Lebenslage die trostarme Wehmuth zu trostreicher Hoffnung zu erheben, damit nicht der Jammer hoffnungsloser Verzweiflung das Gottvertrauen schwinden mache. Nach dieser Seite hin steht dies Herbstlied mit Krummacher's köstlichem Winterliede ganz auf demselben Boden zart religiöser Naturbetrachtung. Nun, wenn's so gewiß feststeht, daß derselbe unaussprechliche Reichthum göttlicher Vaterliebe „im künft'gen lieben Jahre wiederkehrt" (V. 3.): dann empfängt das vertrauensvolle Herz die herbeieilende Winteröde auch mit freudigem Gruße und ruft ihr ein herzlich Willkommen zu (V. 4.). Auch des Leidens soll der Christ sich freuen, ja rühmen, mahnt das apostolische Wort des ersten Petrusbriefes. Und im Winter haben wir zu solcher Freude sogar zwingende Gründe. Was ist denn Schlimmes geschehen da draußen mit dem herrlichen Sommerschmucke der Erde? Nun, das so glänzend „reine" und zugleich so eigenthümlich „neue" Schneekleid des Winters hat das buntfarbige Festkleid der Erde einstweilen nur bedeckt. Festkleider trägt man nur in der Festzeit. Es ist aber nicht allezeit Feiertag. Drum wird der Festschmuck jetzt hinweggenommen. Der einfache Arbeitsrock, den die winterliche Erde nun angethan hat, der hat freilich nicht die buntstrahlenden Zierrathen des Schmuckgewandes. Aber er umschließt ein gar „treues" Herz, das so wacker sorgt und schafft für die Creaturen auf Erden. Denn er wärmt sie als ein „Bett"; er schützt sie vor Frost gleich einer „Decke", wie Krummacher singt. Aber damit ist auch das jetzt hinweggenommene Festkleid als Schmuck der künftigen Zeit erhalten: denn den „Keim", gleichsam den Stoff des Gewandes, das Samenkörnlein, „bewahrt" die starke Schneehülle aufs vollkommenste vor jeglicher Gefahr. (Man denke hier an Hebel's Winterlied.) Wo die poetische Naturdarstellung so, wie hier das Vertrauen auf Gottes nie schwindende Vatersorge zu beleben weiß, da muß sie grade in der Volksschule warme und dauernde Theilnahme finden.

Es sei am Schlusse der Betrachtung dieses volksthümlichen Dichterkranzes noch eines Leipziger Dichters [1]) gedacht, der, gleichfalls zur romantischen Schule gehörig, besonders als Dichter der von C. M. v. Weber componirten Oper „Freischütz" (1817) bekannt ist. Wir meinen Friedrich Kind (1768 † 1843). Liedersammlungen und Lesebücher führen mehrere epische Lieder dieses Dichters auf (z. B. Sagen, wie „der Löwe" — bei Grube S. 121. — ferner Legenden, wie „der Stieglitz" — bei Grube S. 149. — endlich poetische Erzählungen aus dem Alterthume, wie „Ankäos" — in Viehoff's Leseb. I., 249. — und aus der biblischen Geschichte, wie „Jesus als Gärtner" — in Hammer's Samml. S. 652.) Mehrere, jener Oper zugehörige Lieder haben durch die reizenden Melodien Weber's die Geltung allgemein beliebter Gesangslieder [2]) erlangt. (Vgl. vorher die „geschichtliche Uebersicht" unter C. 63. 64.) Hier wird dieser Dichter deshalb erwähnt, weil manche Schulliederbücher ein im Jahre 1817 gedichtetes Naturlied desselben: „Das Veilchen im Thale" (comp. v. Weber u. Nägeli) mitzutheilen pflegen (z. B. bei Schmahl No. 43.). Das Gedicht hat volksthümliches Gepräge.

1. Ein Veilchen blüht im Thale,
Erwacht im Morgenstrahle:
So duftig und so blau
Ist kein's mehr auf der Au'.

2. Still guckt es aus dem Moose:
In seinem goldnen Schooße
Blinkt Thau so hell und rein
Als flüss'ger Edelstein.

3. Im Sitz der Frühlingslüfte
Verhaucht es seine Düfte
Am reinsten Sonnenstrahl
Und stirbt im schönsten Thal.

Das Liedchen bildet zu den in dieser Gruppe vorgeführten Naturdichtungen eine passende Ergänzung, somit einen angemessenen Abschluß. Es herrscht nämlich die Naturschilderung hier vor. Indessen fühlt man bald heraus, daß in die Darstellung dieses Blumenlebens ein Preis desselben eingeschlossen ist. Das wäre dann ein lyrischer Hauch im Liede. Zuerst wird das liebliche Blühen, Duften und Aussehen des Veilchens geschildert und gepriesen. (Vgl. das lobpreisende „so duftig u. s. w. ist kein's mehr auf der Au'".) Am schönsten erscheint uns sein lieblich Wesen, wenn wir mit dem Dichter hinauswallen zur Zeit des Sonnenaufganges und das morgenliche „Erwachen" dieses Blumenkindes im ersten „Sonnenstrahle" schauen und darob erfreut werden. Es ist ein ganz besonders liebliches Veilchen, das der Dichter auf solcher Morgenwanderung getroffen hat. (Darin erinnert das Lied an Göthe's „Blümlein".)

---

[1]) Dabei erwähnen wir zugleich des gleichfalls aus Sachsen stammenden Dichters Aug. Langbein (1757 † 1835), der seit 1818 literarisch in Berlin gewirkt hat. Er ist schon als einer der ersten Sammler der neueren volksthümlichen Lieder (1820) früher hier genannt worden. Er hat mehrere, sehr weit verbreitete, heitere Geselligkeitslieder gedichtet, z. B. „Es giebt zwei Vögel, sie sind bekannt, sie heißen Habich und Hättich." — „Als der Großvater die Großmutter nahm." — „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen." Er dichtete auch epische Lieder, z. B. die Sage: „Das blinde Roß".

[2]) Darunter befindet sich auch das, in unserer „Uebersicht" nicht besonders erwähnte, kurze und innige „Gebet" (— z. B. in Drath's Schulliederbuche, Heft 3. No. 57.):

V. 1. „Leise, leise,
Fromme Weise,
Schwing' dich auf zum Sternenkreise!
Lied, erschalle!
Feiernd walle
Mein Gebet zur Himmelshalle!" —

Nun wird das Auge aber auch entzückt durch den überaus reinen, krystallklaren Thauglanz, in welchem das Blümlein strahlet, und dieses liebliche Leuchten gewinnt noch an hohem Reize durch den im Thauwasser sich spiegelnden Goldblitz des Morgensonnenstrahls und durch das grüne Moosdach, aus welchem das bescheiden sich verbergende Veilchen wie ein schüchternes Kindlein still hervorschaut mit seinem anmuthigen Antlitze (V. 2.). Wie sein Erwachen, so ist auch sein Leben: immer umkosen sein holdes Kindergesicht des Lenzes laue, linde, spielende Lüfte; ohne Aufhören schaut die Lenzsonne am frühen Morgen auf ihren Liebling mit ihrem „reinsten" Strahlenlächeln. Und da es so zärtlich gepflegt wird vom Wehen und Strahlen des Lenzes, so giebt's auch zum Danke sein Bestes an die zärtliche Pflegerin zurück: es haucht fort und fort seine angenehm duftenden Wohlgerüche hinein in Luft und Strahl. Darum ist auch sein Sterben so süß: der mütterliche Lenz läßt das Thal im schönsten Schmucke erglänzen, wenn das liebliche Kind des Lenzes, das holde Veilchen, in der Sommergluth sein Köpfchen neigt und dahinwelkt. Solche schildernde Naturpoesien lehren die Jugend das Kleinste in der Natur mit aufmerksamen Augen betrachten, bewundern und lieb gewinnen. In der Volksschule werden darum derartige Lieder ebenfalls willkommen sein.

Noch eines anderen, ganz kurzen, rein schildernden Naturliedes muß bei dieser Gelegenheit gedacht werden. Es stammt nämlich aus den ersten Jahren des Zeitraumes, innerhalb dessen die der eben charakterisirten Gruppe angehörigen Naturpoesien entstanden sind, und noch manche der heutigen Schulliedersammlungen pflegen es in der Reihe ihrer Gesangslieder aufzuführen. Es ist das Lied: „Im Frühlinge", gedichtet vom preuß. Ministerial-Sekretär Samuel Friedrich Wagner zu Berlin, der im Jahre 1787 daselbst — in Gemeinschaft mit C. W. Meyer — eine Sammlung von „Gedichten" herausgab. In dieser Sammlung befand sich sowohl diese Frühlingsschilderung, als auch die weit mehr verbreitete, namentlich in unseren Volksschulen noch heut vielfach gesungene Dichtung: „Wohlauf, ihr lieben Leute, den Wanderstab zur Hand" — ein überaus anmuthiges, frisches und erfrischendes „Wanderlied" (comp. von Jos. Gersbach.) [1]) Das Lenzlied Wagner's steht z. B. in Schmahl's Schulliedern (1859, No. 34., mit einer Melodie von J. André.) Es lautet:

„Da lächelt nun wieder der Himmel so blau;
Mit schimmernden Blumen prangt Hügel und Au':
Frisch blüht's um die Wipfel;
Die Hecken sind Duft,
Und fröhliche Lieder erfüllen die Luft."

Eine äußerst kurze und einfache, aber belebte und vollständige Malerei des wiedergekehrten schönen Naturlebens im Lenze, die an Göthe's kurzes und frisches, volksthümliches Naturgemälde „Im Sommer" erinnert. Aus der erfrischenden Darstellung, sowie aus dem abwechselnden Versmaße klingt deutlich heraus der wohlthuende und beseligende Eindruck — (also etwas Lyrisches), welchen jene Schönheit der Natur auf den Dichter geübt hat. Worin liegt nun diese, den Menschen nach dem harten Winter stets gleichmäßig erfrischende und

---

[1]) In Fink's Hausschatze ist dies Wanderlied (unter No. 308.) nach einer Volksmelodie in Noten gesetzt. Uebrigens heißt der Dichter dort ungenau: „Joh. Christian Wagener". In der (pommerschen) Schulliedersammlung von Lenz (1853) hat es gleichfalls Aufnahme gefunden.

immer wieder mit neuer Zaubergewalt ergreifende Schönheit? Das Lied erinnert, darauf antwortend, zuerst an den unvergleichlich herrlichen Glanz, in welchem der blauende Himmel und die so buntfarbige, reich geschmückte Erde uns (gleichsam wie lächelnde Freunde) entgegenleuchten. Darauf wird der großen Fülle der jungen Baumblüthen und des, selbst aus jeder Hecke in die Luft strömenden gewürzigen Dufthauches gedacht, der allüberall umherschwebt und mit Entzücken eingeathmet wird. Zuletzt verweiset das Lied auf den Jubelchor der fröhlichen Vogelstimmen, welche so wonneverheißend und erfreuend dem Wanderer entgegentönen. Diese Freudenlieder sind es grade, welche uns mit so seligen Empfindungen erfüllen und zum Danke antreiben. Ja, ohne diese Jubellieder würde der Lenzesschönheit das Leben mangeln: Schweigen wäre ausgebreitet über die köstlich glänzende, prächtig blühende, lieblich duftende Frühlingslandschaft. Erst wo die neu erstandene und üppig sich entfaltende Lebenskraft sich im Freudentone bekundet, der mit eindringlicher Kraft zum Menschenherzen zu reden vermag: erst dann hat die Schönheit ihre Harmonie, ihre Vollendung erlangt. Darum erwähnt das Lied der Vögelgesänge erst zuletzt. So waltet eine angemessene Stufenfolge in der poetischen Scenerie dieser schildernden Darstellung, die bei der Behandlung des Liedes nicht übersehen werden darf. Wo es in der Volksschule gilt, die Erfahrungen der Zöglinge aus ihrem Verkehre in der so reichen Welt der Natur nach den wesentlichen Hauptsachen und in angemessener Ordnung und Folge herauszustellen, mündlich und schriftlich darzustellen, da werden derartig schildernde und frisch bewegte Naturpoesien sehr förderliche Winke darbieten.

g. Einige volksthümliche Naturlieder von Göthe und Schiller.

Rein schildernde Naturdarstellungen finden sich unter Göthe's Naturliedern sehr wenige. (Wir beachten hier selbstverständlich nur einige von denjenigen Poesien unserer beiden größten Dichter, welche in unsere Volksschullesebücher und Schulliedersammlungen übergegangen, also der Jugend und dem Volke bekannt sind und im Volksgesange leben.) Weil Göthe das Naturleben aber öfters in meisterhaft anschaulicher Kürze und Frische darstellt, so liegt schon in dieser lebhaften Schilderungsweise selbst ein deutlich durchschimmernder lyrischer Zug, meistens ein Ausdruck der lebhaftesten Naturfreude. Zwei solche Lieder, aus der Zeit seiner ersten Dichtungsperiode (1765—1784) stammend — (welche man als seine „Naturpoesie" zu bezeichnen pflegt), sind in die eben genannten Lesebücher und Sammlungen aufgenommen worden:

1. „Maifest."

(Auch unter der Ueberschrift: „Zur Blüthenzeit". — 1771. Mitgetheilt z. B. in Schmahl's Samml. No. 18. mit der Melodie von Silcher.)

1. Wie herrlich leuchtet mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

2. Es dringen Blüthen aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen aus dem Gesträuch,
Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust:
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

3. O Lieb', o Liebe! so golden schön
Wie Morgenwolken auf jenen Höh'n!
Du segnest herrlich das frische Feld,
Im Blüthendampfe die volle Welt!

2. „Im Sommer."

(Z. B. in Wackernagel's Leseb. I., S. 68., und in J. Seele's Samml. S. 170.)

1. Wie Feld und Au'
So blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch's Gebüsch
Die Winde so frisch!

2. Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Schon in den zahlreichen Ausrufen des wonneseligen Entzückens malt sich die lyrische Stimmung, welche die poetische Schilderung der Maien- und Sommerschönheit in diesen beiden Liedern durchdringt, so deutlich ab. Wie lebhaft ferner die Gefühle der Lust und Freude den Dichter ergriffen haben, das ersehen wir aus dem kurzen und leicht dahinfließenden Versmaße, sowie aus der Abwechselung innerhalb desselben, namentlich aber daraus, daß im zweiten Liede lauter elliptische Satzformen auftreten. Im ersten Liede erhebt sich die laut jubelnde Wonne außerdem noch zum Preise der im Mai so segensreich in der Natur waltenden Liebe Gottes, wodurch das Gedicht auch einen religiösen Anflug erhält.

Ganz ähnlich ist das überaus köstliche, überall gesungene Gedicht: „Wanderers Nachtlied", gedichtet am 7. Septbr. 1783 in einer einsamen Bretterhütte auf einer Anhöhe bei Ilmenau, von welcher aus eine herrliche Aussicht auf die umherliegende thüringische Landschaft dem Wanderer sich darbietet. (Man verwechsele das Lied nicht mit einem ähnlich überschriebenen, rein lyrischen, das, im J. 1776 gedichtet, die inbrünstige Sehnsucht nach der Seligkeit des Friedens ausspricht: „Der du von dem Himmel bist u. s. w." — Wackern. Leseb. III. S. 18.) Alle Lesebücher führen diese Perle der schildernd-lyrischen Naturpoesie auf — (bei Wack. II., 212.).

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde:
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

Im J. 1817 hat Joh. Falk nach diesem Liede ein ähnliches, aus 3 Versen bestehendes, gedichtet. Wiederum sind hier die kurzen Verse und die schlichte, einfache Darstellung von so gewaltiger Wirkung auf Leser und Hörer. Auch das Versmaß ist ein gemischtes. Die feierliche Stille der abendlichen Waldlandschaft, welche zu Anfange geschildert wird (— als eine traumartige Ruhe des Windes, der Blätter, der Vöglein, die allesammt eingeschlummert sind und nun ausruhen von dem geschäftigen Treiben des Tages —), wirkt beruhigend ein auf den Wanderer, der nach den anstrengenden Mühen der Reise auf der herrlichen Anhöhe angelangt ist und nun rastet, sich an dem Zauber der umherliegenden, schweigenden Landschaft erquickend. Da zieht heiße Sehnsucht nach gleicher Ruhe und nach ihrer erlabenden Kraft in sein ermattetes Herz. Und, schon besänftigt durch das Schweigen der Natur, beruhigt er jetzt sein verlangendes Herz mit der tröstlichen Erinnerung an die baldige, also nahe

Herbeikunft der nächtlichen Ruhestunde. In dieser Sehnsucht und Beruhigung liegt die lyrische Stimmung des Liedes.

In anderen volksthümlich gewordenen Naturdichtungen Göthe's tritt neben die Schilderung ein mehr lehrhaftes, meist allegorisches Deuten des Naturlebens. Manche Gedichte dieser Art zeigen an Stelle der Schilderung wieder eine erzählende (epische) Darstellung. Zu den letzteren gehört z. B. „das Blümlein", auch unter der Ueberschrift „Gefunden" (in Wack. Leseb. I., 184.), und „Heidenröslein" (nach dem bek. Volksliede gedichtet, 1773). Im „Blümlein" (1813) erzählt der Dichter zuerst von seiner Wanderung in einem Walde. Ein bestimmtes Ziel hatte diese Wanderung nicht. Er wollte sich in der erfrischenden Waldeseinsamkeit erholen. (V. 1.) So hatte er den „Sinn", d. h. die Absicht, „nichts zu suchen". (Umzuformen in: und meine Absicht war es dabei gar nicht, irgend etwas zu suchen.) Nun wird (V. 2.) von einer unerwarteten Entdeckung oder vom glücklichen Funde des Wanderers berichtet: er erblickt ein liebliches Waldblümlein. Sehen und besitzen wollen — das ist der gleichzeitige Vorgang in des Wanderers selbstsüchtigem Sinne. Aber das so lieblich glänzende Waldeskind scheint jetzt den Wanderer aus den „schönen Aeuglein" so ängstlich flehend und klagend anzuschauen. (Hier tritt also die Personifikation dazu.) Der Wanderer lieset daraus des Blümleins Bitten und Klagen. (V. 3.) Er meint die zugleich klagenden und vorwurfsvollen Worte der Bittenden zu hören.[1]) Da kann er nicht so grausam sein. Er will das zarte Blumenleben nicht um eines kurzen Genusses willen vernichten. Aber die Blume selbst mit ihrem lieblichen Blühen soll ihm folgen: ihm allein soll sie zu steter Erquickung in nächster Nähe fortan blühen. Darum gräbt er sie sorglich aus „mit allen den Würzlein" und trägt sie in seinen Garten. Wir erfahren also hier (V. 4.) des Blümleins Verpflanzung. In gleich verborgener Stille gedeihet es nun, wie früher, weiter fort mit immer neuen Zweigen und lieblichen Blüthen in der neuen Heimath, in des Wanderers Nähe, in seinem alleinigen Besitze. Das ist des Blümleins Glück in der neuen Heimath. (V. 5.) Man beachte das schöne einfache Verb: „zweigen" (statt der umschreibenden Phrase „Zweige treiben"). Göthe hat manche solcher Zeitwörter neu gebildet oder veraltete neu gebraucht. Darin liegt ein Vorzug und gleichzeitig ein Schmuck der Sprache. — Durch dieses einfache Erlebniß will der Dichter ein wichtiges Ereigniß in seinem eigenen häuslichen Leben (allegorisch) abbilden. Will man jedoch eine allgemeine Erfahrung des menschlichen Lebens darin abgebildet sehen, so kann man vermuthen, hier sei veranschaulicht, wie man das, was man lieb gewonnen hat für's ganze Leben, gar oft gefunden hat, ohne es zu suchen, also unverhofft,

---

[1]) Hier ist ein Beispiel von der Schwierigkeit der rechten Deutung solcher Frageformen, in denen sich mit der Frage irgend ein anderer Sinn vermischt: „Soll ich zum Welken gebrochen sein?" (Vergl. bei Schiller: „Willst du nicht das Lämmlein hüten?" = freundliche Bitte; — bei Hey: „Willst du ein Stück Brot mir geben?" = dringende Bitte; — bei Tieck: „Und Mensch, du sitzest stets daheim und sehnst dich nach der Fern'?" = strenger Tadel. Solche Frageformen sind also bei der Erklärung in den entsprechenden Ausdruck umzubilden.) Hier zeigt schon die Verkürzung: „zum Welken", daß die eine Frage in zwei zerlegt werden muß. Das Brechen hat nothwendig zur Folge das Verwelken. Das Gebrochensein ist schon ein Welken. Das „sollen" deutet hier auf des Wanderers selbstsüchtige Absicht hin, dieselbe zugleich tadelnd: Willst du mich wirklich brechen? Sinn: Ach, brich mich nur nicht ab! (Bitte.) Begründung und zugleich Vorwurf folgt jetzt: Muß nicht die gebrochene Blume welken, sterben?

unerwartet — nach Gottes allweiser Fügung. Etwas verwandt scheint der allegorische Gehalt der ebenso einfachen Erzählung im „Heidenröslein“ zu sein. Ein Knabe findet, ebenfalls unvermuthet, auf wilder Heide ein liebliches Röslein, freut sich desselben und will es brechen. Hier widersetzt sich aber die Blume, indem sie auf ihre Waffe, die stechenden Dornen, trotzig pocht. (Beachte Personifikation und Dialog!) Doch der Knabe verachtet des Rösleins Drohung, läßt sich von der stechenden und klagenden Blume ruhig verwunden und bricht sie ab, mit ihr davoneilend. Da ergiebt sich endlich die Widerstrebende in ihr Loos: „mußt' es eben leiden.“ Also war ihr Trotzen und Dräuen gar nicht so ernstlich gemeint. Sie findet sich in das Unvermeidliche, weil sie einsieht, daß dies ihre Bestimmung ist. Man will darin ein Abbild der Geschichte jedes Liebesbundes erblicken. Der Knabe ist dann der werbende Jüngling, die Rose das Bild der anfangs scheuen, widerstrebenden, aber endlich vom Manne erworbenen Braut. Manche zählen dies Lied zu Göthe's Balladen (z. B. Erlkönig; der Fischer; die wandelnde Glocke).

Daß Göthe das Naturleben mit Vorliebe in allegorischer Weise darstellt, zeigen viele seiner Dichtungen, z. B. „Der Strom oder Mahomet's Gesang“ (1774. „Seht den Felsenquell“), welches Lied unter dem Gemälde eines gewaltigen Stromlaufes die Bahnen des mächtigen Wirkens großer, welthistorischer Männer schildert; ferner: „Gesang der Geister über den Wassern“ (1779), worin das Leben unserer Seele mit dem Leben des Wassers verglichen wird; desgleichen: „Meeresstille“ (in Wackern. Leseb. II., 205.). Göthe wollte, wie Lüben bemerkt, nicht „bloße poetische Naturbilder“, sondern „allegorische Lebensbilder“ in solchen Naturpoesien darstellen. Als ein volksthümliches Lied aus der Reihe dieser schildernd-allegorischen Naturdichtungen Göthe's wird in manchen Volksschullesebüchern (z. B. in Seltzsam's Leseb. S. 6.) das folgende angetroffen: „Gleich und gleich“ (1814).

1. Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
Im lieblichen Flor.

2. Da kam ein Bienchen
Und naschte fein:
Die müssen wohl beide
Für einander sein.

Eine einfache Schilderung eines alltäglichen Naturvorganges in der Zeit des Lenzes und Sommers bildet den Ausgangspunkt der in den beiden Schlußzeilen vom Dichter selbst angegebenen allgemeinen Bedeutung dieses einzelnen Vorganges für das gesammte Leben in der Natur. Es wird geschildert, wie eine Pflanze sehr schnell („früh“) ihren lieblichen Blumenschmuck („Flor“) entfaltet, nachdem sie erst kurz zuvor aus dem Keime „vom Boden hervorgesprosset“ ist. Darauf wird der Besuch erzählt, den die junge Blume aus der Thierwelt empfängt: ein Bienchen saugt („nascht“) mit Behagen („fein“) den lieblichen Saft aus der eben erst so frisch erblühten Pflanze. Das bildet dem sinnigen Zuschauer ein allgemeines Naturgesetz ab. Wozu sollte die junge Blüthe sonst auch erstanden sein? Ihr Leben muß einen Zweck haben im großen Haushalte der Natur. G. H. v. Schubert spricht deshalb in ähnlicher Weise von jenem geheimnißvollen „mächtigen und stillen Drange, womit die eben aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht sucht.“ Das Bienlein hat vorher auch nichts gewußt von diesem so eben erst frisch erblühten Blümchen, das ihm die gesuchte Nahrung darbietet. Ebenso die Pflanze. So verbindet die Natur, wie Kriebitzsch hierzu erläuternd sagt, fortwährend das Gleiche mit dem Gleichen. Dies Naturgesetz deutet

schon die Ueberschrift des Liedes an. Ja „in der Natur findet das Gleiche sich von selbst zu einander“, und „das suchende Herz findet den Gegenstand seines Sehnens gewiß“. Der Naturtrieb und die bis ins Kleinste geregelte Ordnung des Naturlebens wird also an diesem kleinen Vorgange abgebildet. Damit lernt man in die erhabene Weisheit des Weltenlenkers einen Blick staunender Bewunderung thun. Ja es ist, als ob man durch dies großartig geordnete Naturleben für die Erkenntniß des im sittlichen Menschenverkehre waltenden Lebensgesetzes einen anschaulichen Beleg erhielte, daß nämlich, wie unser Sprichwort lehrt, „Gleich und gleich sich gern gesellt“. Nur daß hier das „Gleiche“ zwei verschiedenen Daseinsgebieten angehört. Aber die Nahrung gebende Blume ist für das Nahrung suchende Insekt geschaffen. Beide sind für einander bestimmt. Sie suchen und finden einander darum.[1]) So bildet das Gedicht den Gegensatz zum „Heidenröslein“ und „Blümlein“. Denn in diesen Poesien ward das Gefundene nicht gesucht. Darin sind aber auch ausdrücklich und ganz offenbar Gesetze des Menschenlebens abgebildet.

Aus Schiller's Naturdichtungen haben unsere Volksschullesebücher und Schulliedersammlungen einige schildernd-lyrische Lieder aufgenommen:

1. „An den Frühling.“

(Gedichtet 1782. Componirt von Reichardt in dessen Tonwerke: „Schiller's lyrische Gedichte“. 1810.)

1. Willkommen, schöner Jüngling,
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

2. Ei! ei! da bist du wieder
Und bist so lieb und schön,
Und freu'n wir uns so herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

3. (Wie Vers 1. Also Kehrreim.)

Mitgetheilt z. B. in J. Seele's Sammlung S. 167.

2. „Morgenspruch.“ (Volksmelodie.)

(Mitgetheilt z. B. in Seltzsam's Leseb. S. 56., in J. Seele's Samml. S. 227., in Drath's Schulliederb. H. 1. No. 2. a.)

1. Verschwunden ist die finstre Nacht:
Die Lerche schlägt; der Tag erwacht;
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie scheint in Königs Prunkgemach,
Sie scheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

2. Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
Der über diesem Haus gewacht
Und mit den heil'gen Schaaren
Uns gnädig wollt' bewahren!
Wohl Mancher schloß die Augen schwer
Und öffnet sie dem Licht nicht mehr!
Drum freue sich, wer neu belebt
Den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

Das Frühlingslied hat die Form des herzlichsten Grußes, was wir in diesen Naturpoesien schon mehrmals angetroffen haben. Außerdem, was durch die Grußform ja nothwendig bedingt ist, begegnet uns hier wieder eine für Kinder stets so anziehende Personificirung der anmuthigsten Jahreszeit. Der Lenz erscheint hier als ein „schöner Jüngling“ mit „einem Blumenkörbchen“ in der Hand. Darum tönt dem neu Ankommenden mitten im Jubelgruße auch der

[1]) Den Gegensatz zum lehrhaften Inhalte dieses Gedichtes bildet ein schildernd-lyrisches Naturliedchen von Heine: „Sehnen“ (in Wack. Leseb. III., S. 27.). Die Ueberschrift zeigt schon an, daß durch die Gegensätze der Länder, in denen der „einsame Fichtenbaum des Nordens und die schweigend trauernde Palme des Morgenlandes von einander träumen“, die niemals sich erfüllende Befriedigung der heißen Sehnsucht zweier nach einander innig verlangender Wesen abgebildet werden soll. Freilich das Lyrische, der tiefe Schmerz über dies herbe Geschick, herrscht hier vor.

Lobpreis seiner Anmuth in der Anrede: „du Wonne der Natur“ entgegen. (V. 1.) Auf Gruß und Preis folgt nun die Aeußerung der lautesten Freude über die erneute Ankunft des so „lieben und schönen“ Freudespenders, und damit verbindet sich das freudige Versprechen, dem Einziehenden grüßend entgegenzugehen, d. h. sich seines Kommens schon im Voraus herzlich zu freuen. (V. 2.) Wie groß die Freude, wie herzlich der Gruß ist, das erhellt aus der kehrreimartigen Wiederholung des Anfangsverses. So ist das Gedicht ein echt kindliches, und zwar durchweg lyrisches Naturlied. Das Morgenlied ist als „Spruch“ bezeichnet. Damit wird auf seine religiöse Färbung deutlich hingewiesen. Im Schlußverse steht daher das Morgengebet. Der erste Vers enthält die lobpreisende Morgenschilderung. Das Lied ist mit vollstem Rechte in die Reihe der volksthümlichen Lesebuchpoesien gestellt worden: Sprachform und Inhalt sprechen vollkommen dafür. Unter den der Kunstdichtung angehörigen Naturpoesien Schiller's sei noch verwiesen auf das in Wack. Leseb. II. S. 50. befindliche „Berglied“ (1804). Es ist rein schildernder Natur, erhält aber dadurch großen Reiz, daß es die Gegenstände der großartigen Alpenlandschaft als Personen darstellt. Es wird darin der gefahrvolle Weg auf den St. Gotthardt (als Wanderung eines Reisenden) geschildert. Von den Räthseln Schiller's haben die Volksschullesebücher bei weitem mehr dem Kranze ihrer volksthümlichen Lieder eingewoben. Das „Schützenlied“ gehört in eine andere Gruppe der hier charakterisirten lyrischen Dichtungen.

h. Drei Geistliche als Dichter volksthümlicher Naturlieder.

Auch durch poetisch begabte Geistliche aus zwei christlichen Hauptconfessionen ist unsere volksthümliche Poesie um mehrere köstliche Naturlieder am Anfange dieses Jahrhundertes bereichert worden: Lavater, Krummacher, Christoph v. Schmid. Letzterer war Katholik.

Joh. Caspar Lavater (1741 † 1801), Pfarrer der reformirten Gemeinde zu Zürich, ein aufopferungsvoller Seelsorger, ein stets bereiter „Kämpfer und Zeuge des Herrn wider Unglauben und Widerchristenthum“ der damaligen „aufgeklärten“ Menschheit, der fruchtbarste geistliche Liederdichter der Neuzeit (— 700 ist die Zahl dieser Gesänge! —), wie Claudius, Hamann, Jung-Stilling, Oetinger, Flattich u. A. m., ein kühner Gegner der verderblichen Lehren des Geistes seiner Zeit, in der Art und Weise seiner Dichtung ein Anhänger von Klopstock's schwungvoller Begeisterung, ist aus vielen Volksschullesebüchern und Schulliederheften als Verfasser des religiösen und zugleich schildernden „Morgenliedes“ (— im Münsterb. Leseb. II., S. 29.; — in Schmahl's Schulliedern No. 3. —) bekannt: „Erwacht von süßem Schlummer, gestärkt durch sanfte Ruh', jauchzt, Vater, frei von Kummer, Preis unser Herz dir zu.“ (6 Verse.) Auch dies Lied ist ein klares Zeugniß von Lavater's inniger Frömmigkeit und ein deutlicher Beweis der schwungvollen Kraft seiner Poesie. Die drei mittleren Verse, welche mit staunender Freude die Herrlichkeit der morgenlichen Natur lobpreisend schildern, zeigen, daß, wie die Ueberschrift hinzufügt, hier die „schöne Jahreszeit“, also Lenz oder Sommer, in ihrer entzückenden Morgenanmuth, den Ausgangspunkt des religiösen Jubelliedes bilden. Nach dem ersten und letzten Verse kennzeichnet sich die lyrische Stimmung dieser Dichtung als ein begeisterter Lobpreis Gottes. (Vgl. V. 1. „jauchzt Preis unser Herz dir zu“ — und V. 6. „unser Herz und Leben sei lauter Lobgesang“.) Da wird zuerst herzlich

warmes und laut schallendes (— „jauchzen" —) Lob dargebracht dafür, daß wir an Leib und Seele[1]) wiederum den neuen Morgen erlebt haben. Der Allmächtige hat uns von neuem „erwachen" lassen, uns neu „gestärkt", uns „frei von Kummer" den jungen Tag begrüßen lassen. Während der vergangenen Nacht hat er an uns, den Ohnmächtigen, seine Macht erwiesen. Er hat das müde Leben bewahrt, als wir „schlummerten" und „ruhten", uns „selbst zu schützen ohne Macht". Da schuf er „die Sicherheit der Nacht". Aber dem Lobe Gottes webt sich leise und fast unmerklich ein das ebenso innige Dankgebet für die sorgende „Güte" (V. 4.) des „Vaters" (V. 1.), der das Wohl seiner Kinder ohne Aufhören schafft, obwohl sie es nicht verdienen. Die beiden Anfangsverse legen also die Gründe des jubelnden Lobpreises dar, dem sich das gleich herzliche Dankopfer beigesellt. Als der Allmächtige hat Gott durch „süßen Schlummer", der unsere ermüdeten Glieder erfrischte, sowie durch „sanfte Ruh", die uns ungestört ließ von Gefahr und Krankheit, unseren Leib zu neuem Leben erweckt; als der allgütige Vater hat er die Seele, deren Heil ihm am höchsten steht, ohne Kummer (d. h. ohne Bekümmerniß über gegenwärtiges Leid) dem neuen Tage entgegengeführt. Sein väterlich Walten wird nun (V. 2.) nochmals Gegenstand des innigsten Dankgebetes, das sich durch die preisartige Anrede, die das ganze Lied durchzieht und ihm das Gepräge des Morgengebetes giebt, als das Bekenntniß des fröhlichsten Glaubens bekundet. Gottes nächtliche Vatersorge hat sich nämlich als die Erfüllung seiner Liebesverheißung erwiesen, die jedem wahrhaft Gläubigen aus dem Worte Gottes so tröstlich entgegenstrahlt. In diesem Worte „sprach" (d. h. verhieß) er den Seinen: „Schlaft in Frieden!" Nun, diese Zusage hat er an den „Müden, Schwachen" erfüllt: er hat ihnen „Kraft geschenkt" — als Liebeserweis. Er sendete ihnen „Frieden", d. h. „süßen und sanften" Schlaf. Er ließ das Herz „ungekränkt" (d. h. so, daß es sich nicht zu kränken brauchte, nicht sich zu betrüben, noch zu bekümmern hatte über irgend ein Leid). Das Preisartige in diesem Dankgebete ist ausgedrückt durch die das Subject stark betonende Verlängerung der einfacheren Satzform: „Du bist es, der u. s. w.", statt: „Du hast geschenkt", wofür aber jetzt der das Subject verstärkende Sinn entsteht: Du allein, Preiswürdiger, hast uns Kraft geschenkt. Aber nicht blos diese **Rückschau** auf die bereits erfahrene Macht und Güte Gottes in der vergangenen Nacht stimmt zu lautem Danken und Loben, das sich im „Liede", also im Gesange äußert. Vielmehr — und dies bildet den Kern des Liedes, das ja am „Morgen" gesungen und gedichtet ist — fühlt sich das „Herz" hauptsächlich durch jene „Güte" (V. 4.) Gottes zu solchem Jubelgesange angetrieben, welche in der überaus schönen Morgennatur des jungen Sommertages ihre „Spur" so deutlich zu erkennen giebt. (Hier sei bemerkt, daß bei der Behandlung lyrischer Poesien in der Volksschule stets zu Anfange auf eine klare, einfach faßliche Darlegung der — inneren oder äußeren — Situation des Dichters bei Abfassung des betr.

---

[1]) „Herz" bedeutet hier den ganzen Menschen, nach allen seinen Leibes- und Seelenkräften. Man muß bei der Behandlung des Liedes die voranstehenden verkürzten Nebensätze vervollständigen und hinter den Hauptsatz stellen: Wir preisen dich, da wir neu erwacht, gestärkt und vom Kummer befreit sind. Es liegt im Worte „Herz" also nicht blos die Andeutung der Aufrichtigkeit und innigen Wärme des Gotteslobes, sondern „Herz", d. h. der ganze Mensch, ist auch Subject des verkürzten Nebensatzes: Unser Herz, da es erwacht ist, jauchzt. —

Liebes hinzuarbeiten ist.) Den frisch und froh Erwachten blickt Gottes, des Vaters, Liebesauge so freundlich an aus der „schönen Morgenflur“ (V. 4.), und das zieht ihn mächtig hinaus in die herrliche Morgenwelt, die voll „Lust und Segen“ ist, „soweit man nur schauen mag.“ Und mitten in dieser Fülle der Naturpracht stehend, sie genießend, strömt das „Herz“ über von neuem Jubel, Lob und Dank. So hält der Dichter jetzt eine freudige **Umschau** (V. 3. 4. 5.) in der, Gottes reiche Liebe offenbarenden, herrlichen Morgennatur: Alles ist neu beschenkt mit „Segen“, denn neu „regt sich“ sein „Leben“, und darum herrscht lauter frohe „Lust“ in der wiedererstandenen Pflanzen- und Thierwelt. Dazu leuchtet Alles so prächtig im wunderlieblichen Glanze des Morgenthaues, und mit dem Auge erfreut sich auch das Ohr am tausendstimmigen Luftgesange der Waldvöglein, und wie Opferrauch duftet der zahllosen Blümlein Wohlgeruch, die Lüfte mit Süßigkeit würzend, zum Himmel empor. In der lebhaften, durch ausrufartige Satzbildungen, mit Bildern und Figuren geschmückten Schilderung liegt schon der Ton des herzlichen Lobes und Dankes. So muß sich schließlich (V. 6.) das andächtige „Herz“ zum lebendigen Gelübde und zu ernstlicher Mahnung an alle Menschen angetrieben fühlen: das ist seine dankbare **Vorschau** in die künftigen Lebenstage, die „lauter Lobgesang“ sein sollen in Gedanken, Worten und Werken. Lieder, welche aus der Naturschönheit Gottes Erhabenheit und Vaterwirken erkennen, preisen, anbeten lehren, müssen in der Volksschule zu den förderlichsten Mitteln der Herzens- und Willensbildung gezählt werden, zumal wenn sie zu so freudigen Gelübden dankbarer Gottergebenheit ermuntern und so begeistert die Größe und Güte des Schöpfers in seinem Naturwalten schildern, wie Lavater's Morgenlied. Es muß schon bei Arndt's echt deutschem Liederworte verbleiben: „Wer ist ein Mann? Der beten kann!“ (Im Katech. für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. 1813.) Wohl denen, die in unserer Zeit heidnischer Naturvergötterung als Schüler gelernt haben, auch in der Natur die „Spur der Güte Gottes“ zu erkennen und zum Schöpfer der Natur zu beten. Denen wird der atheïstische Materialismus der Neuzeit den kindlich frischen Glauben an des lebendigen Gottes Walten in und über der Natur nicht rauben.

Friedrich Adolf Krummacher (1768 † 1845), ebenfalls ein Geistlicher der reformirten Kirche und als Dichter geistlicher Lieder bekannt, zuerst Gymnasiallehrer und Director (1793—1800), darauf Professor der Theologie, zuletzt Pastor (seit 1807), und zwar in Bernburg und Bremen (1824—44), hat sich durch seine kindlichen und didaktischen Dichtungen (— in letzterer Hinsicht namentlich durch seine Parabeln, 1805 —) einen großen Ruf unter unseren volksthümlichen Sängern erworben. Seine religiösen Lieder enthält sein „Festbüchlein“, 1808 u. 1821. 3 Theile. Aus dieser Sammlung, sowie aus der im J. 1806 zu Essen erschienenen Dichtung: „Die Kinderwelt“ sind seine in unsere Volksschullesebücher übergegangenen Naturlieder entnommen. Krummacher hat also mit ganz besonderer Absicht und Vorliebe für die Kindheit und Jugend gedichtet. (Die Besprechung seiner poetischen und prosaischen Parabeln gehört in den, der volksthümlich didaktischen Poesie gewidmeten Theil dieses Leitfadens.) In seinen Naturpoesien werden wir demnach eine Fortsetzung der, namentlich von Voß, Overbeck, Anschütz, Matth. Claudius und Weiße mit großem Eifer geübten Pflege kindlicher Naturdichtung gewahren. Das in Grube's Sammlung S. 6. findliche Lied: „Das Licht“ (— „Wo sprudelt deine heil'ge Quelle, Wo ist dein Urborn, süßes Licht?“ —)

ist ein begeisterter Lobpreis der Segnungen dieser ersten aller Lebensbedingungen, gehört aber der Kunstpoesie an. Als volksthümliche Naturlieder Krummacher's sind besonders die folgenden überall verbreitet: „Winterlied" (Wack. Les. I., 65.; Münst. Leseb. III., 236.; Grube, S. 172.), ferner „Lied vom Samenkorn" (Wack. L. II., 225.; Münst. L. III., 139.), „der blühende Flachs" (Münsterb. Leseb. III., 134.), das „Kirschlied" (in J. Seele's Sammlung S. 188.), das „Erdbeerliedchen" (im Münst. Leseb. II., 28.; entnommen aus dem „Festbüchlein" Th. III.), „die Blumenknospen" (bei Grube S. 173.) und „die Alp" (b. Grube S. 276.). Im ersten und letzten der hier genannten bekanntesten Lieder Krummacher's dient die lieblich anschauliche und farbenreiche Schilderung der Natur zur Grundlage für eine religiöse Stimmung. Mehr erzählende, also epische Färbung webt sich der lyrischen Darstellung im Samenkorn- und Flachs-Liede ein. Das „Erdbeerliedchen" und „die Blumenknospen" haben einen ziemlich deutlich hervortretenden lehrhaften Zweck. Das „Kirschlied" läßt die lyrische Stimmung jauchzender Freude über die allerdings äußerst lebhafte Schilderung die Herrschaft gewinnen. Die drei letzteren Lieder sind ganz besonders für Kinder bestimmt, obgleich auch die vier übrigen einen die Kindheit und Jugend wirksam ergreifenden Ton anschlagen.

Aehnlich wie in Hauff's „Morgenroth" erhebt sich der, in der winterlichen Oede und Einsamkeit umherwandelnde Naturfreund im „Winterliede" Krummacher's nach und nach aus der Tiefe wehmuthsvoller Klage zur Höhe der glaubensfrischen und hoffnungsvollen Naturfreude. Das ist der tiefsinnige lyrische, und zwar religiöse Hauch, der diese liebliche Darstellung der Schatten- und Lichtseiten in unserer winterlichen Natur als eine echt christliche Naturbetrachtung erscheinen und auf jedes sinnige Gemüth mit wohlthuender Wärme wirken läßt. Der Christ vermag auch im Winter die Spuren der göttlichen Güte[1]) zu erkennen und seinen Glauben an Gottes väterliche Sorge für alle Creaturen daran zu stärken, ja zu lebendiger Hoffnung auf die Erneuerung des reichlich strömenden Himmelssegens im künftigen Lenze zu entflammen. Darin liegt der Hauptgehalt und die Eigenthümlichkeit dieses religiösen Naturliedes. Es wird darum in der Volksschule grade deshalb besonders förderlichen Einfluß auf die Pflege sinnig-religiöser Naturbetrachtung üben, weil es der Jugend so anschaulich und kindlich-herzlich vormalt, wie auch der so „strenge" Winter reich ist, und zwar reich an ganz eigenthümlichen, ihm allein zugetheilten Naturschönheiten. Der Winter ist also nicht so gar arm, wie es scheint: Gott hat jede Jahreszeit mit Gaben und Freuden ausgestattet. Das lernt die Schuljugend aus solchen Liedern genau und mit freudigem Danke erkennen. (V. 1. Winterklage. V. 2. Wintertrost. V. 3. Winterfreude. V. 4. Winterglaube. V. 5. Winterhoffnung. Oder: 1. Des Winters Armuth. 2. Des Winters Reichthum. 3. Des Winters Mahnung.) Man beachte ferner, daß hier wieder die so anziehende Personificirung des Winters oder der winterlichen Erde die Darstellung beherrscht. Darum zieht sich auch die trauliche Anrede durch das ganze Lied hindurch. Es ist, als wäre uns eine liebevoll sorgende Mutter

---

[1]) Hiermit stimmen die Schlußverse in Hebel's Winterliede („Ist denn da droben Baumwoll' feil?") überein. Im Anfange herrscht hier freilich eine launig-neckische Allegorisirung vor.

gestorben, die nun im weißen Kleide regungslos vor uns liegt. Aber das bildet eben das eigenthümlich Schöne und Sinnige in der Krummacher'schen Belebung der Winternatur, daß die schweigende, reglose Erde nicht (wie z. B. in Spitta's parabolisch-religiösem Winterliede: „Winter ist es: in dem weiten Reiche der Natur herrscht tiefe Einsamkeit u. s. w.") als erstorben, nicht als „schöne Leiche im weißen Sterbekleide" dargestellt wird, sondern — was eben die tröstende Kraft des Liedes ausmacht und eine so angemessene Uebergangsstufe zur Entstehung der Winterfreude hergiebt — als eine, vom rastlosen und weit ausgedehnten Schaffen und Sorgen ermattete, darum jetzt eine kurze Zeit ausruhende, schlummernde Mutter, die ihr Schlummerkleid angezogen hat. Wie ganz anders geartet ist dem gegenüber wieder die launige und für Kinder so glücklich gewählte Personifikation des Winters bei Claudius! Da „lacht" der frostige Eisenmann mit dem „warmen Herzen" sich fast todt, wenn die grimmigste Kälte wüthet! Bei Hebel ein Kaufherr am Wolkengezelt, der Baumwolle feil hält, bald wieder ein neckischer Kobold, der alles schneeweiß färbt; bei Claudius ein gestrenger Eisenritter, der die frierenden Menschen mit dem fröhlichsten Gelächter anschaut; bei Spitta eine erstorbene Frau im Leichenkleide; bei Krummacher endlich eine schlummernde Mutter, die eingeschlafen ist unter den Anstrengungen allzugroßer und allzulanger Sorge für ihre so zahlreiche Familie. Fürwahr, wo es gilt Lieder mit einander zu vergleichen, da wird grade diese reiche und immer gleich ansprechende und belehrende Personifikation eines und desselben Naturvorganges die förderlichste Grundlage solcher Arbeiten bilden, zumal da hierbei grade Sprachkraft, Verstand, Gemüth und Wille gleichmäßig in Anspruch genommen werden. In unserem Winterliede tragen die beiden Schlußverse außerdem eine leise hindurchschimmernde parabolische Farbe: die eigenthümliche Schönheit des Winters hat für den Christen nicht bloß eine, die unaufhörliche Güte Gottes (symbolisch) bezeugende Wirkung, sondern sie mahnt ihn auch zum felsenfesten Glauben an diese Macht der Liebe und zur lebendigen Hoffnung auf ihre stets erneute Wiederkehr. (Man beachte die vielen Bilder dieses Liedes, z. B. „Lieder des Frühlings"; „Gefieder des Sommers", d. i. die geflügelte buntfarbige Insektenwelt: „das Lied verstummt"; „der gute Vater hat dein Kleid gewoben"; Gottes „Odem schwebt hernieder", d. i. Gottes neu belebende Allmacht schwebt gleichsam in den lauen, linden Lenzwinden vom Himmel zur Erde herab, denn diese lauen Lüfte „säuseln und weben Tag und Nacht, sie schaffen an allen Enden", wie Uhland singt; — „Wehen des Lenzes", d. h. der Lenzwinde u. s. w. Auch hat man die schönen und selteneren Wörter: „beblümt" und „spreiten" — in V. 3. = ausbreiten, wovon: „sich spreizen", sich breit machen, prahlen herkommt — wohl zu beachten. Die dichterischen Fragen in V. 3. bedürfen einer Umbildung beim Erklären des Liedes. Ebenso im ersten Verse. „Tausend Lichter", d. h. zahllose. Unterscheide „schimmern" und „flimmern". Das „wie" im Anfange vervollständige in das deutlichere: Wie wunderbar erscheint uns jetzt — gegenüber dem Leben des Sommers — die so allgemeine und feierliche Stille, Leblosigkeit, in welcher die mütterliche, geschäftige Erde ausruht von ihrer Arbeit für ihre Geschöpfe! „Du schlummerst nun entkleidet", d. h. du schlummerst und hast dir dein Festkleid ausgezogen, denn ich sehe nicht mehr die Heerde weiden u. s. w. — V. 4. wecken zu neuer Kraft, d. h. er weckt die schlummernden Keime und Thiere auf, sodaß sie zu neuem kräftigen Leben und zum neuen Anschauen des Sonnenlichtes gelangen. — V. 5. sind die drei

Schlußzeilen umzuformen: Wenn Gottes Odem niederschwebt, dann stehst du wieder u. s. w. Uebrigens fügt der Schlußsatz eine neue Personifikation hinzu, da die verjüngte Erde hier als eine geschmückte Braut erscheint. Dies erinnert an ein sinniges Epigramm von Logau auf den Mai: „Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde, daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.")

Das Alpenlied zeigt schon durch seinen Kehrreim am Schlusse jedes Verses, daß die Schilderung der herrlichen Gebirgslandschaft die Begründung einer religiösen Wahrheit bilden soll, die aus den, dieselbe (symbolisch) bezeugenden Naturthatsachen erkannt wird:

„Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt."

Gottes versorgende, erhaltende, schenkende Vaterliebe gegenüber den Pflanzen, Thieren und Menschen erweiset sich nicht blos im fruchtbaren Thale, sondern ebenso reichlich auch in der scheinbar öden, kalten, abgeschiedenen Welt der hohen Gebirge: sie waltet allüberall. Diese Thatsache wird in unserem Liede veranschaulicht durch die Darstellung der erhabenen Schönheit (V. 1. 3.), der Vorzüge (V. 2.), sowie des, Pflanzen (V. 1.), Thiere (V. 4., 5.) und Menschen (V. 6.) ernährenden Reichthums der hohen Alpengebirge. Wie Claudius, weiß auch Krummacher die Natur als eine, mit ergreifender Wärme und Klarheit zum Gemüthe redende Zeugin und Verkünderin göttlicher Güte darzustellen. Seine religiösen Naturlieder bilden darum eine glückliche Fortsetzung der von Claudius so meisterhaft begonnenen, zarten und wirksamen religiösen Symbolisirung der Natur durch die Poesie. Auch unser Lied zeichnet sich aus durch die Fülle anmuthiger und echt dichterischer Bilder. Der dritte und vierte Vers erscheinen nach dieser Seite hin als der schönste Theil des Liedes:

Auf hoher Alp
Erquickt sein milder Strahl
Das milde Weidethal;
Des hohen Gletschers Eis
Glänzt, wie ein Blüthenreis:
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Des Gießbachs Silber blinkt:
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner hohlen Hand:
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Die Lieder vom Samenkorne und Flachse geben der Naturschilderung dadurch ein mehr episches Aussehen, daß sie die Geschichte des natürlichen Wachsthumes eines Samenkörnleins und des Flachses erzählen. Das Lyrische tritt im Flachsliede viel stärker hervor. Dagegen beherrscht der epische Zug das „Lied vom Samenkorne." Blicken wir auf die ähnliche Darstellung in Chr. v. Schmid's Gedichte: „Beim Aussäen des Samens", so fällt zwar sofort als unterscheidendes Merkmal der Umstand auf, daß letzteres Lied nur ein Ereigniß aus dem Leben des Körnleins zum Ausgangspunkte seiner religiösen und zugleich parabelhaften, ja auch allegorischen Wendung macht: aber darin begegnen sich beide Dichtungen, daß sie wiederum im Samenkorne und in seiner Entwickelungsgeschichte ein menschliches, kurz ein persönliches Leben anschauen lassen.[1]) Das macht beide Lieder also wiederum so anziehend und wirksam für das jugendliche Gemüth. Im ersten Verse des Krummacher'schen Gedichtes wird ein kurzer, zusammenfassender Ueberblick über das

[1]) Vorherrschend religiösen Character hat Matth. Claudius' etwas verwandtes Lied: „Erntedank" (Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land). Das zeigt der Kehrreim hier ganz deutlich: „Alle gute Gabe kommt von oben her, von Gott, vom schönen, blauen Himmel herab." Auch die Ueberschrift deutet dies an. Das Unterscheidende

gesammte Leben des Körnleins gegeben: der unscheinbare Anfang und das „wundersame“ Ende seines Wachsthumes werden als glücklich gewählte Contraste einander gegenübergestellt, wodurch das Interesse für die folgende nähere Darlegung dieser merkwürdigen Lebensgeschichte sofort geweckt wird. Die „weiche“ Erde nimmt die zahllosen Körnlein wie eine freundliche Mutter in ihren „Schooß“, umhüllt sie warm, und dadurch kommt nach und nach Leben in das harte, regungslose Keimlein, das in der Samenhülle wie versteinert im festen Schlummer liegt. Aus diesen festen Banden befreit sich also der Keim durch die Wärme der deckenden Erde und durch die Befeuchtung mit dem von obenher eindringenden Regen, dessen Claudius in V. 2. seines verwandten Ernteliedes gedenkt. Also auch die Erde wird bei Kr. personificirt, was an sein Winterlied erinnert: „Wer hat dein Bett bereitet (— als warmes Lager —), die Decke dir gespreitet?“ (— als schützende Hülle —). Dadurch wird ferner des Körnleins Wachsthum mit anschaulichster Frische der Geburt und der langsamen Entwicklung eines „Kindleins“ gleichgestellt. Ganz anders ist die allegorische Wendung in Schmid's Liede: Hier sinkt das Körnlein, wie der gestorbene Mensch, in das „stille, kühle Grab“ und erfährt „mit Beben“ in seinem Todtenbett „von Erde“, wie „im Dunkel um uns her endet alles Leben“ (V. 1., 2.). Bei Kr. aber liegt es im warmen, lebengebenden Mutterschooße. Der Unterschied dieser bildlichen Darstellungen beruht eben auf dem verschiedenen Zwecke beider Lieder. Krummacher will der Jugend die wundersame Entwicklung des Samenkornes deutlich machen und erzählt deshalb das Wachsthum desselben mit der ausführlichsten Genauigkeit. Am Schlusse wird das Staunen über diese wundersame Lebensentfaltung darum verklärt zu religiöser Weihe, die sich im „Herzen“ als „stiller Preis und Dank“ und äußerlich als der „Freude lauter Jubelsang“ kundthut, weil nun klar angeschaut und erkannt ist das Wunderbare in jener Entwicklung des so kleinen und harten Kornes, das mit seinen zahlreichen Genossen zuletzt wie ein „grünes, stilles Meer“ und als „goldener Erntekranz“ die Erde schmückt, bereit, den Menschen „reichen Segen“ darzubieten. Hier wendet sich das Lied also zu lyrischer Darstellung, die der in Claudius' Ernteliede nahe kommt: Gottes Allmacht und Liebe soll angeschaut, erkannt und angebetet werden, denn sie schafft so wunderbar aus dem Kleinsten den größten und reichsten Segen in der Natur. So wird dieses Naturzeugniß eine liebliche Ergänzung des Schriftzeugnisses, welches auf fast allen Seiten erzählt, wie der Herr große Dinge ausrichtet durch die Schwachen. Ja, seine Kraft ist in den Schwachen mächtig, und es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig helfen. Diese Wahrheit predigt auch die Natur durch des Körnleins Lebensgeschichte. So gestaltet sich unser Lied am Schlusse zu einer religiös-symbolischen Naturbetrachtung. Wie lieblich und wie kindfaßlich, ja wie dramatisch lebendig wächset nun in der schildernden Erzählung unserer Dichtung das Kindlein der „mütterlichen Erde“ immer schöner und größer heran! Die sorgsame Mutter „wickelt es los“[1]) aus seinen harten

---

liegt hier darin, daß besonders das Ende der Lebensgeschichte des Körnleins, die reiche Ernte, in's Auge gefaßt wird. Nur in kurzen Zügen ist der Geschichte seines „Wachsthums und Gedeihens“ (V. 1., 2.) gedacht.

[1]) Den entgegengesetzten Ausdruck braucht Claudius im Ernteliede (V. 2.), um die „zarte und künstliche“ Pflanzenhülle zu schildern, in welche Gott den „reichen Segen“ des Kornes „einwickelt“.

Fesseln in der Samenhülle, und siehe da! — das „zarte" Kindchen regt sich jetzt auf einmal ganz frisch und munter. Denn ein „Keimlein" ist's worden mit so zierlichem „röthlichen Haupt." (Kinder lernen hieraus auch das Kleinste in der Natur aufmerksam beachten, erkennen, beschreiben. Uebrigens berührt sich diese anziehende Darstellung mit der ebenso naturgetreuen Schilderung des ersten Erwachens eines jungen Würmleins auf dem grünen Blatte in Hebel's „Kirschbaumliede", welches erzählt, wie es „aus dem Ei erwacht nach langem Schlaf im Winterhaus: es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf und reibt die blöden Augen aus.") Wie ein junges Kindergesichtchen schaut nun das Keimlein in die weite Welt um sich her. Aber ach! Es ist ja nackt und bloß, und draußen heult der kalte, wilde Herbststurm schon. Da steht es frierend da und „fleht" um Wärme und Speise. Und auch am Himmel hat es eine mütterliche Freundin, die liebe Sonne, die auch im Herbste leuchtet und wärmt, und einen treuen Freund, der alle Abende und Morgen mit erfrischendem Tranke das durstige Novemberkind besuchen kommt. Das ist der Thau. Alles in der Natur wird also hier mit menschlichem Leben bekleidet. Das macht diese Schilderung eben so anziehend und lebendig, für Kinder so klar verständlich. „Freundlich schaut die Sonn' der Erde Kindlein an." (V. 3.) Nun ist das Keimlein geborgen. Doch bald kommt des grimmen Winter's noch weit ärgerer „Wind." Alles flieht unter das schützende Dach. (Man erkennt, daß der Dichter, wie Hebel im Kirschbaumliede, durch die Schilderung der Geschicke, die das Körnlein in den verschiedenen Jahreszeiten treffen, zugleich Gottes wunderbare Vorsorge veranschaulichen will, welche Alles in der Natur, auch das Kleinste, zur rechten Zeit und auf die beste Weise zu erhalten weiß.) Aber selbst das „schadet" dem „zarten Kindlein" nicht. Zwar muß das schwache Kind stehen bleiben mitten in „Wind und Wetter, Frost und Sturm", aber ein neuer Freund am Himmel, das Schneegewölk, kommt seinetwegen herabgestiegen und deckt das Erdenkindlein schnell zu mit weicher, schützender und warmer Schlummerhülle. Nun „schlummert" es lange Zeit hindurch, den ganzen Winter ungestört („still") und genießt, wie das Kind in der Wiege, der süßen „Ruh." (V. 5.) Aber auf die Schlummerzeit in dunkler „Nacht" folgen nun (V. 6.) des holden Lenzes sangesreiche, blüthenvolle und grünende Tage. Das ist der vierte Freund, unter dessen Sorge und Leitung das Kind „erwacht", ja nach und nach zum „schlanken und schönen" Jünglinge erstarkt, der so schmuck dasteht im Haargelock „krauser Aehren", im frischen Halmenleibe. Im Vereine mit vielen Altersgenossen „wogt es nun als Halmensaat, wie ein grünes, stilles Meer, im Winde hin und her." Ein schönes Bild des frischen, kräftigen Jünglingsalters, das sich bewußt ist seiner blühenden Leibesstärke, das seine ungeknickte Kraft erproben geht ohne bedenklich zögerndes Ueberlegen in dem sturmvollen Leben! Aber auch ein treues Gemälde des so entzückenden Anblickes, den das im Winde leise rauschende und wallende grüne Halmenmeer jedem Wanderer gewährt! (V. 7.) Da wird's Sommer, und die alte Freundin aus den Tagen herbstlicher Noth, die liebe Sonne, schaut von neuem so freundlich auf das zum starken Jünglinge erblühte Erdenkind, und ihr „stiller (d. h. stets unverändert heißer, reif machender) Glanz ruht" mit Wohlgefallen und reichem Segen auf ihren Lieblingen: aus schlanken grünen Halmen werden sie goldig glänzende, volle, schwere Aehren (V. 8., 9.), aus blühenden Jünglingen starke, segensreich wirkende Männer bis an ihr Lebensende:

„Die Ernte naht; die Sichel klingt;
Die Garbe rauscht u. s. w.“

Wo der Erntejubel des mähenden Schnittervolkes ertönt, da hat des Kornes Leben sein Ende erreicht. Aber im Tode spendet es seinen vollsten Segen und in seinen zahlreichen Nachkommen, den neuen Samenkörnlein, lässet es reiche Segensströme auch auf zukünftige, ferne Zeiten sich ergießen. Wo die Personifikation so wie hier noch so manche andre verwandte Wahrheiten am Leben der Natur veranschaulicht, da wird der Einfluß solcher Poesien auf Herzens-, Willens- und Verstandesbildung der Jugend ein gar vielseitiger werden, wenn eben taktvoll geschickte Lehrerhände die Wege für solchen Einfluß zu bahnen wissen. Wie klar leuchtet aus jenem segensreichen Lebensende der zu männlicher Reife erstarkten Körnlein abbildlich hervor das zur Nacheiferung anspornende Lebensbild edler Männer und Frauen, die bis zum Tode Anderen eine reiche Quelle des Wohlergehens geworden sind, das mahnende Abbild ferner der Glaubensmärtyrer und Patrioten zumal, die noch durch ihren Tod das Heil der Brüder gefördert haben. Fürwahr, Krummacher's Naturlieder bleiben gar reiche Bildungsquellen für die Volksschule aller Zeiten, wenn eben der Unterricht, als eins der Hauptmittel der Jugenderziehung, in der That erziehlich sein und wirken soll.

Schon die muntere Mahnung am Anfange und Schlusse des kindlich frohen Liedes vom „blühenden Flachse“ läßt dasselbe als eine schildernd-lyrische Naturdichtung erkennen. Die Schilderung trägt aber auch hier wieder ein mehr episches Gewand, da die Geschichte des Wachsthumes dieser Pflanze, sowie ihre Verarbeitung im „traulichen Kreis“ der ländlichen Spinnstube (V. 4., 5.) erzählt wird. Die freundlich mahnenden Verse des Anfanges und Schlusses haben hier die Bedeutung des Kehrreimes, da sie mit einander übereinstimmen. Daraus geht hervor, daß hier das Lyrische, eben jene Mahnung, den Grundton bildet, somit den Hauptinhalt ausmacht. Deshalb kennzeichnen sich die mittleren Verse, d. h. die erzählenden Schilderungen schon von vorn herein als die, jene Mahnung rechtfertigenden Begründungen derselben. (V. 2—5.) Es ist Sommer, als des Dichters Mahnung erschallt; denn:

„laut rauschet vom Golde der Aehren das Land.“ (V. 2.)

Ueber dem so segensreichen Getreide, an dessen wogendem Felde jedermann seine Freude hat, zumal wenn er an die dadurch in Aussicht gestellte Nahrungsfülle für die kommenden Zeiten gedenkt, — soll ein unscheinbares, aber „liebliches Pflänzchen“ nicht vergessen werden, das zu unserer Kleidung so sehr viel Beitrag liefert. Grade wenn das Kornfeld mit seinen stolzen Aehren in üppigster Herrlichkeit pranget, grade dann strahlt des „bescheidenen“ Flachses Blühen und Grünen in lieblichem, ergetzlichem „Glanze“. (V. 5.) Nicht stolz, sondern „still grünet dies Pflänzchen im schlichten Gewand“. (V. 2.) Da könnte man an dem niedrigen, stillen Flachsfelde leicht achtlos oder gleichgiltig vorübergehen. Das Lied will aber auf das unscheinbare Aussehen dieser eben so wichtigen Nutzpflanze aufmerksam machen, um einerseits wiederum zu veranschaulichen, wie Gott in der Natur oft die nützlichsten Gaben in das winzigste, schlichteste „Gewand“ zu kleiden pflegt. Andererseits sollen wir merken, daß nichts in der Natur so unscheinbar ist, wie man oft meint, daß vielmehr auch scheinbar geringe Wesen eine gar liebliche und eigenthümliche Schönheit besitzen, deren wir uns ebenfalls erfreuen

sollen. (Vgl. V. 1. „in eigener Art" und V. 5. „blühend und grünend ergetzt uns sein Glanz.") Die Dichtungen Krummacher's pflegen eine solche Liebe zur Natur, welche überall deren Schönheit, Nutzen und religiöse Bedeutung zu erkennen und sich darüber in rechter Art zu freuen weiß. Darum sind sie grade für die Volksschule sehr heilsam. Nun verstehen wir des Liedes Mahnung und damit seinen Hauptinhalt. Es mahnt zu aufmerksamem Beschauen des so nützlichen Pflänzchens und zu kindlich heiterer Freude an seiner ganz besonderen Schönheit. Es scheint wohl zumeist für Mädchen in Landschulen, die künftigen Spinnerinnen, gedichtet zu sein. Wie ein „freundlich" Kinderauge blickt uns die „liebliche" und „zarte" Blüthe entgegen. Darin liegt die eigenartige Schönheit des bescheiden und still wachsenden, grünenden, blühenden Pflänzleins zuerst. Aber sein „Glanz" wird erhöht (V. 2.) durch den, wie das Edelgestein eines Krönleins „funkelnden" Schmuck, der auf der blauen Blüthe uns blitzend zulächelt: das ist der krystallreine Himmelsthau. Stets sind Krummacher's Lieder so echt kindlich lieblich; die Flachsblüthe wird hiermit gleichsam vom Himmel her, von Gott selber, als eine Königin unter den Tausenden schöner Blumen gekennzeichnet. Das verdient die Pflanze auch um ihres großen Nutzen willen. Wie lieblich ist doch darum auch des so ganz besonders leuchtenden Flachsfeldes „Wogen und Wallen"! (V. 3.) Das ist wieder eine neue Schönheit. Dabei wird in kurzen Zügen des Flachses Wachsthum erzählt. Warum denn? Nun, ein so schönes, freundliches Kindlein muß gewiß auch recht freundliche, sorgsame, liebevolle Eltern gehabt haben, die es hüteten und pflegten, daß es so wunderlieblich werden konnte. (Man achte hier auf die anmuthige Personificirung der Erde und Luft in V. 3.) Wie im Samenkornliede und im Winterliede, ist auch hier wieder die Erde die sorgliche Mutter, die in rauher Zeit das Flachskindlein (als Samenkorn) in ihrem „kühligen Schooße barg". (Hier ist die Erde wohl deshalb als „kühlig" bezeichnet, weil der Gegensatz zu den warmen Lenzes- und Sommerlüften dadurch hervortreten soll? An's „kühle Grab" in der Erde läßt sich hier nicht gut denken. Wir sehen ja die Erde als lebenerhaltenden Mutterschooß. Oder soll damit die kalte Winterzeit angedeutet sein, in welcher die Erde ihre Pflanzenkindlein mütterlich schützte vor dem Froste und wärmte? Das wäre eine passende Gegenüberstellung der „kühlen" und „freundlichen" Jahreszeit. Gewiß ist d'rum unter dem „kühligen Schooße" die kalte Schneedecke der winterlichen Erde zu denken, die nach Innen zu als schützender, wärmender Mutterschooß wirkt. Dabei erinnert man sich an das „warme Herz" des eisigen Winters bei Claudius. —) Als nun im Lenze das zarte Halmenkindlein aus dem mütterlichen Erdenschooße hervorschaute, da nahmen es die warmen Lüftchen, wie freundlich leitende Väter in ihre Erziehung, so daß es nach und nach „groß" ward und zuletzt zum „lieblichen, schlanken" Jünglinge erwuchs, an dessen Schönheit und frischem Leben (— Wogen und Wallen —) Jedermann seine Freude hatte. Darum sind wir wohl verpflichtet, den treuen Eltern unsern „freundlichen Dank" darzubringen. Das Lyrische tritt hier wieder in den Vordergrund, und zwar gestaltet sich des Dichters Freude über das so schön einherwallende Feld des im lieblichen, thaublitzenden Blau erblühten Flachses zu recht lebendiger Kinderlust. Denn er redet die Eltern, Erde und Lüftchen, an, als er seinen Dank abstattet. Und diese dialogische Wendung innerhalb der poetischen Naturpersonifikation haben wir früher als eine der treffendsten Weisen echt kindlicher Naturdichtung erkannt.

Nun (V. 4. 5.) beherrscht der lyrische Zug bleibend die weitere, episch gehaltene Schilderung, welche das Einernten und die Verarbeitung des Flachses in der traulichen Spinnstube mit klar hervortretender Freudenstimmung erzählt. Darin liegt zugleich eine neue Begründung des lyrischen Grundtones, jener Mahnung zur Freude über die Schönheit des blühenden Flachsfeldes. In V. 5. wird dieser Schönheit der erfreuenden Flachsblüthen die reiche gesellige Freude zur Seite gestellt, die selbst noch im Winter durch den geernteten und getrockneten Flachs im „traulichen Kreis" der Spinnerinnen entsteht. Von diesen Freuden erzählen in preisartig jubelnder Weise der vierte und fünfte Vers:

„Jetzt blühend und grünend ergetzt uns sein Glanz,
Dann schlingt es uns selber zum blühenden Kranz."

Die Mädchen, die Spinnerinnen, treten in V. 4. und 5. redend und preisend auf. Sie wissen ja am besten von den Winterfreuden zu erzählen, die sogar noch der dürre Flachs bereitet. Ein Pflänzchen nun, das uns durch alle Jahreszeiten hindurch erfreut, das verdient doch gewiß unsere dankbarste Beachtung. Dadurch webt sich in den mahnenden Ton unseres Liedes (von V. 3. ab) ein Zug des freudigen Dankes und Lobpreises. Und eben darin liegt der letzte Grund für jene Mahnung des Anfanges und Schlusses: Freut euch des blühenden Flachses im Sommer, weil ihr dem trocknen (— aber silberartig glänzenden — V. 4. —) so viele Freuden im Winter zu verdanken habt.

Man hat das so durchaus kindlich liebliche „Erdbeerliedchen" Krummacher's meist als eine Parabel aufgefaßt. Ohne Zweifel klingt durch das vorwiegend im Erzähltone sich bewegende Gedicht eine parabelartige Mahnung. Was das mitleidig sorgende Mägdlein hier an der „nackten, zerzausten, losgerissenen" Pflanzenwaise übt, das sollen wir, mahnt unser Gedicht, an jeder menschlichen Waise thun: barmherzige Werke des Wohlthuns und Pflegens an Armen, Verlassenen. Indessen — abgesehen davon, daß diese Dichtung nicht in Kr. Parabelsammlung steht — weiset der Schluß deutlich auf einen anderen lehrhaften Character des Liedes:

[1]) „Gelt," sprach's, „es will nun dankbar sein
Und meint, ich sei sein Mütterlein."

Man denkt dabei unwillkürlich an die ähnlichen erzählenden, aber ebenso deutlich lehrhaften Pflanzendichtungen: „Blümlein" von Göthe und „Graf Eberhard's Weißdorn" von Uhland (in Wack. Leseb. I. S. 69.). Wie hoch freuet sich Göthe darüber, daß das sorglich gepflegte schönäugige, sternartig leuchtende Blümlein „nun immer zweigt und blüht so fort!" Und Uhland erzählt so deutlich, wie der „getreue und gute Graf" das aus Kanaans Gefilden in die schwäbische Heimath verpflanzte, sorgsam gepflegte Weißdornreis jedes Jahr mit treuer Liebe besucht und an seinem starken Wachsthume „den Muth (d. i. Sinn, Herz)[2]) erfreut": denn „das Reislein war ein Baum" mit wohl-

[1]) Diese verstärkende Partikel, in der Volksrede sehr beliebt, will hier den Leser zur Anerkennung der Freude des Mägdleins über den Dank des Sträuchleins auffordern: es gelte = es ist gewiß wahr = nicht wahr, es ist so?

[2]) Vgl. dieselbe ursprüngliche Bedeutung des altdeutschen Wortes in: „wohlgemuth, Demuth, Hochmuth, hochgemuth, frischgemuth, Gemüth." Ferner in Schenkendorf's „Scene aus d. Lützener Schlacht" V. 2.: „Drob zürnet ihm des Königs Muth"; in Luther's Pfingstliede V. 1.: „Deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn"; in Freidank's Lehrsprüchen: „Gott

thuendem Schatten und mit sanft rauschender „Wölbung hoch und breit". Darunter saß der gealterte und schwach gewordene treue Pfleger nun oft und gern. Warum? Dankbar lohnt ihm jetzt der frisch erblühte Pflegling die treue Sorgfalt und Liebe: er wiegt den matten Greis in süße Träume, die ihn zurückführen in die „alte Zeit" seiner jugendlichen Ritterthaten im „fernen Lande". Wollen diese Dichtungen nun nicht abbilden, wie barmherzig treues Pflegen und Versorgen oftmals belohnt wird durch dankbare Liebe der einst verlassenen, später aber wohlgerathenen Pflegekinder, die nun ihrerseits diejenigen reichlich erfreuen, welche ihnen Vater und Mutter geworden sind? Gewiß. Einen solchen allegorischen Lehrzweck hat auch Krummacher's Erdbeerliedchen. (V. 1. Des Mägdleins barmherzige Absicht. V. 2. Seine barmherzige That. V. 3. Seine Freude über den Dank des blühenden und früchtetragenden Pfleglings.) Wie mit einem armen Waisenkinde geht hier das Mägdlein um mit dem entwurzelten Sträuchlein. (Sturm und Regen werden da unwillkürlich zu Allegorieen der Lebensstürme, welche so viele Kinder zu armen Waisen machen.) Das ist ja die echt kindliche Weise, in welcher unsere Kleinen mit Pflanzen und Thieren wie mit Ihresgleichen zu spielen pflegen. Das kleine, sorgliche „Mütterlein" bereitet so „emsig" und liebevoll das „Bettchen" für sein „armes, nacktes Waisenkindlein". Nichts entspricht auch mehr der Art und Weise des Sinnens und Spielens kleiner Mädchen, welche, gleichsam vorausahnend, am liebsten wie besorgte Hausmütter in ihrer Puppenwelt schalten und walten. Und grade die Blümlein werden von den kleinen Mädchen mit ebenso großer Vorliebe betrachtet und behandelt, wie die Puppen. Unser Liedchen, welches den Kindern den rechten Umgang mit Gottes herrlichen Geschöpfen, namentlich mit den kleinen, zarten und von den Unbilden der Witterung oft stark geschädigten Pflanzen veranschaulicht, ist darum wieder ein werthvoller poetischer Beitrag zur Pflege natursinniger Gemüthsbildung unserer Jugend, die ja nicht oft genug gewarnt werden kann vor der rohen, lieblosen Zerstörungssucht des Kleinen in der Natur. Grade die herzliche Theilnahme und Fürsorge des Mägdleins für das hart getroffene Sträuchlein, sowie die innige Freude desselben über die liebliche Blüthe und die köstliche, einladende Gestalt und Farbe der Früchte des so äußerst sorgsam gepflegten Erdbeerpflänzchens muß die Kinderherzen zu gleich warmer, lebendiger Sorgfalt und Liebe und Freude im Umgange mit Blumen und Pflanzen anregen. Sehr bald und ungezwungen vermittelt sich von hier aus der parabelartige Mahnruf zu barmherziger Theilnahme für jeden nothleidenden Mitbruder. Indessen ist dies, wie gesagt, hier nicht Hauptsache. Man hat vielmehr darauf mit Nachdruck zu verweisen, daß so viele Thaten herzlicher, unausgesetzter Fürsorge schließlich dem Wohlthäter selbst gar süße, wohlthuende Freuden bereiten, wenn nämlich der Gepflegte, Versorgte in allen Stücken wächset und wohl gedeiht. Das sehen wir im klaren Abbilde in unserem Liede wie in einem Gemälde. Es ist der Liebe höchstes Glück und höchste Freude, Andere zu beglücken, sie glücklich und im besten Wohlsein zu sehen (1. Cor. 13.). Die Allegorie will eben nur malen, klar machen, veranschaulichen, damit etwas deutlich und in seiner Eigenthümlichkeit erkannt, damit ein warmes Interesse dafür erzeugt werde. So auch hier. Schließlich muß auf die so glücklich getroffene,

---

erniedert Hochgemüthe" (in Wack. Les. III. S. 16.). Die neuere Kunstdichtung (z. B. Gerok, Roquette, Kinkel) braucht mit Vorliebe das Adverb: „gemuth" für „wohlgemuth". Auch begegnet dort die Composition „zorngemuth". (Kinkel.)

ungemein kindlich liebliche Ausdrucksweise in unserem Liede aufmerksam gemacht werden. Da die Pflanze hier personificirt ist, so kann es gar nicht ausbleiben, daß die traulich warme Anrede an das Pflanzenkindlein immer wiederkehrt. Darin findet die herzliche Theilnahme, Fürsorge und Freude der kleinen Wohlthäterin ihren lieblichsten Ausdruck. (V. 1. „Du sollst mir wie ein Kindlein sein." — „Du arme, nackte Waise." — V. 2. „Das soll dein Bettchen sein." V. 3. Die Schlußanrede des hoch erfreuten Mädchens siehe oben.) Das Lied erinnert übrigens an Kr. Parabel: „Die kleine Wohlthäterin" (im Münst. Leseb. Th. I. S. 77.).

Dieser Dichter knüpft seine lyrischen und belehrenden Poesien mit ganz besonderer Zuneigung an die Betrachtung des Wesens, Lebens und Schicksals von Bäumen, Pflanzen und Blumen. Dem gelehrten Kenner der heil. Schrift boten sich für sein dichterisches Wirken, bei seiner offenbar großen Liebe zur Natur, in der Bibel nun auch so zahlreiche und köstliche Vorbilder tiefer symbolischer und parabolischer Deutung des Naturlebens dar, daß er, um nachhaltig auf Jugend und Volk zu wirken, als volksthümlicher Poet diesen Mustern nur eifrig zu folgen brauchte. Man denke z. B. an die bekannten Parabeln: Aehre und Distel. Das bittere Blümchen. Das Bäumchen. Die Moosrose. Der Hollunderstab. Das Nelkenbeet. Aber auch unter Krummacher's Kunstdichtungen finden sich manche didaktische Naturlieder dieser Art, z. B. die (in Auras' und Gnerlich's deut. Leseb. Th. I. 6. Aufl. Bresl. 1862. S. 282. 298. 330. u. 342. mitgetheilten) Poesien: Der fromme Hirt. Die Schwalben. Hund und Katze. Der Sturmvogel.[1]) Im ersteren dieser Gedichte wird wieder ein (vom Wasser des Hochgebirges) stark gefährdetes Bäumlein am Bachesufer von einem mitleidigen Menschen gerettet, so daß es „schlank, kraus und schattig wie zuvor" zu wachsen fortfährt. Aber hier bleibt „Dank und Lohn" für die „liebevolle und gute" That des Hirten nicht stehen beim frischen Wachsthume des behüteten Baumlebens. Vielmehr webt sich hier in die Personifikation des Baumes eine märchenartige Wendung ein: ein elfenhafter „Jüngling" entsteigt dem Wasser des Baches, um die milde That zu belohnen. Der „fromme" Hirt will aber nicht um Lohnes willen barmherzig gewesen sein: er bittet, wie Claudius (am Schlusse seines köstlichen Abendliedes) um die Genesung seines „kranken Nachbars", der auch alsbald gesundet. So schließt dies Lied mit einer ernst religiösen Lehre, die übrigens das Ganze deutlich beherrscht. Wahre barmherzige Liebe, mag sie sich nun durch die That oder im Herzen (hier in der Fürbitte) äußern, hat am Wohlsein des Geretteten, überhaupt am Glücke Anderer die höchste und süßeste Freude: sie denkt auch nicht selbstsüchtig an das eigene Wohl zuerst, sondern an das der Mitmenschen. Deren Heil ist der wahren Liebe höchster Lohn. So bildet dies Gedicht eine passende Parallele zum Erdbeerliedchen. Nimmt man dazu, daß in beiden Dichtungen die Erzählung

[1]) Es ist seltsam, daß im Cöpenick'schen Lesebuche kein einziges Lied von Krummacher aufgenommen ist. Dasselbe führt auch von Hey und Hoffm. v. Fallersleben nur je ein Lied an. Wir meinen hier aber nur die Ausgabe A., nicht die „Vorstufe", auch nicht den „poetischen Anhang". Jene Ausgabe bildet indessen den wichtigsten Theil dieses Lesebuches. Von Rückert stehen in der betr. Ausgabe aber 8 Lieder, meistens didaktische. An lehrhaften Dichtungen, poetischen und prosaischen, ist dies Lesebuch überhaupt sehr reich. Es zeichnet sich ferner vortheilhaft aus durch eine große Zahl sehr glücklich gewählter, prosaischer und echt volksthümlicher Lehrstücke, sowie durch eine ziemlich bedeutende Menge epischer, namentlich patriotischer Lieder (aus der preußischen und deutschen Geschichte), die im Münsterb. Leseb. äußerst spärlich sind.

den äußeren Rahmen bildet, so ergiebt sich, daß in derartigen lehrhaften Naturpoesien sich sehr verschiedenartige dichterische Darstellungsweisen des Naturlebens mit einander vermischen. Ebenfalls lehrhaften Zweck verfolgt Krummacher's Gedicht: „Die Blumenknospen." Nur in wenige Sammlungen ist es übergegangen.

1. Sag', Vater, warum hat die freundliche Natur
Das Knöspchen hier auf unsrer Blumenflur
So zart und enge eingehüllt?
Sieh, wie es aus den Spalten quillt
Und zeigt der Farbe röthlichen Schein
Und möchte gern frei und fröhlich sein!
Was hindert, ich mache das Knöspchen auf!

2. So sprach das Kind. Der Vater sagte d'rauf:
Das mußt du, liebes Kind, nicht thun!
Laß nur das zarte Knöspchen ruhn.
Es ist ja noch so zart und klein,
Drum muß es wohl verwahret sein
Und darf nicht sehen den hellen Tag,
Daß Frost und Wärm' ihm nicht schaden mag.
Es ruht ja in Windeln weich und grün.
Noch braucht es der heimlichen Pflege:
Bald wird es am Wege
Uns lieblich duften und blüh'n.

Das Gedicht muß beim ersten Blicke als ein durchweg didaktisches erscheinen. Dazu hat es auffallende Aehnlichkeit mit Kr. Parabel: Das Nelkenbeet (z. B. in Lüben und Nacke's Leseb. Th. III. No. 90.). Fritz kann das Aufbrechen der knospenden Nelken nicht erwarten. Er bricht die Knospen gewaltsam auf. Bald muß der voreilige Knabe über die verwelkenden Pflanzen weinen. Er hat sich die Freude durch eigene Schuld zerstört. Die darin veranschaulichte sittliche Wahrheit ruft ihm die Mutter warnend zu: Verfrühter Genuß bringt nie die gehoffte Freude, sondern nur Kummer über die eigene Schuld mit sich. Des vorschnellen Knaben ähnliche Absicht wird in unserem Gedichte durch den Vater verhindert, der den Unerfahrenen darauf weitläufig über den Grund des Verbotes, also über die Nothwendigkeit der langsamen Knospenentfaltung belehrt. So scheint das Gedicht zunächst rein lehrhafter Art zu sein, also weder Parabel, noch Allegorie. Als lyrisches kann es schon deshalb nicht gelten, weil ihm der sangbare Rythmus fehlt. Nur des Knaben Freude über das anmuthige Aussehen der Knospe und der Hinweis des Vaters auf die Genüsse, welche uns die entfaltete Knospe durch Duft und Blüthenpracht bereiten wird, tragen etwas lyrische Färbung. Der ruhige, gemessene Erzählton, welcher die Belehrung umrahmt, paßt gleichfalls zum Character vieler rein didaktischer Dichtungen. Um Fabel zu sein, dazu fehlt dem Gedichte wohl zu sehr der geschichtliche Zug der bewegten Handlung, des bestimmteren Ereignisses, aus dem die Wahrheit der allgemeinen Lehre anschaulich hervortritt. Achtet man indessen auf die Tragweite der Belehrung des Vaters, so läßt sich wohl deren Bedeutung auf's bürgerliche, ja auch auf's sittliche Leben der Menschen aus dem Bereiche der Naturvorgänge übertragen: man darf Dinge, welche, wenn sie ihre Bestimmung einstmals wirklich erfüllen sollen, einer langsamen, ungestörten und sorgsamen Pflege bedürfen, durchaus nicht voreilig und gewaltsam zum Ziele führen. (Kindererziehung. Gut Ding will Weile haben. Was lange währt, wird gut.) Vielleicht ließe sich dann in der langsamen Entwickelung der

Knospen auch ein allegorisches Abbild dieser großen, allgemeinen Wahrheit, ja wohl auch eine parabolische Mahnung erblicken, die zum Handeln nach dieser Wahrheit ermuntern will.[1]) Doch das schließt man dann eben erst Alles aus der Uebertragung jener Belehrung des Vaters. Gedenken wir freilich daran, wie der berühmte neuere Fabeldichter Abr. Fröhlich (1796 † 1865), Prediger und Rector zu Aarau in der Schweiz, das Gebiet der Fabeldichtung dadurch erweitert hat, daß er das gesammte Naturleben in geistvoller Frische zur veranschaulichenden Einkleidung der für's Menschenleben geltenden Fabellehren verwendet: so wird vielleicht auch Kr. lehrhafte Naturdichtung an diese Art von Fabeln aus dem Naturleben erinnern. Indessen ist Fröhlich in dieser Art der fabulirenden Poesie durchaus originell. Wir beachten daher in Kr. Gedichte den Umstand etwas genauer, daß die Erzählung hier nur Nebensache in der Einkleidung der Lehre ist, weil die dialogische Form deutlich den Hauptrahmen der Belehrung bildet. Für Jugend und Volk sind nun, neben der brieflichen und erzählenden Einkleidung belehrender Darstellungen, grade die lebendigen, traulich warmen, die einzelne Person characterisirenden Gesprächsformen das geeignetste und eindringlichste Mittel der Belehrung. (Man denke z. B. an Luther's, Claudius', Hebel's, Pestalozzi's, O. v. Horn's u. a. m. hierher gehörige lehrhafte Darstellungsweisen.) Das Volk und die Jugend pflegt sich nicht aus Büchern zu belehren, noch viel weniger aus Abhandlungen, weshalb eben die zahllosen modernen „populären" Darstellungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften sehr wenig volksthümliches Gepräge haben. Beide schöpfen ihre Belehrung aus dem frischen Leben, aus der lebendigen Erfahrung. Oder sie suchen ihre Belehrung aus dem Worte beliebter Erzähler im traulichen Kreise der Familie, der Spinnstube u. s. w. Sie horchen gespannt auf die Mittheilungen eines Briefes. Kinder endlich sind unermüdlich im Fragen: keine Antwort mag sie völlig befriedigen. So bildet das trauliche Gespräch das vorzüglichste Mittel und die geeignetste Darstellungsform für die Belehrung der Jugend. Das gilt auch von belehrender Kinderpoesie. In Hey's poetischen Kinderfabeln pflegt darum meist ein Gespräch am Anfange der Dichtung zu stehen. Hebel's Naturlied: „Das Habermus", welches die an der Mahlzeit sitzenden Kinder über Wachsthum, Ernte und weitere Zubereitung des Hafers belehrt und dieser schildernden Belehrung sehr verschiedenartige Ermahnungen an die Jugend einwebt, ist gleichfalls in eine der Gesprächsform sehr nahe kommende Darstellungsweise gekleidet: es erscheint als ein belehrendes Tischgespräch zwischen Mutter und Kindern. Da kommt Pestalozzi's Forderung zur Geltung, daß die Mutter die erste Lehrerin der Kleinen sein solle. Warum soll sie, die stets zu erziehen, zu ermahnen hat, nicht auch späterhin noch die Lehrerin ihrer Kinderschaar bleiben, wenn sich die Gelegenheit dazu so ungesucht und so günstig darbietet, wie während einer Mahlzeit, die ja auf zahlreiche Naturgegenstände und Naturvorgänge, wie auf die verschiedensten Beschäftigungen menschlicher Arbeit den Blick der Jugend unwillkürlich hinrichtet? Wie viele und verschiedenartige Mahnungen lassen sich außerdem ungesucht und vortheilhaft mit solcher gelegentlichen, gesprächsweisen Belehrung der Jugend verbinden! Was von der Mutter gilt, hat auf den Vater erst recht Anwendung. Dem Vater bietet sich auf Spaziergängen die trefflichste Gelegenheit zu solcher gesprächsweisen und ermah-

[1]) Dabei würde man wieder an Kr. Parabel: „Das Bäumchen" erinnert werden.

nungsreichen Belehrung der Kinder über die Wesen und das Leben der Natur dar. Ein solches lehrhaftes und mahnendes Naturlied ist die hier besprochene Dichtung Krummacher's, die dabei, wie schon erwähnt, eines leisen lyrischen Anfluges nicht ermangelt. So werden wir unser Gedicht als eine recht pädagogische Poesie, als ein poetisches Beispiel für den rechten „gelegentlichen Unterricht" in der Naturkunde bezeichnen dürfen, dem, wie jedem wahren Unterrichte, auch die erzieherisch wirkende Kraft beigesellt ist, welche hier in Gestalt der Ermahnung und Warnung auftritt. Daraus lernen wir also eine neue Art kindlicher Naturpoesie kennen, nämlich die des gesprächsweisen, gelegentlichen und mahnenden Unterrichts in der Naturkunde für die Jugend, welcher hier im dichterischen Gewande erscheint. Krummacher reiht sich deshalb den Vertretern und Pflegern gesunder kindlicher Naturdichtung würdig an, und zwar namentlich als Förderer der rechten Weise belehrender poetischer Naturdarstellung für die Jugend. Dabei erinnern wir uns unwillkürlich an Rousseau's und Basedow's Vorschläge für die geeignetste Art und Weise des elementaren Unterrichts in der Naturkunde. Ja, wir begegnen in manchen Volksschullesebüchern ähnlichen, aber in Prosa verfaßten, theils erzählenden, theils dialogischen Belehrungen über die Natur, die absichtlich für die Jugend meist in die lebendige, anziehende Gesprächsform gekleidet sind (z. B. zahlreiche Lesestücke dieser Art in Seltzsam's Leseb. für das mittlere Kindesalter, 1862, wie: Das Raupennest, S. 260., von Salzmann. — Die Farben, S. 224., von Fr. Hoffmann. — Thau und Reif, S. 223., von Glatz. — Der Schnee, S. 222., von Glatz. — Die leuchtenden Sterne, S. 221., von Nonne, u. v. a. m.). Auch in allen derartigen Prosastücken wird die gelegentliche Naturbelehrung meist auf Spaziergängen und Wanderungen der Eltern und Kinder ertheilt.

Zuletzt gedenken wir des „Kirschliedes" von Krummacher:

1. Wie prangt der Kirschbaum hoch und schön
Und wiegt die vollen Aeste!
Er scheint uns freundlich anzusehn
Als seine lieben Gäste.

2. Wie glänzt und schwanket voll und rund
Die Kirsch' an allen Zweigen!
Als wollte sie zu unserm Mund
Von selbst hinab sich neigen!

3. Seht ihre Bäckchen, roth und schön,
Versteckt im Laube blinken
Und, wenn die Sommerlüftchen wehn,
Vom Baum uns freundlich winken.

4. Wir aber stehn umher im Kreis
Mit freudevollen Blicken:
Hernieder schwebt das volle Reis!
Wir jauchzen, haschen, pflücken.

5. Wie lieblich, o wie kühl und frisch
Zerschmilzt die Kirsch' im Munde!
Dank dir, Natur, du deckst den Tisch
Uns stets zur rechten Stunde.

6. Du giebst so gern und weißt so schön
Zu rechter Zeit zu geben:
Bevor des Herbstes Stürme wehn,
Erfreun uns Most und Reben.

Ein reich begabter volksthümlicher Dichter ist unser Freund Krummacher in der That: wird man hier nicht unwillkürlich an Voß' Poesie der heiteren Naturfreude erinnert, wenn man dies frische Jubellied hört? Die lyrische Stimmung hat hier die Herrschaft. (V. 4.) Die muntere Kinderschaar ist mit dem Abpflücken des vollen Kirschbaumes beschäftigt. Das ist allemal ein großes Freudenfest. Darum erschallt nun auch das laut jubelnde, durchaus herzliche Lob des Kirschbaumes und seiner schönen, rothwangigen Früchte. Natürlich ist es, wenn dabei die süße Kirsche als freundlich einladende Wirthin personificirt wird: sie ist des zuvorkommenden Wirthes, des Kirschbaumes, wohlgerathene Tochter, und wie zahlreich ist diese gastfreie Familie! (V. 1.—3.) Hundert Hände

regen sich zugleich, die lieben Gäste aufs beste zu bewirthen. Wir denken sogleich an Uhland's „guten Wirth", den Apfelbaum.

„Lockend röthen sich mir die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst." (Hölderlin.)

In diese freudige Personifikation des labenden Obstbaumes ist zugleich die Schilderung desselben und seines Fruchtschmuckes verwebt. Das laute Jubiliren des überfrohen Kinderkreises beim Abpflücken der röthlichen Früchte (V. 4.) kann nicht naturgetreuer dargestellt werden. Das muß man mitgemacht haben. Und der herzliche Dank kann da nicht ausbleiben. (V. 5.) Wer sich an dem „kühlen und frischen" Geschmacke der köstlichen Früchte erlabt, der wird es inne, wie die Natur stets „zu rechter Zeit" — hier im heißen Sommer — uns zu erfreuen bedacht ist. Auch im Spätherbste, dessen rauhe Stürme den öden Winter verkünden, hat Mutter Natur noch ähnlich erfrischende Gaben in Bereitschaft: „Most und Reben". Ja, sie weiß zur Zeit der drückenden Hitze zu kühlen mit süßem Safte des Kirschbaums, in den rauhen Tagen der kalten Herbstwinde zu wärmen mit dem jungen Traubenblute des scheidenden Jahres. Das ist wahrlich Labe zu „rechter Zeit". Und was sie giebt, das ist „gern" gegeben. — Immer ist sie bereit, uns zu erfreuen. Drum „denk' ich: alle diese Pracht hat Gott zu meiner Lust gemacht". Denn Er ist der „reiche Wirth". Die Natur, die verschiedenen Jahreszeiten mit ihren Gaben — das sind nur die Diener, die Werkzeuge der Güte unseres Gottes, was Hebel so sinnig in seinem „Kirschbaumliede" veranschaulicht hat. In den Schlußversen hat Krummacher durch den Lobpreis der gütigen Freudenspenderin „Natur" diesen tieferen Gedanken leise angedeutet.

Es sei noch erinnert an ein, der Kunstdichtung angehöriges, religiöses Naturlied Krummacher's [1]): „Abendkühle" (in Hammer's Samml., 1865, S. 203.), welches einen tief ergreifenden Eindruck auf das kindlich gläubige Gemüth macht: „Bist du einmal zu kühler Abendzeit, Wenn schon ihr letztes Lied die Vögel sangen, In dich gekehrt durch einen Wald gegangen, Der einz'ge Mensch im Dickicht weit und breit?" (Schluß:) „Du fühltest dich verlassen auf der Welt Und doch du wünschtest nicht, daß sich ein Zweiter, Auch nicht dein Freund, zu dir gesellt: Da ahntest du den heimlichen Begleiter, Der treu und sanft uns bei der Rechten hält, — Und ruhig zogst du deine Straße weiter." Denselben religiös erhebenden Eindruck macht der Wald auf Eichendorff, dessen erfrischende Waldlieder den mächtigen Zauber des Waldes nach den verschiedensten Seiten hin lyrisch feiern, z. B. im „Morgengebete": O wundersames, tiefes Schweigen! Wie einsam ist's noch auf der Welt! Die Wälder nur sich leise neigen, als ging' der Herr durch's stille Feld. Ebenso ergreifend ist des morgenlichen Waldes Macht über den empfänglichen Menschen in Uhland's „Morgenliede" (Wack. Leseb. III., S. 15.) geschildert: „Wie still des Waldes wilder Raum! Die Vöglein zwitschern nur im Traum: Kein Sang hat sich erschwungen." Man meint beim Lesen solcher kräftig lyrischen Naturschilderungen selber unter dem mächtig erhebenden Einflusse solcher Waldesstille zu stehen und

[1]) Auch von Salis, der seinen Naturmalereien öfters einen religiösen Gedanken einzuweben liebt, besitzen wir ein mehr kunstartig gehaltenes „Märzlied" (in Auras' und Gnerlich's Leseb. I., 1862, S. 281.), welches im Aufsprossen der jungen Pflanzenwelt im Lenze ein symbolisches Bild, und zwar ein religiöses, einen „Zeugen" der Hoffnung auf unsere Auferstehung gewahrt, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt. („Nun, da Schnee und Eis zerflossen.")

erinnert sich dabei an das gleich meisterhaft gemalte Traumleben der nächtlichen Waldruhe in Lenau's unvergleichlich schönem „Nachtliede“ voll tief lyrischer Schwermuth (in Wack. Leseb. III., S. 62.): „Hirsche wandeln dort am Hügel, blicken in die Nacht empor: Manchmal regt sich das Geflügel träumerisch im tiefen Rohr.“ Freuen wir uns darüber, daß wir eine große Zahl großer Dichter besitzen, welche es so glücklich verstanden haben, den erhebenden Zauber des Naturlebens so getreu zu malen und uns an den geheimnißvollen Wirkungen dieser Macht so erfolgreich theilnehmen zu lassen. Auch Krummacher gehört zu jenen Dichtern. Von Krummacher ist auch das begeisterte Missionslied: „Eine Heerde und ein Hirt“ (No. 219. in Anders' und Stolzenburg's geistl. Liedern) gedichtet. Schließlich erwähnen wir noch in der Kürze der beiden echt volksthümlichen Dichtungen Krummacher's in Seltzsam's Leseb. S. 58.: „Die untergehende Sonne“ und S. 192.: „Die Schöpfungstage“. Letzteres Gedicht ist eine kurze Darstellung der biblischen Schöpfungsgeschichte, für die Volksschule recht geeignet. Das erstgenannte Lied verdient genauere Beachtung. Es ist darin etwas von dem kindlichen Tone der Claudius'schen Naturlieder.

1. Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn!

2. Das ist so ihre Weise;
Sie lehret still und leise:
Wer flink am Tage Gutes thut,
Dem ist am Abend wohl zu Muth!

6. Drum wallet frohes Muthes,
Wie sie, und thuet Gutes!
Dann schließt ihr fröhlich euren Lauf
Und steht frohlockend wieder auf.

Das Lied bekundet sich im zweiten und letzten Verse deutlich als eine (für Kinder bestimmte) parabolische Naturdichtung, somit als sittlich-religiöse Naturmahnung an den empfänglichen Menschen. (Man vergl. damit den rein lyrischen und gefühlstiefen Abschiedsgruß an die untergehende Sonne von Rückert: „Fahr' wohl, o goldne Sonne, du gehst zu deiner Ruh'“, in Wack. Leseb. 3., 58.) Sehr ansprechend ist die Art und Weise der im Naturleben verborgenen Machtwirkung ausgedrückt, welche sich als mahnende und anspornende Weckstimme für das sittliche Handeln der Menschen äußert: ein „stilles, leises Lehren“ und doch ein kräftig ermunterndes Vorbild der Nachahmung. Die im Schlußverse ausdrücklich hinzutretende sittliche Mahnung giebt die Deutung des Gleichnisses vom segenspendenden Wandel der liebevollen, freundlichen Sonne während des Tages, vom frohen Untergange und ebenso freudigen Aufgange derselben. Die große Klarheit dieser lehrhaft-lyrischen Naturdichtung macht sie grade für Kinder recht brauchbar und förderlich. Das Lyrische liegt in der Aeußerung der kindlich warmen Freude über die Schönheit des Sonnenunterganges. Natürlich darf hier die Vergeistigung der Sonne als eines lieben Freundes der Menschen nicht fehlen.

Der dritte Geistliche in der Reihe dieser volksthümlichen Naturliederdichter ist wiederum ein Süddeutscher, der Katholik Christoph von Schmid, ein Baier (1768 † 1854). Seit 1791 im Pfarramte, widmete er sich von Anfang an mit herzlicher Liebe, unermüdlicher Sorgfalt und erfolgreichem Geschicke der schwierigen Kunst, die Jugend durch passende und ansprechende „lehrreiche kleine Erzählungen“ (— die in sämmtliche Lesebücher übergingen, z. B. in Wack. Les. Th. I. sind es ihrer 10 —) für Religion und Tugend zu erwärmen. Das große Talent zur Jugendschriftstellerei bekundete er zuerst durch seine „biblische

Geschichte für Kinder" (1801), die 20 Auflagen erlebte, während Hebel's Versuch, die biblische Sprache dieser Historien in ein modernes Gewand umzusetzen (— „bibl. Gesch. für die Jugend bearbeitet", 1818. 24.), wie die meisten derartigen Unternehmungen, sich keines Erfolges erfreuen konnte. Schmid, welcher seit 1826 als Domherr zu Augsburg lebte, hat, unterstützt durch die gleichzeitigen Bestrebungen von Friedr. Jacobs (— Erzählungen, seit 1802: „Alwin und Theodor") und der Gebrüder Grimm (— „Kinder = u. Hausmärchen", 1812), unsere Jugendliteratur in eine neue, und zwar glückliche Richtung geleitet. Da er confessionelle Unterschiede niemals berührt, so haben seine „moralischen Erzählungen" sich allgemeine und dauernde Liebe bei Jung und Alt erworben. Immer hält er sich, in religiöser und sittlicher Beziehung, an die allgemein christlichen Wahrheiten. Einen glücklichen Griff hat er damit gemacht, daß er seine Erzählungen an eine echt nationale Grundlage anschließt, nämlich an deutsche Sagen und Legenden. (Genovefa. Ostereier. Beide 1819 erschienen.) Das kann nicht auffallen, da er mit großen Vertretern der romantischen Dichterschule, die zuerst wieder den Blick der Deutschen auf ihre bis dahin vergrabenen altnationalen Schrift- und Sprachschätze lenkte [1]), nämlich mit Brentano und v. Diepenbrock, eng befreundet war. So entbehren Schmid's Jugendschriften, während leider von so zahlreichen neueren und neusten Büchern dieser Literaturgattung das Umgekehrte behauptet werden muß, weder des innig und wahrhaft christlichen, noch des heimischen, anziehenden national-deutschen Bodens und Characters. Auch unter Schmid's Dichtungen finden sich einige, welche nur in poetischer Form abgefaßte lehrhafte (religiös-sittliche) Erzählungen sind, die sich übrigens fast durchweg in den Lebenskreisen von Bauern, Handwerkern u. s. w. bewegen und grade dadurch so wirksamen Einfluß auf diese Stände, sowie auf die Schüler der Volksschule ausüben. Dazu gehört die märchenartige Geschichte vom „Holzhacker" (— in Seltzsam's Leseb., 1862, S. 103. —), deren sittliche Lehre in folgenden Worten niedergelegt ist: „Ich habe statt Goldes das tägliche Brot! Gottlob, daß ich wieder bei ruhigem Sinn Und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin." In seinen prosaischen Erzählungen pflegt Schmid die durch die Geschichte veranschaulichte Lehre sonst gern durch einen meist zweizeiligen Sittenspruch zu verdeutlichen, der am Schlusse steht, z. B. in dem kurzen Lesestücke „der Weinberg", dessen Lehre also lautet: „Die rechte Goldgrub' ist der Fleiß für den, der ihn zu üben weiß." Ebenfalls lehrhaft erzählenden Inhalt hat das Gedicht Schmid's: „Die Wasserrose" (— in Auras' und Gnerlich's Leseb. I., 1862, S. 286. —), dessen Lehre recht ergreifend an das 4. Gebot durch die ernstliche Mahnung der unglücklichen Mutter erinnert: „— o ehret der Eltern Gebot: Nichtfolgen bringt Kindern Verderben und Tod." (Beiläufig sei bemerkt, daß im Cöpenick'schen Leseb. Ausg. A. auch von Ch. v. Schmid nicht ein einziges Gedicht aufgenommen ist.)

Unter den lyrischen Naturliedern dieses Dichters sind besonders die folgenden drei Gedichte in unsern Volksschullesebüchern bekannt: 1. „Die Erdbeeren." 2. „Beim Aussäen des Samens." 3. „Das Waldhorn."

---

[1]) Vergl. in des Romantikers Max v. Schenkendorf begeistertem Lobliede auf unsere „Muttersprache" besonders den 3. und 4. Vers: „Sprache, schön und wunderbar, Ach, wie klingest du so klar! Will noch tiefer mich vertiefen In den Reichthum, in die Pracht: Ist mir's doch, als ob mich riefen Väter aus des Grabes Nacht. Klinge, klinge fort und fort, Heldensprache, Liebeswort! Steig empor aus tiefen Schlüften, längst verscholl'nes, altes Lied! u. s. w."

Das erste Lied steht z. B. in Seltzsam's Lesebuche S. 210., das zweite im Münsterb. Lesebuche Th. II., S. 68. und das dritte in Schmahl's Volksschulliedern S. 8. Das Lied vom Waldhorne ist componirt von Silcher und gedichtet im Jahre 1817:

1. Wie lieblich schallt durch Busch und Wald
Des Waldhorns süßer Klang!
Der Widerhall im Eichenthal
Hallt's nach so lang!

2. Und jeder Baum im weiten Raum
Dünkt uns wohl noch so grün;
Es wallt der Quell wohl noch so hell
Durch's Thal dahin!

3. Und jede Brust fühlt neue Lust
Beim frohen Zwillingston,
Es flieht der Schmerz aus jedem Herz
Sogleich davon!

Wir haben hier ein durchweg lyrisches Waldlied. Der Dichter befindet sich inmitten eines herrlichen Waldes, und aus der Ferne klingt in langgezogenen Tönen zu ihm herüber der ungemein erfrischende Schall des zu lustigem Jagen auffordernden Jagdhornes. Dieser Klang berührt den Wanderer so angenehm, daß er, im majestätischen Eichengrunde dahinschreitend, sich noch lange Zeit am Echo des langsam ersterbenden Jägerrufes erfreut. Man muß das erlebt haben, um das Liebliche und Süße eines solchen frischen Waldklanges recht zu verstehen. Eine heitere Melodie, welche uns auf der Wanderung durch einen herrlichen Eichenwald entgegenschallt, wird uns die Reize des Waldesgrüns der schlanken Bäume und des durch den waldigen Thalgrund in Silberwellen dahinhüpfenden Baches um so größer und fesselnder erscheinen lassen. So auch hier. Man fühlt jetzt schon heraus, daß der lyrische Zug dieses Liedes in einem freudigen Lobpreise des durch's Waldthal widerhallenden Klanges lustiger Jagdhörner besteht. Da ist es nicht bloß die an und für sich schon so kräftig ermunternde Weise des Waldhornes, welche das aufrichtige Lob des erfreuten Wanderers hervorruft, sondern die gesammte Naturumgebung des mächtigen Eichenwaldes mit seinem, im Thalgrunde rieselnden Silberbache empfängt durch diese munteren Klänge froher Jagdlust in den Augen des entzückten Naturfreundes einen noch weit größeren Zauber. Des Waldhorns Zauberklang verleiht dem Walde und Bache ein schöneres Aussehen. Da weilt man noch einmal so gern in „des Waldes unendlicher Laube" (Hölderlin). Aber noch größere Wirkung übt der lustige Hörnerklang auf die Stimmung des Wanderers. „Gesang erfreut das Herz." Das heitere Halali der Jägerlust wird, wenn wir seine Freudenklänge im herrlichen Eichwalde vernehmen; wenn das gewaltige Echo den weiten Waldesraum durchzieht, das Herz des bereits erfreuten Naturfreundes noch weit froher stimmen; ja, wo irgend ein Schmerz die Seele belastet, wird solcher Jubelton sogleich als Schmerzensstiller sich erweisen. Die Kürze und Frische dieses leicht dahinfließenden, melodischen Liedchens muß auf frohe Kinderherzen sehr anregend wirken. Am besten ist es, wenn man das Lied auf einem Spaziergange durch einen Wald von den Kindern anstimmen läßt. Es wird sich auch bei Gelegenheit des sprachlichen Anschauungs-Unterrichtes sehr vortheilhaft in die Bildertafelbehandlung verweben lassen. — Des Samenkornliedes ist bereits vergleichungsweise gedacht worden. Im Schlußverse findet sich die so häufige Deutung des aus grabesdunklem Erdenschooße an's Tageslicht emporkeimenden Samenkornes, welche in diesem Naturvorgange ein Sinnbild unserer Grabesruhe und Auferstehung gewahrt:

Ich auch sinke einst hinab
So wie du, in's kühle Grab;
Mich auch deckt die Erde:
Aber herrlicher noch ruft
Aus der stillen, düstern Gruft
Mich des Schöpfers: „Werde!"

Allegorie ist das Lied nicht. Dann müßte die gesammte Dichtung diesen Character abbildlich malender Veranschaulichung deutlich hervortreten lassen. Die Allegorie pflegt gewöhnlich den Gesammtcharacter einer Dichtung zu bilden, was besonders am Räthsel und an vielen Sprichwörtern (— z. B. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme" —) ersichtlich wird. Hier erhält aber nur der Schluß eine lehrhaft-bildliche Wendung. Das Hinabsinken, Schlafen und Wiederaufleben des Körnleins ist darin nämlich als ein laut vernehmliches oder deutlich erkennbares Zeugniß, als eine mächtige Predigt des Naturlebens dargestellt, welche dem Menschen ein ähnlich düsteres und herrliches Schicksal seines Lebens im Spiegel des, der Sichtbarkeit entnommenen Symboles mit überzeugender Gewalt vor die Seele stellt. Damit nun das der Kinderwelt gewidmete Lied auch auf dieses Lebensalter jene überzeugende Wirkung des predigenden Natursymboles ausübe, hat der Dichter schon in den drei ersten Versen passend darauf vorbereitet. Durch diesen ersten Theil des Liedes hindurch hat nämlich die (der Naturvergeistigung in unserer echten Kinderpoesie so häufig beigesellte) trauliche Anrede der personificirten Naturwesen die Herrschaft. Wir fanden diese Eigenthümlichkeit unserer kindlichen Naturpoesie schon bei volksthümlichen Dichtern einer früheren Periode angebahnt, während späterhin die volle Form des zutraulichen Zwiegespräches zwischen Kindern und Naturwesen in dieser Art von Naturliedern die beliebtere ward, wie z. B. in Hey's Fabeln und in dem lieblichen Liede der Agnes Franz vom „Bächlein silberhell und klar" (— im Münsterb. Leseb. I. S. 46. —), das einem Göthe'schen Gedichte nachgebildet ist. In Schmid's Liede verbleibt es noch bei der älteren Form der Anrede des sinnigen Naturfreundes an das, in den dunklen Erdenschooß gesäete Körnlein. Aus dieser Anrede leuchtet eine so innige Theilnahme an dem Geschicke des Körnleins hervor, daß grade dieser Zug sinnig liebevoller Betrachtung des Kleinen in der Natur die Kinderherzen recht erfolgreich vorbereiten muß auf's Verständniß der am Schlusse dargelegten Naturpredigt. Grade das Kleine und Einzelne in dem großen Garten der Natur, deren mächtigem Gesammteindrucke sich der Erwachsene so gern hingiebt, hat für Kinder das höchste Interesse. (Vgl. Bog. Goltz' treffliches „Buch der Kindheit.") Fast trauert der Dichter über das Begräbniß des Körnleins (V. 1.) und zum Zeichen seiner aufrichtigen Betrübniß über den Tod desselben streut er Erde rings um den kleinen Leichnam her. Ist's nicht, als ob man hierbei aus Oskar Pletsch's meisterhaften Bildern unserer Kinderwelt die große Theilnahme jener Kleinen vor sich sähe, die weinend um des begrabenen Vögleins Sarg herumstehen? Doch dieser Schmerz über den Tod des Körnleins, wovon die Anrede zunächst Zeugniß giebt, ist nicht ein hoffnungsloser. Das hören wir schon aus dem getrosten Abschiedsrufe: „Sink, o Körnlein, denn hinab." Im zweiten Verse, welcher die leblose Grabesruhe des im dunklen Erdenschooße liegenden Körnleins mit tiefer Wehmuth schildert, steigert sich aber der Schmerz zu angstvoller Klage über das anfangs so düstere Loos des kleinen Kornes. Tiefes Mitgefühl mit diesem herben Geschicke spricht aus dieser lebhaften Darstellung. Grade

solche lebendige Erinnerung an das öde Grabesdunkel wird das Kindesgemüth mächtig zum Mitgefühle anregen und so der Wirkung der Naturpredigt am Schlusse den rechten, empfänglichen Boden zubereiten. Doch im dritten Verse erschallt wieder der zuversichtliche und ermuthigende Zuruf: Dein Grab ist ja nur ein Bett für sanften und kurzen Schlaf, ja die Thür zu neuem, schönerem Leben, da du als schöne Blume prangen wirst. So wechselt die Stimmung hier wie ein Wellenschlag ab, der zuletzt wieder zur Höhe des anfänglichen Trostes zurückkehrt und beruhigend auf das erregte Gemüth wirkt. In Spitta's Winterliede bleibt die ebenfalls symbolische Betrachtung bei dem Sinnbilde der „schönen Leiche" stehen und erinnert so mächtig an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Bei Krummacher kommt es erst gar nicht zum wehmüthigen Gedanken der todähnlichen Gestalt der winterlichen Erde. Darum muß Schmid's Lied, welches das tiefe und dunkle Grab mit seiner düsteren Leblosigkeit zuletzt im beseligenden Hoffnungsschimmer eines sanften Schlummerbettes und einer Eingangspforte in ein herrlicheres Dasein anschauen lehrt, grade durch die Mannigfaltigkeit seiner bildlichen Darstellung bewirken, daß die natürliche Stimmung sich zur Weihe einer kräftig religiösen Erkenntniß erhebt, die auch schon Kindern am symbolischen Vorgange des Samenkornlebens veranschaulicht werden kann.[1])

Die Schönheit der Natur weiß Schmid den Kindern in anmuthiger, lebhafter und wirksamer Weise zu schildern. Das beweiset auch das Lied von den „Erdbeeren":

1. Lieblich ist's im grünen Wald:
Wenn durch dunkle Tannenspitzen
Goldne Sonnenstrahlen blitzen,
Zwischen Moosen zart, wie Sammt,
Roth, wie Gluth, die Erdbeer' flammt.

2. Holde Beeren, frisch und süß,
Wer hat euch so schön gemalet,
Daß ihr hell, wie Purpur, strahlet?
Wer gab euch den süßen Duft,
Würzend rings die laue Luft?

3. Lieber Gott, wer sonst als du!
Deiner Größe hohe Ehre
Preiset auch die kleinste Beere;
Tanne, Fichte, Laub und Moos
Rufen: Kinder, Gott ist groß!

4. Laßt uns denn nach Herzenslust
Von den schönen Beeren pflücken
Und mit dankbarem Entzücken
Auf zum besten Vater sehn:
Er schuf sie so hold und schön!

Wiederum ist der große Kinderfreund mit seiner geliebten kleinen Schaar spazieren gegangen hinaus in den „viel schönen Wald", wie ihn Opitz und Claudius

[1]) Der Ergänzung halber sei noch an eine andere poetische Auffassung und Darstellung der ruhenden, und zwar der winterlichen Natur in einem (allerdings weniger verbreiteten) volksthümlichen Liede erinnert. Es ist Carol. Rudolphi's zartes, inniges Gedicht: „Am Wintermorgen" (— in Brandt's Samml. S. 563.). „Wie feierlich, wie stille liegt meine traute Flur!" Krummacher erblickt in der winterlichen Erde die, von langer Arbeit ausruhende Mutter, Spitta eine „schöne Leiche", das Symbol irdischer Vergänglichkeit. Das sind große Gegensätze, nämlich die von Schlaf und Tod. Sehen wir davon ab, wie groß hier der Contrast in den poetischen Personificirungen einer und derselben Naturerscheinung wird, wenn dazu noch an Claudius' lachenden Eisenmann Winter gedacht wird, so empfängt Krummacher's Darstellung der im Winter schlummernden mütterlichen Erde durch die bei C. Rudolphi noch weit größere Lebensfarbe: „Doch selbst im Ruh'n bereitet sie in der Erde Schooß den Segenskeim". (V. 3.) Im Lenze „sehn wir, was im Stillen sie zubereitet hat". So nähert sich diese Darstellung der noch im Schlummern thätigen Mutter Erde jener Anschauung Schmid's, nach welcher das dunkle Grab des versenkten Körnleins gleichzeitig als ein zu neuem Leben kräftigendes Schlummerbett erscheint. Dies unsichtbare Schaffen der still ruhenden Winter-Erde erinnert an die kindlich sinnige Darstellung in Claudius' Reifliede, nach welcher „ein Engel Gottes" den Reif „bei Nacht streut heimlich hier und dort".

lobpreisend genannt haben. Diese Situation erhellt deutlich aus den beiden Schlußversen. Man war hinausgepilgert zum gemeinsamen, fröhlichen Beerenpflücken. Die „holde, frische, süße" Walderdbeere strahlte in der rothsammetnen Gluth ihrer köstlichen, würzenden Früchte. Solche Zeit ist für die frohe Kinderschaar allezeit eine willkommene Einladung ins Freie, namentlich in den grünen Lustwald. Beim freundlichen Scheine der goldenen Sonne und umweht von der labenden „lauen Luft" (V. 1. 2.), tummelt sich die kleine Welt im lieblich grünen Waldrevier so recht aus vollster Herzenslust. Tannen, Fichten, Laubbäume und das weiche Moos am Boden (V. 3.) erhöhen den Reiz dieser lieblichen Gegend: man hat hier die reichste Abwechselung. Fürwahr, das ist ein gar „lieblicher grüner Wald", da das dunkle Grün der schlanken, hohen Tannen sich mischt mit dem leise flüsternden Blätterdache der Laubhölzer! So bekundet sich das Lied sofort als eine frische lyrische Aeußerung froher Kinderlust im herrlichen Waldesraume. Der erste Vers preiset die Schönheit des Waldes. Worin ist dieselbe vornehmlich zu suchen? Nun, zuerst wird das Auge der Kinder gefesselt von dem Glanze, der in so unvergleichlicher Schönheit im Walde leuchtet. Da glänzt so frisch das Grün der Blätter, der Nadeln und des Mooses in den mannigfaltigsten Schattirungen! Oben, an den Spitzen der stolzen Tannen, spielt um das dunkle Grün ein goldiger Lichtblitz: das ist der Sonne freundlicher Gruß, die draußen auf der Flur die unbestrittene Herrschaft übt. Und — o sieh! — wie's unten, am moosigen Boden, auf einmal so glühend roth uns entgegenflammt, als seien's lauter rothe Sammetküglein oder gluthrothe Flämmchen! Das ist ein entzückendes Farbenspiel im lieblichen Walde! Ja, solch' ein Wald ist überaus schön! Und wer ist es, der so freundlich winkt mit seinem rothen Lichte? Das ist die Walderdbeere in ihrem einladenden Fruchtschmucke. Der zweite Vers preiset darum die Schönheit dieser Beeren. Hold (d. i. geliebt von den Kindern) sind die Beeren wegen ihres erfrischenden und zuckerartigen Geschmackes. Der Lobpreis kleidet sich hier wieder — nach der Gewohnheit des kindlichen Naturliedes — in die trauliche Form der Personificirung und Anrede. Die fesselnde und spannende „dichterische" Frage verleiht hier der Anrede größere Lebhaftigkeit und prägt ihr zugleich den Sinn staunender Freude auf. (Dadurch ist der Character des Lobpreises auch formal kenntlich gemacht.) Ja, nicht bloß im köstlichen Geschmacke liegt die Schönheit dieser Beeren, sondern auch in ihrer herrlichen Purpurfärbung, wie in ihrem angenehmen, würzigen Wohlgeruche, der die frische Waldluft rings mit süßen Düften erfüllt. So können sich, wie vorhin schon das Auge, auch Mund und Nase beim Erdbeerpflücken erlaben. Der Kinderfreund lenkt jetzt den Blick der Kinder, welche die Schönheit des Waldes und der Beeren erkannt, bewundert und gepriesen haben, höher hinauf auf den Geber oder Schöpfer dieser wunderbaren Herrlichkeiten. So mischt sich dem schildernd-lyrischen Character des Liedes, abgesehen von der Personifikation, die sich im dritten Verse (wie bei Gellert) zur erhaben symbolischen Naturpredigt von der Größe und Ehre Gottes erhebt, eine kindlich-religiöse Wendung (in den Schlußversen) bei. Der wahre Freund der Kinder weiß die kleinen Gemüther auch inmitten froher Spiele und freudiger Naturgenüsse auf ungezwungene und erfolgreiche Weise zu Gott zu erheben. Ja, an der wunderbaren Schönheit der kleinen Beeren, an der Herrlichkeit des Mooses, der Laub- und Nadelbäume giebt sich Gottes Größe deutlich zu erkennen. Der dritte Vers erinnert also an das unbewußte Gotteslob

der herrlichen Waldesnatur, das in seiner Allgemeinheit z. B. Rückert's erhabener Lobpsalm (in Wack. Leseb. Th. III. No. 6.) so schön und mächtig ergreifend schildert. So kann nun der Schlußvers zu freudigem Genusse der schönen Beeren ermuntern, weil über der köstlichen Gabe der väterliche Geber in seiner Größe und Güte nicht vergessen worden ist. Das kindliche Christengemüth bringt seinem Gotte auch für die kleinste Gabe seinen aufrichtigen Dank dar. Unsere Kinder sollen das in der Volksschule vor allen Dingen lernen. Solche Lieder, wie dieses, werden dazu einen werthvollen Beitrag liefern. — Am Schlusse dieses Abschnittes müssen wir anerkennen, daß sich die hier erwähnten christlichen Seelsorger um die Fortbildung unserer volksthümlichen Poesie besonders verdient gemacht haben, weil ihnen grade die Jugend so zahlreiche gemüthbildende Naturpoesien verdankt, weshalb wir die Mehrzahl dieser Lieder in den meisten Volksschullesebüchern und Schulliedersammlungen vorfinden. — Was einer der bedeutendsten neueren Darsteller unseres Familienlebens, Rud. Reichenau („Aus unseren vier Wänden." I. 9. Aufl. Leipzig, 1864, S. 126.) so treffend über die „Kinderbotanik" bemerkt, daß sie nämlich „in zwei Hauptarten" zerfalle, in „die sinnige, die auf Blumen und Blüthen sieht," und in „die praktische", welche nach der Eßbarkeit der Früchte und nach der Verwendbarkeit der Pflanze für Spielzwecke fragt, daß weiß Schmid in seinen Geschichten und Liedern glücklich zu vereinigen.

i. Volksthümliche Naturlieder aus der romantischen Dichterschule.

(F. Schlegel. Tieck. Brentano. Schenkendorf. Arnim. Arndt. Fouqué. Lappe. Wilhelm Müller. Eichendorff.)

Schon früher ist gelegentlich an das große Verdienst dieser Dichterschule erinnert worden. Freilich darf dabei nicht das vielfach Irrthümliche verschwiegen werden, das die Literarhistoriker an dieser poetischen Richtung einstimmig getadelt haben. Wolfgang Menzel sagt darüber: „Sie verwechselten, was der Nation, der Kirche und der Poesie gebührte und nicht gebührte." Die unnatürliche „Schwärmerei" vieler Romantiker bestand darin, daß sie „der Poesie eine Aufgabe der Verklärung (des menschlichen Lebens) zudachten, die nur der Kirche zukommt." In Folge solcher „Uebertreibung flohen, haßten, beschimpften sie oft die Wirklichkeit und verfielen in bodenlose Phantasterei." Darin haben wir also im Allgemeinen die Schattenseite dieser Dichterschule zu erkennen. Im Besonderen wird z. B. von Rud. Gottschall gerügt, daß diese Poeten, obwohl ihr eifriges Streben nach einem wahrhaft deutschen, volksthümlichen Inhalte der Poesie nicht geleugnet werden kann, doch nur zu einer „gelehrten Volksthümlichkeit" gelangt sind, da sie eben die Wirklichkeit des jetzigen Lebens der Nation in ihrer Dichtung übersehen und dagegen uns mit einer „Neudichtung im mittelalterlichen Geiste" beschenkt haben. Doch wir betrachten nun im Allgemeinen die vielen Lichtseiten im Wirken dieser Poetengruppe. Die frühere „klassische Dichtung", welche seit ungefähr 1775 unsere Kunstpoesie (als „Sturm- und Drang-Periode") beherrschte, kämpfte gegen das seit Jahrhunderten in Staat und Kirche Bestehende an und schwärmte für ein allgemeines Menschenthum (Kosmopolitismus oder Weltbürgerthum; Ideal der reinen Menschheit oder Humanität), sowie für freigeistige Aufklärung und schloß sich den poetischen Vorbildern und Anschauungen des heidnischen Alterthumes (der Griechen und Römer) an, was man als „antikisirende Richtung" oder als „klassisches Ideal" zu bezeichnen pflegt. Im Gegensatze gegen dieses Streben

des damaligen Zeitgeistes und der gleichzeitigen deutschen Kunstpoesie, wollten nun die Romantiker das Angegriffene wieder zu Ehren bringen: ihr Streben kennzeichnet W. Menzel daher als „Wiedererweckung des christlich-deutschen Geschmackes, wie er im ganzen Mittelalter geherrscht hatte." Damit war der Gegensatz zu der „antikisirenden" Richtung der „klassischen" Kunstpoesie gegeben. Dem Ideale des allgemeinen Weltbürgerthumes, welches die nationale Eigenthümlichkeit verkannte, setzten die Romantiker wieder die deutsche, volksthümliche Besonderheit entgegen und führten damit die Bestrebungen des Göttinger Dichterbundes weiter fort. Der „Aufklärung", welche die geoffenbarte Religion durch Sittlichkeit und den „Vernunftglauben" (Rationalismus) an Gott, Freiheit, Unsterblichkeit ersetzt zu haben meinte, stellten die romantischen Dichter das kirchliche Christenthum gegenüber. „Das war nach so viel Verirrungen und Ausschweifungen (unserer Poesie) ein ganz natürlicher Act des wieder zu sich selbst kommenden Nationalgeistes"; denn in der romantischen Dichtung „machte sich der Zusammenhang der durch fremde (— ausländische und antike —) Bildung verdorbenen Nation mit ihrer schöneren und edleren Vergangenheit geltend", weshalb sie mit Recht als „ein Heimweh der Nation" von W. Menzel characterisirt wird. Sehen wir nun ab von diesen allgemeinen Verdiensten der Romantiker, so müssen wir als das, was sie im Besonderen unserem Volke Segensreiches dargereicht haben, Folgendes hervorheben: 1) Sie regten an zur Sammlung, zum Studium und zur liebevollen, dauernden Anerkennung der altdeutschen Kunstpoesie, Volksdichtung und der germanischen Sprachdenkmäler überhaupt. 2) Sie förderten die Erforschung des altdeutschen Volkslebens, d. h. seiner religiösen Anschauungen, Rechtsgebräuche, Sitten, seiner Geschichte, seines Märchen-, Sagen- und Legendenschatzes u. s. w. 3) Sie bereicherten unsere **volksthümliche** Dichtung durch **neue** werthvolle poetische Beiträge von **Natur-,**[1]) **Vaterlands-** und **Andachtsliedern.** 4) „Sie belebten — in der Zeit der Noth des geknechteten Vaterlandes — den nationalen Sinn und riefen die patriotische Begeisterung zur Zeit der Freiheitskriege mit hervor, indem sie sich in die ehemalige Herrlichkeit des deutschen Volkes versenkten, um aus ihr Trost und Stärkung gegen den Druck der Gegenwart zu finden und Hoffnung auf bessere Zeiten zu schöpfen; sie gaben unserer Poesie zuerst wieder — (seit Klopstock und Gellert. 1757) — ein christliches Gepräge und traten für die Grundlage aller Sittlichkeit, für die Religion und den christlichen Glauben, in die Schranken." (Karl Barthel: die deut. Nat.-Lit. d. Neuzeit. 6. Aufl. 1862. S. 5. ff.) Unter den ersten Sammlern unserer Volkslieder glänzen als helle Sterne die Romantiker Brentano, Arnim und Görres; als Märchen- und Sagensammler sowie als Sprachforscher sind überall berühmt die durch die Romantik angeregten Gebrüder Grimm; als erzählende und belehrende Jugendschriftsteller haben die Romantiker Ch. v. Schmid, Hou-

[1]) Der tieferen poetischen Auffassung des Naturlebens innerhalb dieser Dichterschule ist hier schon gelegentlich gedacht worden. Barthel bemerkt darüber, daß die Romantiker — im Gegensatze zu der, durch Matthisson eingeführten, gesuchten weinerlichen Sehnsüchtelei der Naturlyrik, sowie zu der rein äußerlichen Naturmalerei einer „für sich dastehenden, leblosen Masse" — „in die geheimsten Tiefen der Natur einzudringen und das Mitverständniß und Mitgefühl mit derselben zu wecken suchten." Daher faßten sie die Natur auf als „ein selbstlebendes Wesen" und „lehrten in ihr einen schlummernden, aber athmenden und geheimnißvoll wirkenden Geist ahnen." **Von hier aus schreibt sich auch der großartige Aufschwung unserer Naturwissenschaft.**

wald und Zschokke großen Ruf erlangt; als patriotische Sänger werden die romantischen Dichter Arndt, Schenkendorf, Körner, Fouqué, Giesebrecht, Follen allezeit bei uns in Ehren bleiben; die nach Gellert erstorbene christliche Poesie der herzlich warmen Gläubigkeit wieder zu heller Flamme angefacht zu haben, dieser Ruhm gebührt den geistlichen Dichtern aus der romantischen Schule, einem Arndt, Schenkendorf, Novalis, Brentano, Fouqué, Diepenbrock, von Meyer, Albertini; einen reichen Kranz frischer volksthümlicher Lieder haben uns die Romantiker Tieck, (Schlegel,) Chamisso, Wilh. Müller, Eichendorff, Luise Hensel, Agnes Franz, Lappe, Kind, Langbein, Müchler, Mahlmann u. A. m. hinterlassen. Durch die Romantik ward auch die Bearbeitung deutscher Märchen und Sagen für die Jugend, sowie die Neudichtung von Märchen (Fouqué, Chamisso, Hauff, Rückert, Andersen) veranlaßt.

Unter den Naturliedern der romantischen Dichter erinnern wir zunächst an ein von Friedrich v. Schlegel (1772 † 1829) herrührendes Loblied auf den Spessart. Zwar ist diese Dichtung weniger verbreitet und außerdem trägt sie zum großen Theile den Character der Kunstpoesie nach Form und Inhalt an sich. Es sei aber in der Kürze an des Gedicht erinnert, weil es von einem wohlthuenden Hauche patriotisch warmer Liebe zur heimathlichen deutschen Natur sowie zum deutschen Volke durchströmt ist. Es möge als Seitenstück zu der weitbekannten Romanze „Arion" betrachtet werden, welche als eine Sage des griechischen Alterthumes von dem Bruder dieses Poeten, Aug. Wilh. v. Schlegel († 1845), bearbeitet ist. Diese Brüder sind nämlich die wissenschaftlichen Begründer und Vertheidiger der in der romantischen Dichterschule herrschenden Grundsätze über Aufgabe und Wesen der Poesie, und insofern darf die Erwähnung ihrer bekanntesten Gedichte hier wohl nicht auffallend erscheinen. Das Lied auf den Spessart (— in Grube's Samml. S. 257. —) hat aber auch manche Anklänge an altdeutsche und volksthümliche Sprachformung, namentlich im Anfange und am Schlusse: (— in Wack. Leseb. Th. II. S. 238.)

V. 1. Gegrüßt seist du, viellieber Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinn'rung mir die Brust.

V. 8. Du warst der Alten Haus und Burg.
Zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch:
Frei war da noch die Welt!

Das Lyrische umrahmt die begeisterte und lobpreisende Schilderung (V. 2.—5.) des herrlichen Waldgebirges. Der mächtige Wald, „so dunkel kühn", ein uralter unverwüstlicher Zeuge der „alten Zeit" (V. 2. und 7.), da der Deutsche als „der Freiheit Sohn" ungestört im „grünen Zelt der Waldesnacht" leben konnte, „dringt" mit seinem „Herzen" in das Gemüth des Vaterlandsfreundes und hebt ihn durch die wild begeisternde Lust der Erinnerung an die schönen Tage nationaler Freiheit tröstend und stärkend empor über die vom Franzosenkaiser schmachvoll geknechtete Gegenwart seines Volkes. So leuchtet aus diesem lyrischen Theile des Gedichtes die Liebe der Romantiker zur herrlichen Natur und Vergangenheit des Vaterlandes deutlich hervor. Der freudige Liebesgruß an den theuren Bergwald birgt schon den stärkenden Trost in sich, den die innige Vertiefung des bekümmerten Patriotenherzens in die Herrlichkeit der freien und kühnen Waldesnatur deutscher Gebirge aus diesem ungefesselten Naturleben zu schöpfen sucht. Ebenso beseligt durch den Anblick der lange Zeit gemiedenen „heimathlichen Natur", des „seligen Landes", grüßt Hölderlin's neu erwachte patriotische Liebe die herrliche Rheingegend: „Endlich kehr' ich zurück an den

Rhein, in die glückliche Heimath, Und es wehen, wie sonst, zärtliche Lüfte mich an;" und, wie Schlegel's trauerndes Herz sich getröstet und gehoben fühlt durch die vom Spessart klar und laut verkündete Freiheit der Vorzeit, ebenso besänftigend und befriedigend wirkt auf Hölderlin's friedloses Herz die traute Erinnerung an die glücklichen Friedenstage der sorglosen Jugendzeit, die er in seiner friedlich stillen und schönen Heimath verlebt hat. Hier zeigt sich also die Natur als eine tröstende und stärkende Macht, die, ebenso wie sie z. B. Lavater zu kräftiger Aeußerung seines religiösen Gemüthslebens am herrlichen Lenzmorgen anzutreiben vermag, auch dem friedlosen Herzen des in der Fremde getäuschten Wanderers und der schmerzlichen Trauer des begeisterten Patrioten den heilenden Balsam des Friedens und der starken Hoffnung darreicht. Die Natur ist Andachtstempel und Arzenei.[1]) Daraus lernen wir also eine neue Seite poetischer Naturauffassung kennen. Nun verstehen wir, was Schlegel voll Begeisterung ausruft: „Natur! Hier fühl ich deine Hand und athme deinen Hauch!" Feurige Vaterlandsliebe durchglüht auch F. v. Schlegel's patriotische Lieder: „Deutscher Sinn"; „Gelübde". (Wack. Les. III., 183.)

Der bedeutendste romantische Dichter, der Berliner Ludwig Tieck (1773 † 1853), der seit 1842 durch die Huld des kunstsinnigen Königs Friedr. Wilhelm IV. in ehrenvoller und sorgenfreier Stellung zu Berlin und Potsdam seinen Lebensabend genießen konnte, hat uns, abgesehen von seinen meisterhaften poetischen Bearbeitungen der köstlichen altdeutschen Märchen und Sagen (— „Pet. Leberecht's Volksmärchen." — „Genoveva." — „Octavian." — „Phantasus." — „Fortunat." —), eine Fülle inniger und melodischer, meist lyrischer Naturlieder geschenkt, von denen einige sich die Geltung volksthümlicher Dichtungen errungen haben, z. B. das in allen Lesebüchern findliche Lied „Zuversicht", ferner das „Herbstlied" (1796. Feldeinwärts flog ein Vögelein) und „die Nacht". Aus diesen drei Liedern klingt die warme Religiosität der romantischen Poesie mit einstimmiger und herzerobernder Kraft in jedes empfängliche Gemüth hinüber: alle drei stellen die Natur als eine zum festen und fröhlichen Gottvertrauen mächtig antreibende Predigerin der unermüdlichen, überall waltenden Liebe Gottes dar, sind also religiös-symbolische Naturdichtungen, denen sich eine anmuthige Personifikation leicht und ungezwungen beigesellt. Außerdem sind von Tieck's Naturpoesien aus dem Gebiete der Kunstdichtung bekannter geworden die erhabenen, schwungvoll schildernden Gedichte: „das Wasser", „die Luft", „Gruß dem Frühlinge", das allegorische Lied vom „Regenbogen" und das überaus zarte Gedicht „die Blumen" (— sämmtlich in Grube's Sammlung —), welches das Leben der „zarten Blüthen" unter dem personificirenden Bilde des heiteren, aber kurzen Spieles lieblich lachender Kinder darstellt. (Beiläufig wird auf die Bereicherung der poetischen Sprachformung und die Vermehrung unseres Wortschatzes durch Tieck's Dichtungen verwiesen, worin ihm in der Neuzeit nur Rückert, der geniale Sprachkünstler und Wortbildner, gleichkommt. Im „Regenbogen" lesen wir z. B. von „muntren Farben"; die schönen Verba: „seine Farben blassen";

---

[1]) Ganz im Gegensatze hierzu gewahrt der unglückliche, schwermüthige Lenau im Naturleben fast durchweg nur eine Genossin seines Schmerzes, die ihn an seine Seelenqual überall und immer mitfühlend erinnert. Am klarsten ersieht man diese melancholische Naturauffassung aus Lenau's ergreifend schönem Nachtliede in Wack. Leseb. Th. III. S. 62. — Aber als opfernde Gemeinde erscheint ihm das Leben des Lenzes.

„der Himmel bläuet sich“; im Lenzgruße: „jeder Zweig rauscht süßen Gruß dem Frühlingsgotte“; im Herbstliede: „die Liebe wintert nicht“ u. s. w.)

Betrachtet man die drei erstgenannten Tieck'schen Naturlieder, die in ihrem Hauptgehalte dem „frohen Wandersmanne“ von Eichendorff (— „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ —) ziemlich nahe kommen, so darf man mit vollem Rechte erklären, daß solche Poesien eine wahrhafte Bereicherung unserer volksthümlichen Dichtung sind. Man versteht dann erst den wohlbegründeten Gegensatz recht zu würdigen, in welchen sich die romantische Dichterschule mit der bis dahin waltenden Herrschaft der „klassischen Poesie“ gesetzt hat und muß dem Urtheile einer pädagogischen Feder in Schmid's päd. Encyclopädie (Heft 61. u. 62. Gotha, 1867. S. 85.) vollkommen beipflichten, welches lautet: „Die Lieder unserer klassischen Dichter bewegen sich alle mehr oder weniger in einer für das Volkskind fremden Welt, und wo etwa durch Lesebücher auch Schiller's und Anderer an sich herrliche Gedichte der Volksschule nahe gebracht werden, da erscheinen sie immer als exotische Gewächse, als bloße Zierpflanzen, die wenig Nutzen schaffen. Sie sind nicht dem Kreise des eigentlich christlichen Volkslebens entsprungen, sie sind Mädchen aus der Fremde, sie setzen eine höhere und allgemeinere Bildung voraus, als nun einmal die Volksschule voraussetzen oder geben kann.“ Freilich geht der Pädagog (Pfarrer V. Strebel, ein Würtemberger) im wohlgemeinten Interesse des Religionsunterrichtes darin offenbar zu weit, daß er nur evangelisch kirchliche Kernlieder als poetischen Memorirstoff unserer Volksschulen anerkennen will, während „gute weltliche Lieder“ — also volksthümliche — nur „im Gesangunterrichte der Jugend zu Nutz und Lust mitgegeben werden“ sollen, nicht aber zum Memoriren. Das Erste setzt aber das Letzte nothwendig voraus, und sollte denn, abgesehen davon, unser herrlicher, tief im Volksleben wurzelnder Schatz volksthümlicher Natur-, Andachts-, Vaterlandslieder, lehrhafter und erzählender Dichtungen nach sorgfältiger Auswahl nicht ebenfalls als ein „eiserner Grundstock“ kernhafter, nationaler Lebensweisheit im schönen Gewande der Poesie „der Jugend zu Nutz und Lust“ für späterhin mitgegeben werden dürfen? Gewiß: es ist das Ideal des rechten Volksschullesebuches, daß es sich auch im späteren Leben als wahrhaftes „Volksbuch“ erweise. Darum sollen dieses Buches volksthümliche Dichtungen in ihren schönsten Perlen von den Volksschülern recht sorgsam memorirt und vorgetragen werden. Nicht der Schule, sondern dem Leben gilt alles Lernen der Schule. Und die romantischen Dichter haben das Volksschullesebuch mit so manchen köstlichen Perlen volksthümlicher Poesie geschmückt, die sich vor vielen grade trefflich zu solchem fruchtbringenden Memorirstoffe eignen.

Schon die Ueberschrift („Zuversicht“) des bekanntesten volksthümlichen Naturliedes von Tieck stellt den herzlich warmen, religiösen Character desselben deutlich heraus. Es will zeigen, wie das frische und muntere Leben der sonnigen Natur, das so unwiderstehlich zu fröhlichem Wandern „ins Land hinein, über Berg und Feld“ auffordert, die überall waltende Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen mit lauter Stimme predigt und dadurch zum zuversichtlichen Vertrauen auf Gottes Beistand und Segen während der Wanderung und in der „Fremde“ antreibt. Wiederum tritt uns hier die Natur als eine Macht entgegen, und zwar als eine gewaltige Predigerin, die ihre andächtigen Zuhörer unwillkürlich zur Nachahmung ihres vorbildlichen Thatbeispieles mit sich fortreißt. Sie ist so zum klarsten Sinnbilde unseres christlichen Sinnes und Handelns gemacht.

Ein gewöhnliches heiteres „Wanderlied" haben wir hier durchaus nicht vor uns. Das Wandern ist hier überhaupt nur Nebensache. Es bildet gleichsam den anschaulichen, beispielartigen Rahmen und Boden für die religiöse Forderung: Bethätige überall, besonders auch beim Wandern in die Fremde, da man so leicht mit „Sorgen und Bangigkeit" (V. 6.) von dem kindlichen Vertrauen auf Gottes Liebe und Segen abweichen kann, diese Tugend fröhlicher Zuversicht! Wandle so frisch, so munter dahin, wie du Alles draußen in der fröhlichen Natur so frisch und munter sich regen siehst! Das ist der Hauptsinn: das Wandern ist nur eins von den Beispielen eines so zuversichtlichen Christenwandels.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt:
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es scheint, als habe der Dichter zunächst sich selber durch sinnige Vertiefung in die Schönheit und rastlos muntere Regsamkeit der „freien Gotteswelt" zu frischer und vertrauensvoller Wanderlust anregen wollen. Der vierte und sechste Vers können auf solche Situation schließen lassen. Man hat sich dann also vorzustellen, daß die Stimmung des Dichters vorher eine entgegengesetzte gewesen ist. Die tadelnde Frage in V. 4. („Und, Mensch, du sitzest stets daheim Und sehnst dich nach der Fern'?") rügt doch offenbar das matte, vertrauenslose Wesen, welches sich nicht aufzuraffen vermag zur frischen, zuversichtlichen Hingabe an Gottes überall und sichtlich waltende Liebe. Damit stimmt überein die Mahnung in V. 6. Das Herz ist voll „Sorgen und Bangigkeit." Vielleicht hat es „daheim" eine Zeit trübes „Leides" durchleben müssen. Aber „wechselt" denn nicht überall „Freude stets mit Leid?" Kannst du dich „daheim," wo schweres „Leid" dich drückte, nicht losreißen aus deiner trüben Stimmung [1]), nun, so laß dich durch die rastlose Lebendigkeit der schönen, sonnigen Gotteswelt, dieser klaren Zeugin der unermüdlichen und allwaltenden Gottesliebe, zu fröhlichem Wandern in die „Ferne" antreiben. Jene tadelnde, vorwurfsvolle Frage in V. 4. hat denselben Sinn, wie die Rüge in Ebert's verwandtem Liede: „Was stehst du, Mensch, mit finsterem Blick Und schaust in die finstere Brust zurück? O, wolle doch ringsum den Jubel sehn: Die Welt ist schön!" Aber bei Tieck handelt es sich nicht bloß um eine „Ermunterung" zu rein innerlicher Umwandlung der Gemüthsstimmung; hier ist auch nicht die Schönheit des jubelnden, lebenslustigen Lenzes als ermunternde Macht dargestellt: hier gilt es vielmehr das grämliche, sorgenvolle Wesen, das sich zu keinem thätigen Leben aufzuraffen vermag, durch die Hinweisung auf die überall hervortretende rastlose, fröhliche Munterkeit des Naturlebens zur gleichen, rastlosen, **zuversichtlichen** und frischen **Thätigkeit** zu ermuntern.

[1]) In ganz ähnlicher Weise verscheucht Uhland im köstlichen lyrischen Lenzliede: „Frühlingsglaube" (in Wack. Leseb. III. S. 132.) durch das innige Versenken in die täglich immer reicher sich entfaltende Schönheit der Lenznatur seine qualvolle Seelenstimmung: „Nun, armes Herz, vergiß der Qual! Nun muß sich Alles, Alles wenden." Auch ihm zeigt sich die Natur als heilende, lindernde Arzenei. Ebenso wandelt die stets neu entzückende Naturschönheit in ihrem Lebensjubel die gramvolle Trübniß eines anderen Dichterherzens in das Gegentheil um: diese Wirkung stellt das Naturlied eines bedeutenden Dichters der neuen österreichischen Poetengruppe dar, K. Egon Ebert's (g. 1801): „Ermunterung" (— bei Grube S. 74.), das mit Tieck's Liede sehr nahe verwandt ist.

Und das läßt sich durch munteres Wandern in die Ferne am leichtesten erreichen, denn dadurch erheitert sich das gramvolle Gemüth mehr und eher als durch etwas Anderes. Um diese Wirkung zu verstärken, sind die einzelnen Naturwesen in ihrer rastlos munteren Lebendigkeit als Personen geschildert, die den grämlichen, matten, unthätigen Menschen zur frischen Nachahmung ihres Beispieles gleichsam zurufend einladen. Zu munterer Lustreise — die ein bestimmtes Ziel nicht vor sich hat — mahnt des goldigen Sonnenscheines belebender und leicht bewegter Glanz, in dessen Strahle Gottes Welt so einladend uns entgegenleuchtet wie eines Freundes heiter lächelndes Antlitz. (V. 1.) „Recht lustig sei vor Allem, wer's Reisen wählen will!" (Eichendorff.) Und zu dieses Freundes einladendem Rufe und Winke gesellen sich fröhliche Wanderer, die wir rastlos dahineilen sehen „nie matt in ihrem Lauf": der lustig und ohne Aufhören einherrauschende Strom, der munter das Land weit und breit durchfliegende Wind, die unermüdlich die Welt umkreisenden Reisegefährten Mond und Sonne mit ihrem stets so freundlichen Gruße. Ja, da muß man zum Wanderstabe greifen (V. 4.), die stets vorhandne Reiselust (— vgl. „und sehnst dich nach der Fern'?" —) zur That machen, sich wacker losreißen aus dem trüben, bangen und unthätigen Dahinbrüten „daheim", wo man muthlos unter dem Drucke des „Leides" sorgenvoll seufzt und „sitzt" (Vgl. im Gerhard'schen Adventsliede den sachlich etwas verwandten Ausdruck: „als Leib und Seele saßen in ihrem größten Leid." —) Jene rüstigen Wanderer schelten uns ob unserer Muthlosigkeit und matten, unwürdigen Thatlosigkeit: sie nehmen uns gleichsam bei der Hand und treiben uns hinaus in die kühlen, laubigen Haine, fort in die weite Ferne. Und unterwegs erinnern sie uns an das glückliche Loos, das so viele Wanderer im frischen, fröhlichen Gottvertrauen draußen in der fernen Fremde gefunden haben, sodaß wir bei dem schnellen Fluge der Zeit unser kurzes Leben nicht muthlos und unthätig verträumen dürfen, ehe es zu spät wird. Ja, wir wollen unser Glück auch so zuversichtlich suchen gehen. (V. 5.) Ueber uns lacht in wolkenloser Bläue Gottes schöner Himmel, ein Zeichen seiner überall waltenden, hilfreichen, segnenden, beglückenden Liebe. Drum auf zu frischer That! Ueberall paart sich ja mit der Freude das Leid in stetem Wechsel. Wo sollte da noch Grund sein zu thörichter Sorge und Bangigkeit? Wer so munter dahinwandert unter blauendem Himmel, den überschattet überall Gottes Huld: drum traue ihr, wandernd, o Mensch — und du wirst glücklich werden. (V. 6.) Siehst du nicht überall, wohin du auch deine Schritte lenken mögest, über dir ausgespannt das Liebeszelt des allgütigen Gottes, der „aus dem Himmel mit Strömen der Liebe regnet" auf alle Geschöpfe, groß und klein, weit und breit? Ja, sie selbst, seiner Hände Werk, sind seiner „Liebe Frucht", und wie wird dann da auch deiner Gottesliebe „Frucht", dein Leben in kindlich gläubiger Zuversicht auf Gottes Beistand, Segen, Güte und Gnade dir zu deinem Glücke nach außen und innen bei allem deinem Thun „gerathen!" Solche Früchte sind süß; sie sind gereift durch Gottes Liebe und Segen, woran sich deine Zuversicht festhielt: das ist das Glück, das du so heiß ersehntest und jetzt durch frisches, thätiges Gottvertrauen erlangt hast; es ist vor Allem des Herzens Freude, der Friede Gottes, der dich reich beseligt, den du gefunden hast, weil du ihn mit gläubiger Zuversicht in deinem Thun und Wandel gesucht hast, wie der Wanderer, der muthige, der in der Fremde sein Lebensglück erworben hat. Zu solchen herzlich religiösen Gedanken und Entschlüssen regt das rastlos frische

Wanderleben der allzeit zuversichtlichen Naturthätigkeit das betrübte und sorgenvolle Herz des Menschen an, der empfänglich ist für den ermunternden Ruf in „Gottes freier Welt" (V. 7.).

„So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht:
Und jedes Herz wird glücklich sein
Und finden, was es sucht!"

Von ganz verwandtem Inhalte ist das schöne, symbolisch-religiöse Naturlied: „die Nacht", das zuerst in dem von A. W. v. Schlegel und Tieck herausgegebenen Musenalmanach vom Jahre 1802 erschienen und bald darauf von Reichardt, später von Zelter (1810) und Methfessel (1823) componirt ist. (Bei Grube S. 53. In Lüben und Nacke's Leseb. Th. IV.)

„Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:
Mein Busen pocht; mein Herz ist schwer.
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher
Durchwandl' ich Freud' und Leid!
Ihr kleinen, goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne!"

Köstlicher musikalischer Wohllaut schläft in dem abwechslungsreichen Versmaße, das im ersten Verse den Ton tiefer Schwermuth und heißer Sehnsucht so meisterhaft wiederspiegelt. Wie in den beiden Götheschen Nachtliedern die geheimnißvolle Stille und Ruhe der Nacht das erregte, friedlose Herz besänftigt, so übt auch hier der Zauber des nächtlichen Naturlebens auf ein trostlos und einsam klagendes Gemüth einen gar tröstlichen Einfluß. Aber hier ist's nicht die „stille Einsamkeit" der Nacht, die den Traurigen so wunderbar umwandelt. Vielmehr, weil er sich so einsam auf Erden fühlte (V. 2.: „Doch einsam bist du nicht" —) und darum in der einsamen Nachtstille am besten sein „schweres Herz" aufzuschließen meinte im „Seufzen" und „Weinen", ist hier grade das regungslose Schweigen alles Lebens während der Nacht ein neuer Anlaß zur Klage des von menschlicher Hilfe und Theilnahme verlassenen Wanderers. Im vorigen Liede ruft der helle, goldige Sonnenglanz des freundlichen Tageslichtes zu thatkräftigem Erweise des frischen Gottvertrauens auf: hier dagegen wirkt das „stille Licht" (V. 2.) der „hell" strahlenden „kleinen, goldenen Sterne", also der sanftere Glanz der Nacht ähnlich auf die zagende Seele. Uhland schildert den so überaus verlassenen „Armen" ebenfalls als einen umherirrenden Wanderer, der, wie bei Tieck, reichen, beruhigenden Trost schöpft aus dem Anblicke des abendlichen Sternenhimmels, dieses Zeugen und Predigers der allwaltenden Liebe Gottes. Dieselbe Natursymbolik liegt auch der Tieck'schen Darstellung zu Grunde. — („Noch leuchten Sonne, Mond und Stern so liebevoll auch mir." Uhland.) Die herrlich leuchtende „Veste" ist (Psalm 19.) hier als „Werk der Hände (= Allmacht) Gottes" vorgestellt, dessen Macht und Liebe als eine, überall und immer auf dem weiten Erdenrund sich erweisende durch diese lautesten und weithin rufenden Prediger gleichsam wie ein Lächeln des göttlichen Liebesantlitzes, wie ein freundlicher Blick aus seinen väterlichen

Liebesaugen verkündet wird. „Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege“ (Ps. 139., 3.). Dies Trostwort des Psalmisten „klingt“ (V. 2.) oder leuchtet aus dem hellen Sterngefunkel der schweigenden Nacht beruhigend hinein in das verlassene, unruhige, verzweifelnde, laut „pochende“ Herz: das „stille Licht“ der „goldnen Sterne“ ruft den Frieden in das bange Gemüth, und die Wogen des Trübsinns werden dadurch immer sanfter und legen sich zuletzt völlig. Vertrauen zieht ein; „er dünkt sich neu erwacht“; die anfangs so „ewig fern“ scheinenden Sterne haben durch ihr „plötzliches“ helles Aufleuchten sein Zagen verscheucht, denn das „klingt“ ihm wie eine Liebesbotschaft vom Throne des himmlischen Vaters, und nun sind die Fernen ihm ganz „nahe“ getreten. Er hört ja ihre tröstende Stimme — (hier also Personifikation —), die ihn zum festen Gottvertrauen ermuntert: „Gerne, gerne gedenken ja deiner die Sterne.“ Nun ist er beruhigt und legt seine Zukunft mit fröhlicher Ergebung und frischer Zuversicht in Gottes Hand. So verflechten sich in diesem Liede, das des Hoffnungslosen Tröstung durch das helle Aufleuchten des sanften, nächtlichen Sternenlichtes schildert, mit einander die Züge lyrischer, religiös-symbolischer und vergeistigender Naturdarstellung. Die Natur kommt der heißen Sehnsucht des verlassenen Menschen als ein tröstender und ermunternder Gottesbote hier liebevoll entgegen.[1]) (Vgl. den correspondirenden Abschluß von V. 1. und V. 2. „Ach, ich vertraut' euch so gerne!“ — „Gerne, gerne gedenken ja deiner die Sterne!“) Wie mannigfaltig[2]) wirkt doch die Natur auf die Seelen, welche ein für ihre Sprache empfängliches Gemüth besitzen! Unsere Naturpoesie ist wahrlich eine reichhaltige Erläuterung des apostolischen Wortes in Röm. 1., 20. (Gottes unsichtbares Wesen wird ersehen an den Werken der Schöpfung.) Höchst wahr ist darum Grube's Bemerkung von dem „tiefen, innigen Naturgefühle, welches dem deutschen Menschen von Gottes Gnaden verliehen ist und das er vor jeder andern Nation voraus hat!“ Wie groß das tiefere Naturverständniß in der romantischen Dichtung ist, das zeigt in klar hervortretender Weise auch Tieck's innig religiöses „Herbstlied“, das wiederum in demselben Kreise religiöser Naturauffassung sich bewegt, wie die beiden vorigen Gedichte:

1. Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon!
Weit, weit
Reis' ich noch heut!

2. Ich horchte auf den Feldgesang:
Mir ward so wohl und doch so bang!
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust

---

[1]) Deutlich tönt aus diesem Tieck'schen Naturliede das Lobwort J. Neander's († 1680) als religiöser Hauptinhalt der Naturdichtung hervor: „Denke daran, was der Allmächtige kann, der dir mit Liebe **begegnet!**“

[2]) Man vergleiche mit diesen Darstellungen der tröstenden, heilenden Naturwirkung auf leidende, betrübte Gemüther die Weise, in welcher z. B. Claudius in dem Gedichte: „Sternseherin Lise“ dasselbe friedliche, helle „Funkeln“ der Sterne als eine sittlich antreibende Macht schildert, während Lenau im „holden Glanze“ des „bleichen Mondes“ nur einen Spiegel des Todes, einen Genossen seiner tiefen Schwermuth erblicken kann. Die Melancholie vermag die Lebensstimme der Natur nicht recht zu erkennen.

Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

3. Doch als ich Blätter fallen sah,
Da dacht' ich: Ach, der Herbst ist da!
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht:
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht
Weit, weit
Rasch mit der Zeit!

4. Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein.
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: Die Liebe wintert nicht!
Nein, nein!
Es ist und bleibet Frühlingsschein!

Die lyrische Stimmung kommt in diesem Liede vorherrschend zum Ausdrucke. Das in den Schlußzeilen der Verse jedesmal abgeänderte, kürzere Versmaß ist der Hauptträger dieser Stimmung. Dadurch erhält der Versschluß ein kehrreimartiges Aussehen. In der Brust des, in die Herbstlandschaft hinausgewanderten Naturfreundes entsteht ein wechselvolles, kampfartiges Auf- und Niederwogen entgegengesetzter Stimmungen, bis endlich der freudige, fest vertrauende Sinn die Oberhand gewinnt. Wir sehen hier also einen ganz ähnlichen inneren Vorgang im Seelenleben des natursinnigen Menschen sich nach und nach vollziehen, wie vorher in den beiden verwandten Tieckschen Naturliedern. Die Natur wird hier ebenfalls als umwandelnde, tröstende und ermunternde Macht dargestellt. Ihr Einfluß ruft jenen Sieg des festen Gottvertrauens im Herzen des ängstlich besorgten und zagenden Naturfreundes hervor. (Natürlich eignen sich solche Lieder nur für die Behandlung in der Oberklasse städtischer Volksschulen.) Wieder begegnet uns der als Rahmen dienende Hintergrund einer Wanderung, die hier freilich nur ein Spaziergang in's Freie zur eigenen Erholung ist. Das giebt diesem schildernden Hintergrunde des Liedes fast einen erzählenden Anstrich. Ferner sind nicht, wie vorher, bloße Naturerscheinungen in ihrer Lebendigkeit oder herrlichen Schönheit als solche Mächte dargestellt, die das betrübte Menschenherz umwandeln, sondern hier geht diese Einwirkung von dem, uns verständlicheren Gesange eines Singvögleins aus, das sein wehmüthig herbstliches Abschiedslied dem Wanderer grüßend entgegenschallen läßt. Man erinnert sich sofort an die ganz verwandte wehmüthige Personificirung der herbstlichen Landschaft in Arnold's Herbstliede. Dort verblieb es aber bei dem schmerzlichen Gedanken des Dahinscheidens aller irdischen Herrlichkeit, wodurch die abbildliche Darstellung der religiösen Wahrheit von der Vergänglichkeit alles Irdischen leise angedeutet werden konnte, während hier sich ein warm religiöser Aufschwung des, der ängstlich zagenden Klage schon ziemlich verfallenen Herzens (vgl. V. 3.) zu fester Hoffnung auf die niemals ermüdende Liebe Gottes vollzieht, welche unter dem lieblichen Naturbilde des „Frühlingsscheines" dargestellt ist. Dadurch erinnert das Lied an die ganz verwandte religiöse Winterstimmung in Krummacher's Liede: „Der gute Vater droben hat dir dein Kleid gewoben: er schläft und schlummert nicht." Letzteres liegt in dem schönen, ebenfalls dem Naturleben entnommenen Ausdrucke: „Die Liebe wintert nicht." (Vgl. Psalm 126.)

Von Clemens Brentano (1778 † 1842), dem Mitherausgeber der ersten neueren Sammlung älterer deutscher Volkslieder (1806), der namentlich durch seine Märchen (z. B. „Gockel, Hinkel und Gackeleia") sowie durch die Einführung der „Dorfgeschichten" in unsere volksthümliche Literatur berühmt geworden ist (vgl. „die Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl"), hat sich, abgesehen von den beliebten Liedern: „Nach Sevilla"; „Es leben die Soldaten so recht von Gottes Gnaden", sowie von dem erzählenden Gedichte: „Die Gottesmauer" (— auch von Rückert bearbeitet, sowie als prosaische Erzählung von Chr. v. Schmid, vgl. den Auszug des Münst. Leseb. 7. Aufl. 1864, S. 51.), nur das eine Naturlied: „Gottes Lob" (in Wackern. Leseb. I. S. 152.; bei Grube S. 114.) eine größere volksthümliche Geltung und Verbreitung erworben. Dasselbe ist ein religiöses Naturlied. Der Sprachform und dem Versbaue nach ist es ganz und gar dem alten Volksliede verwandt. Es ist uns bereits als etwas Eigenthümliches und fast immer sich Wiederholendes bekannt geworden, daß in solchen Naturdichtungen die Welt der bewußtlosen Naturwesen in der Gestalt der Menschen dargestellt, also personificirt wird. Desgleichen auch hier. Die Vöglein, Fische, Bienen, Käfer, Mücken (und speciell die Sperlinge) sowie die „kleinen Mäuslein" nebst den zischenden Schlangen sind als Vertreter der Gott lobenden Thierwelt hervorgehoben, während die Gestirne durch Sonne und Mond repräsentirt werden. So stehen die größten und kleinsten Creaturen im großen Gotteslobe vereinigt. Sie loben Gott durch die ihnen eigenthümliche Aeußerung ihrer „Lebenslust" und „Lebenswonne." Sie loben Gott für das Geschenk ihres Daseins (V. 1.: „Du ließ'st sie alle werden" —), sowie für die Erhaltung desselben („und alle sind sie dein." — V. 6.: „kein Sperling fällt vom Dache ohn' dich.") Selbst das unscheinbarste Leben ist als Gotteswerk „ein Wunder", und so liegt schon in der Beschaffenheit jeder Creatur[1]), auch der kleinsten, ein unmittelbares Lob Gottes: „Und alle deine Wunder sind sich an Größe gleich" (V. 6.). Auf diesen Beobachtungen des Gotteslobes der bewußtlosen Geschöpfe erhebt sich nun das Andachtsgefühl des christlichen Naturfreundes, das zuerst die Gestalt der innigen Bitte annimmt: es ist das Flehen um den Schutz Gottes in der Gefahr, das in V. 6. im Namen aller Mitchristen, gleichsam als Fürbitte, ausgesprochen wird: „o theurer Vater, wache bei uns auch in Gefahr!" Nun empfängt diese Bitte ihre Begründung (V. 7.) durch das Bekenntniß, daß ja alle Menschen (Ps. 50., 15.) und Thiere in der Noth des Allmächtigen Schutz bittend anrufen. So wird der um Beistand angefleht, der, wie uns das Loben und damit das gemeinsame Leben der Natur klärlich zeigt, als allmächtiger Schöpfer und Erhalter allein zu helfen vermag. Der Gedanke an das freudige und einstimmige Gotteslob der bewußtlosen Creatur wird jetzt wieder mächtig im Herzen des Bittenden: noch einmal erinnert er begeistert in lebendiger Kürze daran, und dies gewaltige Creaturenlob gewinnt ermunternde Kraft, welche ihn zum freudigen und begeisterten Gelübde antreibt, auch seinerseits

[1]) Ebenso mahnt Rückert's erhaben schöner Lobpsalm (in Wack. Leseb. III. No. 6. —) die größten und kleinsten Geschöpfe um des Geschenkes und der Erhaltung ihres Lebens willen zum Lobe des Herrn „in allen Sprachen, die Bedürfniß seines Lobs hat ersonnen", wobei es gleichgiltig ist, „ob ihr des Lebens raschen Tanz jetzt vollendet oder jetzt habt begonnen", denn alle habet ihr „ein Leben (doch) gewonnen." — Man vergleiche mit Brentano's Lobliede das rein geistliche, innige und zarte Gedicht von Diepenbrock: „Stilles Gotteslob" in Wack. Leseb. I., 112.

im Vereine mit den Mitbrüdern Gott ebenso zu loben. Darin liegt also die weitere Aeußerung der durch die Natur im Christenherzen angeregten Andacht, welche hier den lyrisch-religiösen Zug der Dichtung bildet.[1])

Vers 7.
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Thier!
Der Vogel dir singt,
Das Fischlein dir springt.

Vers 8.
Die Biene dir summt;
Der Käfer dir brummt;
Auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du sollst gelobet sein!

Friedrich v. Hardenberg, nach einem Stammgute seiner Familie gewöhnlich Novalis genannt (1772 † 1801), Salinen-Assessor zu Weißenfels, hat mehrere weltliche Lieder in seinen berühmten Roman: „Heinrich v. Ofterdingen" (woraus das „Lob des Bergbaues" in Wack. Les. III. S. 101. entlehnt ist) verwebt, von denen das zur Klasse der „Berufslieder" gehörige „Bergmannslied" (Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt — Wack. Les. III. S. 107.) am bekanntesten geworden ist. Hier kann dies Lied erst später unter den volksthümlich lyrischen Liedern vom „menschlichen Leben" characterisirt werden. Am bedeutendsten ist er als Dichter von Andachtsliedern, deren er 15 verfaßt hat; besonders bekannt sind die beiden in manche Gesangbücher aufgenommenen Jesuslieder; „Wenn Alle untreu werden"; „Wenn ich ihn nur habe". Durch seine innige und zarte religiöse Lyrik hat er, nachdem im letzten Drittel des 18. Jahrhundertes eine meist flache Moralpoesie das frisch gläubige kirchliche Lied zu verdrängen bemüht gewesen war, im Vereine mit den gleichen Bestrebungen Lavater's und E. Mor. Arndt's, die neuste Epoche des Kirchenliedes begründet. Als Dichter von volksthümlichen Naturliedern hat er sich nicht bekannt gemacht. — Auch die großen romantischen Sänger der Freiheits-, Kriegs- und Vaterlandslieder haben uns einige werthvolle volksthümlich lyrische Naturlieder hinterlassen, die in unsere Volksschullesebücher übergegangen sind.

Max von Schenkendorf (1784 † 1817) aus Tilsit, zuletzt Regierungsrath zu Coblenz, berühmt durch seine feurigen Kriegs- und Vaterlandslieder (— Freiheit. Lob der Muttersprache. Soldaten-Morgenlied. Scene aus der Lützener Schlacht. Scharnhorst's Tod. Frühlingsgruß an das Vaterland. Lied vom Rhein. Hofer. —), sowie durch die schwungvollen und tief christlichen Andachtslieder: „Sehnsucht"; „Brich an, du schönes Morgenlicht" (Weihnachtslied); „Einladung" (Habt ihr nimmer noch erfahren, wie er ist so reich und gut?); „Palmsonntag"; „Sonntagsfrühe"; „Ostern" u. s. w., hat uns mit dem köstlichen religiös-allegorischen Naturliede: „Der Gärtner" beschenkt (im Münst. Les. II., 56., doch in verkürzter Fassung; im Cöpenick'schen Leseb. A. 1863. S. 88.: 7 Verse).[2])

---

[1]) Die weniger bekannten Naturpoesien Brentano's: „Finkenlied": „Der Abend" (in Hammer's Samml. S. 183. und 193.) sind gleichfalls von einem herzlich warmen religiösen Hauche durchzogen.

[2]) In Schenkendorf's Winterliede (— bei Hammer S. 232. —) bildet die Naturumgebung, hier das ferne Sterngefunkel, den Ausgangspunkt der gläubigen Erinnerung an die „ferne sel'ge Zeit" der vergangenen Erscheinung Jesu auf Erden und leitet zugleich hinüber zur sehnsüchtigen Hoffnung auf die einstige „Zukunft unsres Herrn", weshalb auch im „kalten, dunklen" Winter ein warmer „Liebeston" das Herz erhebt und zur Vorbereitung auf „den seligen Advent des ewigen Lichtes" ermuntert.

1. Ein Gärtner geht im Garten,
Wo tausend Blumen blühn,
Und alle treu zu warten,
Ist einzig sein Bemüh'n.

7. Du, Gärtner, treu und milde,
O, laß uns fromm und fein
Zum himmlischen Gefilde,
Zum ew'gen Lenz gedeihn!

Es soll die treue Hirtenpflege, mit welcher der Heiland (durch des göttlichen Geistes Wirken) seine aufrichtigen Jünger fort und fort, bis zum Tode und ganz besonders in der Ewigkeit versorgt, unter dem anschaulichen Abbilde treuer Gärtnerpflege verdeutlicht, im irdischen Gemälde dargestellt werden. Man erinnert sich dabei sofort an Psalm 23. und an den damit verwandten Anfangsvers des früher hier erwähnten Volksliedes: Christ, ein Schäfer (Münst. Leseb. III., S. 57.): „Seht ihr auf den grünen Fluren jenen holden Schäfer ziehn? Seht ihr nicht auf seinen Spuren schöner alle Felder blühn?" Die heil. Schrift vergleicht die Menschen oft und gern mit Pflanzen (vgl. Psalm 1.), namentlich mit Bäumen, die Gläubigen besonders mit fruchtbaren, guten Bäumen („Pflanzen der Gerechtigkeit"). Auf dieser biblischen Grundlage ruht auch Schenkendorf's allegorisch religiöse Darstellung im obigen Liede. Mehrmals sind wir außerdem solchen volksthümlichen Naturpoesien begegnet, welche umgekehrt einzelne Blumen zu Sinnbildern des frommen Gebetslebens wahrer Christen machen oder sie gradezu (personificirend) als solche Beter darstellen. So hat diese Allegorie, welche im fröhlichen Blumenleben ein anschaubares Gemälde eines reich gesegneten Christenlebens entwerfen will, biblische und nationale Anklänge und Voraussetzungen. (V. 1. und 2.: Die treue Gärtnerpflege des Heilandes an seinen Jüngern im Garten des irdischen Gottesreiches. V. 3.: Das herrliche Gedeihen der Jünger unter dieser Pflege oder ihre dankbare, thätige Gegenliebe.[1]) V. 4., 5.: Die treue Gärtnersorge des Heilandes an seinen Jüngern im Tode und in der Ewigkeit. V. 6.: Das ewige Blühen der seligen Himmelsbürger. V. 7.: Innige Bitte um gleich treue irdische Pflege und ewige Sorge, gerichtet an den himmlischen Gärtner. — Mit dem „Blühen, das nimmermehr erstirbt" V. 6., weil es stattfindet im „ew'gen Lenz des himmlischen Gefildes" V. 7., vergleiche man behufs der Erläuterung den ersten Vers in Sch. Liede: Sehnsucht: „Wo die fremden Blumen blühen, ruhte meine Seele aus.") Die Schlußbitte macht das Lied nicht zur Parabel: es fehlt ja die ausdrückliche Deutung des Bildes, wie z. B. in den biblischen Gleichnissen, in Rückert's „Tod und Leben". Durch die sinnlich klare Veranschaulichung des unter Jesu treuer Pflege herrlich gedeihenden Christenlebens (in Herz, Wort und Werk), welche das Reich der Gnade und das fruchtbare Leben darin unter der bildlichen Hülle eines lieblichen Blumengartens rein malerisch darstellen will, soll der lebhafte Wunsch geweckt werden, der an diesem reichen und verheißungsvollen Leben Theil haben will. In der Schlußbitte kommt nun diese, durch die Anschauung des fesselnden Gemäldes bewirkte heiße Sehnsucht zur Aeußerung. In Tieck's, Brentano's und Schenkendorf's volksthümlichen Naturpoesien sehen wir also eine tief und ernst religiöse Auffassung des

---

[1]) Man legt die etwas schwierige bildliche Darstellung in V. 3. am klarsten für Volksschüler aus durch die Erinnerung an die bildlose Darlegung des gleichen Gedankens in Schenkendorf's Liede: Sehnsucht, V. 3. (Münst. Les. 3., 398.) „An dem Armen, Blöden, Niedern will ich dankend ihm erwidern, was er liebend mir gethan." Denn die „Ranken", mit denen die „in liebenden Gedanken fröhlich blühenden" Blumen „den Gärtner umziehen möchten", sind eben die Früchte oder die thätigen Erweise dieser dankbaren Liebe.

Naturlebens im Vordergrunde stehen. Schenkendorf's Lobpreis des Bauernstandes (bei Grube S. 291.: „O Bauernstand, o Bauernstand, du liebster mir von allen" u. s. w.), ähnlich dem Liede von Matth. Claudius: „Der glückliche Bauer" (Vivat der Bauer, vivat hoch!") gehört zur Klasse der Berufslieder, speziell der „Bauernlieder", mithin unter die große Gruppe der volksthümlich lyrischen Lieder vom „menschlichen Leben". — Der andere Mitherausgeber des „Wunderhorns", Achim v. Arnim aus Berlin (1781 † 1831), sei hier deshalb beiläufig erwähnt, weil er auch ein kurzes Naturlied von volksthümlichem Gepräge verfaßt hat, in welchem gleichfalls die religiös ermunternde Macht der Natur, und zwar ihre symbolische, predigende Zeugnißstimme den Hauptgehalt bildet. Es ist das weniger bekannt gewordene Liedchen: „Gottes Nähe" (z. B. in Joh. Minckwitz' neuhochd. Parnaß. 1864. S. 18. mitgetheilt).[1])

Ich sitz' allein
Im Sonnenschein
Und wein' und wein'!
Die Sonn' allein
Verläßt mich nicht,
Ihr Angesicht
Sie wendet nicht,
Und Gott den Herrn
Glaub' ich von fern

In ihr zu sehn
So schön, so schön!
In jeder Well'
Sein Bildniß hell!
In meiner Brust,
Mir kaum bewußt,
Steht auch sein Bild
So mild, so mild!

Der größte unserer Vaterlandssänger,[2]) Ernst Moritz Arndt aus Rügen (1769 † 1860), der außerdem ebenso sehr berühmt ist durch seine geistlichen Gedichte und Kinderlieder (namentlich Kindergebete), hat uns ebenfalls mit einigen werthvollen volksthümlichen Naturpoesien erfreut. Zuerst gedenken wir unter denselben derjenigen Dichtung Arndt's, welche wohl die meiste Verbreitung gefunden hat. Es ist die in den beiden ersten Versen ganz und gar episch (und zwar märchenartig) gehaltene „Ballade" von Sonne, Mond und Sternen (1809: Und die Sonne, sie machte den weiten Ritt um die Welt). Im Schlußverse aber tritt der lyrische Zug der Dichtung auf. Denn hier werden „die Sternlein" und der „liebe Mond", die bereits in den erzählenden Anfangsversen als sprechende und handelnde Personen dargestellt worden sind, als liebe Freunde begrüßt, da sie ja „verstehn, was still in dem Herzen wohnt in der Nacht". Aus Claudius' und Tieck's Liedern sind uns die „trauten Sterne" bereits bekannt als gleichsam mitfühlende Wesen, die unsere tiefsten Herzensbedürfnisse gar wohl kennen und durch die Erinnerung an den lieben Vater „über'm Sternenzelt", sowie durch ihr lautes Zeugniß von einer schöneren himmlischen Welt zu befriedigen wissen.[3]) Auch hier sehnt sich der

[1]) Dabei sei eines erzählenden Gedichtes des schon früher erwähnten romantischen Dichters Fr. Kind gedacht, welches zu thätiger Uebung des Glaubens und der Liebe, sowie zu frommem Gottvertrauen ermahnen will: „Armes Kind zu Weihnacht." (Münst. L. 1., 83.)

[2]) Hierbei erinnern wir nachträglich an ein beliebtes neueres Volkslied, welches das Lob der Heimath singt: „In der Heimath ist es schön auf der Berge lichten Höh'n." — Vielbekannt ist ferner ein früher auch nicht erwähntes Liebeslied der neueren Volksdichtung, welches Fink irrig dem Dichter Gleim zugeschrieben hat: „Ein Schäfermädchen weidete zwei Lämmer an der Hand."

[3]) Vgl. den ähnlichen Gedanken in Arndt's „Abendliede des Reisenden" (z. B. in Viehoff's Leseb. I., S. 298.) V. 1. „Gegangen ist das Sonnenlicht; Still schweiget Feld und Hain, Und hell am Firmamente bricht Hervor der Sterne Schein: Und hell aus stiller Seele blitzt Ein wunderbarer Strahl Von dem, der ewig waltend

Dichter schließlich nach dem wohlthuenden Anblicke dieser „himmlischen Lichter" der Nacht, weil er weiß, daß sie seine geheimsten Wünsche kennen, die ihn vom Getümmel der Erde hinweg nach oben hin treiben zur Herzensgemeinschaft mit dem „Vater des Lichts". Die sternhelle Nacht erregt in religiösen Gemüthern selige Empfindungen und Vorstellungen einer herrlich schönen, von Sünde und Elend freien, himmlischen Friedenswelt, und solchen Herzensgenuß will unser Dichter durch den Anblick der nächtlichen Himmelslichter sich bereiten: das sind die „freundlichen Spiele der Nacht", in denen er begehrt, „lustig mit schwärmen und spielen" zu dürfen mit den friedlich dahin wallenden, mildstrahlenden Sternlein, den Begleitern des milden, lieben Mondes. Verwandte Gedanken begegnen uns in dem bekannten volksthümlichen „Abendgebete" Arndt's (im Wack. Leseb. I., S. 178.). Der Christ muß, ehe er sich zu Ruhe begiebt, „zuvor noch in die Nacht herfür" treten, um da draußen „sich christlich zu bereiten mit Liebesdank und Liebesgruß." (V. 2.) Denn die sternhelle Nacht mit ihrem Friedensantlitze offenbart uns ja so deutlich, wie (V. 3.) „der milde Vater aller Welt von oben Wache hält", so daß uns „die Nacht ein Liebeswort" Gottes wird (V. 6.). Drum kann der Christ nicht anders: er „muß sehen, wie die Sterne blinken und noch den Odem Gottes trinken". Denn die „hellen Sterne" sind ja die Boten der wachenden Liebe Gottes (— vgl. das bei Tieck citirte Uhland'sche „Lied des Armen" hierzu, sowie Hebel's „Wächterruf" V. 1.: Im Himmel wacht ein heiter Aug' die ganze Nacht. — Psalm 126.). Deshalb bittet der Christ: „Vernimm mein stammelndes Gebet, das zu hellen Sternen geht" (V. 3.). Ganz wie in Tieck's Nachtliede, treten also in diesen echt kindlich religiösen Nachtpoesien Arndt's die Sterne als Symbole der allzeit wachsamen Liebe Gottes auf, sowie als Verkündiger des himmlischen Friedens, ja selbst als Kinder dieses Friedens. Aus allen Liedern dieses urkräftig deutschen Geistes klingt immer der eine religiöse Grundton seines kernhaft nationalen und christlichen Manneslobes: „Wer ist ein Mann? Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut". Alle Naturschönheit ist diesem Kämpen der Freiheit und des Glaubens stets ein Spiegel der Seelenklarheit und ein laut mahnender Fingerzeig zum Trachten nach unserer ewigen Heimath. So namentlich in dem köstlichen Liede von der „Himmelfahrt" unserer Seele (— in Hammer's Samml. S. 173.). Die Frühlingslust ruft uns hinaus in „die grüne bunte Welt". Dieser „Glanz der bunten Erdenlenze" (V. 3.) läßt uns sehnsüchtig träumen von der Herrlichkeit des verlornen Eden. (V. 1.) Da ergreift uns heißes, mächtiges Verlangen nach der Pracht und Wonne des ewigen Lenzes im seligen Leben bei Gott, und die Seele, die „von Lerchenart" ist (V. 2.), verkündet jetzt „voller Lust" das Lob ihres „frohen Heimathsortes" und „fliegt", wie die steigende Lerche, auf Hoffnungsschwingen nach oben „in's Land der ew'gen Kränze". Zu so begeisterter Himmelssehnsucht vermag die Lenzeswonne der Natur dies starke, mannhafte und doch so kindlich gläubige Herz zu erregen!

V. 1. Wie prangt im Frühlingskleide
Die grüne bunte Welt
Und hat in Wald und Heide
Musik und Lust bestellt!

---

sitzt Im hohen Himmelssaal." Desgleichen hier V. 4.: „Komm, wirf den frommen Liebesstrahl Mir warm in's arme Herz Und die Gedanken allzumal, O! zieh sie himmelwärts!"

Wie klingt und spielt der Scherz
In Büschen rings und Bäumen
Von Edens Blumenträumen
Den Klang in jedes Herz!

Zuletzt sei auf Arndt's liebliches „Morgenlied" (in Wack. Leseb. I., S. 35.) verwiesen. Es ist ein kindliches und durchaus volksthümliches Lied. Es hat das Gepräge der Naturschilderung, aber mit derselben verflicht der Dichter, der sich die Natur immer nur als eine Botschafterin der Herrlichkeit des Schöpfers und als eine andächtig betende Gemeinde vorstellen kann, wieder den Zug religiöser Symbolisirung und Personificirung, hier des Vogelgesanges am Morgen — (wie bei Brentano und Lavater). Das Morgenlied der lieblichen Singvögel (Nachtigall und Lerche), ja selbst das morgenliche Lustgeschrei des sanglosen Kukuks und Zeisigs ist deshalb zum Sinnbilde eines dankbaren Morgengesanges frommer Christen gemacht, denen diese Vöglein nun in ihren „dankbaren, lauten Freudengesängen" gleichgestellt werden. Es soll die herrliche Schönheit eines prächtigen Lenzmorgens geschildert werden. Das bildet den Hauptinhalt unseres Liedchens. Worin ist diese Schönheit zu suchen? Erstlich in der Pracht der blühenden und duftenden Blumen und Bäume weit und breit. (V. 1.) Sodann im „frommen, lauten" Freudenliede der Singvögel (V. 2.), endlich im dankbaren Lustgeschrei des Kukuks und Zeisigs (V. 3.).

1. Die Nacht ist nun vergangen;
Der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah.

2. Die frommen Nachtigallen,
Die singen laut im Freudenklang;
Die Lerchen höchst vor allen,
Zum Himmel bringen sie Gesang.

3. Der Kukuk auf den Zweigen
Und auch der Zeisig klein,
Sie wollen sich dankbar zeigen:
Will keiner der letzte sein.

Der Baron Friedrich de la Motte Fouqué aus Brandenburg (1777 † 1843) ist durch seine feurig ritterlichen Kriegslieder („Frischauf zum fröhlichen Jagen"), seine geistlichen Gedichte (z. B. „Gottes Zucht" — im Münst. Les. 3., 20. —), seine patriotischen Dichtungen (z. B. das innige nationale Trauerlied auf den Tod der preuß. Königin Luise: „Brandenburgisches Erntelied." 1810: „Die Halm' und Aehren winken uns reich und mild" — im Cöpenik'schen Les. A. S. 190.) berühmt. Volksthümliche Naturlieder[1]) hat er nicht hinterlassen. Man müßte denn das tiefinnige, klangvolle und zart allegorische Winterlied Fouqué's: „Das Feierkleid" (in Hammer's Samml. S. 235.) wegen seiner einfachen Sprache und anziehenden, leicht verständlichen Bildlichkeit, sowie um seiner zart religiösen Naturbetrachtung willen dazu zählen wollen, obgleich es wenig verbreitet ist.

1. Wie langsam, Schnee, du niedersinkst,
Ein feiernd stiller Chor!
Und dann als reiner Silberflor
Weit auf der Eb'ne blinkst!

2. Mir wird, als stieg' in Herrlichkeit
Der Engel Schaar herab
Und deckte weit das Erdengrab
Mit reinem Feierkleid!

---

[1]) Zu der Gruppe der „Berufslieder" läßt sich das kräftig schöne, dem gewaltigen Meeresbrausen verwandte „Thurmwächterlied" Fouqué's (in Wack. Leseb. Th. II., S. 335.) zählen, das, wie es bei den romantischen Dichtungen überhaupt Gewohnheit ist, nicht ohne frisch religiöse Ermunterung ist, welche der Schlußvers enthält. Man vergl. damit Fr. v. Meyer's († 1849) Lied: „Gottes Treue". (Wack. Les. 1., 32.)

3. Da keimen Blumen drunter aus
Voll Auferstehungsmacht
Und strahlen einst in Liebespracht
Durch's ew'ge Himmelshaus!

Von Krummacher und Hebel haben wir die Auffassung des Schnees als einer wunderherrlich glänzenden, für Thiere und Pflanzen höchst heilsamen Schutzdecke kennen gelernt. Das ist die zunächst liegende, vom Aeußeren entnommene Betrachtung dieser Naturerscheinung. Fouqué's Dichtung aber führt zu einer tieferen, zu einer lieblich religiösen Auffassung des Schnees. Dieselbe geht aus von drei äußerlichen Beobachtungen: das feierlich langsame und stille Herniederwallen der zarten, kunstvollen Flocken; das silberhelle Leuchten des weithin gebreiteten Schneeteppichs; das verborgene Keimen der unter der weißen Grabesdecke schlummernden Erdengeschöpfe. — Diese Wahrnehmungen haben des Dichters religiöses Gemüth wunderbar ergriffen. Er schaut in diesem wunderbaren Wallen, Leuchten und Keimen im Naturreiche ein anschauliches Gemälde eines unsichtbaren Vorganges ähnlicher Art im Reiche der Gnade und der Geister. Im feierlich stillen Wallen der zahllos herabsinkenden Flocken bildet sich dem sinnend zuschauenden Dichter ab das Herabsteigen des Chores der herrlichen, heiligen Engel, die auf Erden walten sollen nach Gottes Rathschlusse als „dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienste um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit." Die weiße Farbe des Schnees kommt hinzu, ihn in dieser sinnig religiösen Betrachtung zu bestärken: das Weiß ist ein gewöhnliches und durchaus passendes Sinnbild der Reinheit, Frömmigkeit, Heiligkeit. (Man denke an die Verklärung und Himmelfahrt des Herrn.) „Feiernd" steigen die heiligen Engel hernieder. Ewig feiern sie ja vor Gottes Thron dessen Lob in Preis und heiligem Wandel, denn dort „geschieht Gottes Wille" ohne Aufhören. Der Dienst Gottes ist die treibende Kraft ihres seligen Friedenlebens. Diese Gottesfeier mit ihrer belebenden und beseligenden Macht wollen sie auf Erden unter den Menschen verbreiten. In der Uebung dieser mächtig wirkenden Feier sind sie begriffen, indem sie herabkommen zu uns. Sie bringen, wie bei des Heilands Geburt, den lebendig und selig machenden Gottesdienst des Glaubens, des Friedens auf die Erde. Arm, öde und wüst, wie der Winter, ist der Mensch allezeit, der ohne Gott dahinlebt. Ein „Grab" heißt darum die Erde. (V. 2.) Ohne wahres geistliches Leben, ohne Hoffnung auf die Seligkeit geht der gottvergessene Mensch einher. Er ist todt bei lebendigem Leibe. Es fehlt ihm die Kraft des rechten Lebens. Nun leuchtet aber, wie der blinkende Silberflor des weiten Schneegefildes, durch Gottes heilige Boten über die Menschheit ausgebreitet, der reine Glanz des Lebens aus Gott über die, welche saßen in Finsterniß und Schatten des Todes: „das Reich Gottes inwendig in uns," das da „stehet in Kraft", das da ist „Friede und Freude im heiligen Geiste." Die heiligen Engel sollen uns ja nach dem biblischen Zeugnisse dienstlich und förderlich sein zum Ererben der Seligkeit. Fürwahr in solcher erhebenden „Herrlichkeit" sind die Boten des himmlischen Lebens und Friedens zu uns herabgestiegen. Diese himmlische Friedensherrlichkeit spiegelt der wunderklare Schneeglanz abbildlich wieder. Nun ist das sonst todte Grab des weiten Erdenrunds belebt: Engel haben das „reine Feierkleid" des Himmelslebens und Himmelsfriedens darüber gebreitet. „Tod, wo ist nun dein Stachel?" Leben keimt auf unter der gewaltigen Wärme

und Kraft dieses Friedenskleides; Gottes Odem erweckt die erstarrten Geister; sie beginnen unter seinem Geisteshauche zu erblühen als „Blumen“ (— vgl. vorhin Schenkendorfs Lied —). Ein Garten Gottes ist die Menschheit worden. Täglich erstehen sie als neue Menschen, und in ihnen lebt die köstliche Gewißheit vom Erbe des seligen, ewigen Friedenslebens „im ew'gen Himmelshaus.“ Dies sieht Fouqué abgebildet im verborgenen Keimen der unter der schützenden Schneedecke sicher geborgenen Creaturen. Denn innerlich im verborgenen Herzensgrunde reift das Leben der Christen heran, wenn es die Himmelserbschaft erlangen will. „Nun denn wir sind gerecht geworden im Glauben, haben wir Frieden mit Gott.“ Wo sollte tieferes „Naturgefühl“ gefunden werden, als in solchen Naturpoesien der Romantiker; wo wärmere Religiosität in der sinnigen Beobachtung des Naturlebens? (Ein ähnliches zart religiöses Lied, welches durch sinnige Betrachtung der fallenden Schneeflocken veranlaßt worden ist, hat die bekannte neuere geistliche Dichterin A. v. Danckelmann — in ihrem „Andachtsbuche“ 1854 — verfaßt, doch hier tritt im Schlußverse die [parabolische] Deutung zur bildlichen Darstellung, durch welche wir die religiöse Mahnung empfangen, die unter der Form des sehnsüchtigen Wunsches ausgedrückt ist: „Gleich der Flocke möcht' ich sein, die so rein, als sie geboren, sich verzehrt im Sonnenschein.“)

In vielen Lesebüchern findet sich das Tannen-Lied des aus Greifswald gebürtigen patriotischen Dichters Karl Lappe (1773 † 1843), der meist zu den Dichtern der romantischen Schule gezählt wird: er gehört mit Giesebrecht, Wetzel, Stägemann, den beiden Follen zu dem weiteren Kreise der begeisterten Freiheitssänger von 1813—15 und ist besonders durch das frische Lied: „Nord oder Süd“ bekannt geworden. Seine Gedichte erschienen im Jahre 1824 als Sammlung unter dem Titel: „Blätter“ zu Stralsund. Sein Lied von der Tanne steht z. B. in J. Seele's Kinderliedersammlung S. 194. und bei Grube S. 215. (Vgl. dazu das Volkslied vom grünen, treuen Tannenbaume, ferner Niclas Müller's, eines Dichters aus der schwäbischen Schule, Lied auf die Tanne im Cöpenick'schen Lesebuche A. S. 92., sowie Freiligrath's Dichtung über diesen Baum — bei Grube S. 216.) Ein frisches, munteres, echt volksthümliches Lied ist dies Loblied eines Knaben, welcher die vielen Vorzüge der Tanne, unter der durchweg herrschenden Form kindlich freudiger Anrede an den, als Person aufgefaßten, geliebten Baum, jubelnd und preisend verkündigt. Wiederum also ein Kinder-Naturlied, in welchem, wie in den Liedern von Anschütz, L. Hensel („Du Bächlein, silberhell und klar“ — nach Göthe) u. a. m., das in der kindlich-märchenartigen Phantasie als Person lebende Naturwesen vom Kinde wie Seinesgleichen angeredet wird. Der romantischen Schule verdankt unsere Jugenddichtung somit auch einen Beitrag zur Pflege gesunder kindlicher Naturpoesie. Gepriesen wird der schmucken, schlanken Tanne erhabene Höhe (V. 1.), ihr unvergleichlich grünes „Haar“ und „unwandelbares Kleid“ (V. 3.), ihr hübscher, krauser, im Winde gar mächtig rauschender Lockenkopf (V. 4.), der Schmuck ihrer spitzen, feingeschliffenen und doch so ungefährlichen Blätter oder Nadeln (V. 5.), sowie das „hübsche Spielwerk“ ihrer „runden, glatten, grünen, bunten Zapfen“ (V. 5.). So ist der geliebte Freund der Jugend als ein stattlicher, schön geschmückter Waldmann im grünen Jägerkleide den heiter dreinschauenden Kinderherzen lebhaft vor's Auge gemalt, und gar freudig werden sie sein gedenken, wenn sie hören, wie köstlich das Spielwerk ist, das er für fleißige, artige Knaben dutzendweise

in Bereitschaft hält, wie's im sechsten Verse heißt, der diese Kinderfreude in die anmuthige Gestalt kindlich dringender Bitte kleidet. Offenbar ist dieser Vers derjenige Theil des Liedes, welcher den kindlichen Ton am glücklichsten getroffen hat und am lebendigsten malt:

O Tanne mein, o Tanne mein!
Was hängt dir da so rund?
Das muß ein hübsches Spielwerk sein,
So glatt, so grün, so bunt!
O, lieber Baum, ich bitte sehr:
Wirf mir ein Dutzend Zapfen her!

Ja, wie stattlich nimmt sich der riesige Baum aus unter den vielen andern Nadelhölzern und Baumstämmen, die neben ihm wie schwächliches, schiefgewachsenes „Pack" aussehen! (V. 7.) Drum lob' ich mir den Tannenbaum, des Waldes starken „Flügelmann." Und ich bin ihm gar zu gut. Was soll er da im Walde unter so ungleichen Genossen, die ihn nicht so lieb haben, wie ich, die ihn vielleicht scheel ansehen und fortwünschen? Ja, „komm' mit, mein lieber Baum!" Zu diesem sehnsüchtigen Wunsche steigert sich schließlich (V. 8.) der kindliche Preisgesang. Der Knabe will den lieben Baum ganz nahe haben und ihm im „freien Raume vor der Thür" ein ungestörtes Plätzchen zum Wachsen und Gedeihen bereiten, und wenn er einmal wird Schiffsherr sein, dann soll niemand anders der Mastbaum des stolzen Seglers werden, als der schlanke, starke, schmucke Tannenstamm. Mit diesem, treu aus frischer Knabenphantasie geschöpften Zukunftstraume schließt das köstliche Kinderlied:

V. 1.

O Tannebaum, :,:
Was bist du schlank und hoch!
Man sieht den bunten Vogel kaum,
Der auf den Wipfel flog!
Vom Wipfel bis zur Wolke Saum
Scheint mir nur eine Spanne Raum.

V. 8.

O Tanne schlank, o Tanne schön!
Komm mit, mein lieber Baum!
Du sollst vor unsrer Thüre stehn,
Da ist ein freier Raum.
Und wär' ein Schiff mit Segeln mein,
So solltest du mein Mastbaum sein.

Einer der bedeutendsten neueren Lyriker ist der jung verstorbene Wilhelm Müller[1]) (1794 † 1827), herzoglicher Bibliothekar in Dessau, der Dichter der begeisterten „Griechenlieder" (z. B. Der kleine Hydriot. Alexander Ypsilanti. Vgl. Wack. Leseb. 1., 203., und 2., 199.) Sein Sohn ist der berühmte Sprachforscher Max Müller in London. Wilhelm Müller's lyrische Kraft liegt (nach Barthel a. a. O. 1862, S. 129.) „in seiner liebreizenden Dichtungs- und Darstellungsgabe", wodurch er im Vereine mit Eichendorff „einer der Hauptträger deutscher Gemüthsinnigkeit" geworden ist. Beide Dichter sind darum hier zusammengestellt worden: ihre Lieder sind die „Nachklänge der Romantik". Wie ein Hauch altgermanischer Frische klingt heitre Fröhlichkeit, kindlicher Humor, herzliche Frömmigkeit erinnerungskräftig und belebend und erlabend durch die so zahlreichen trefflichen Naturlieder beider Dichter, namentlich durch ihre schönen Wald- und Wanderlieder. Von Wilhelm Müller's Naturliedern im Besonderen rühmt Barthel, daß sie, wie außerdem nur noch die gleichen Poesien Hoffmann's v. Fallersleben,

[1]) Er verheirathete sich im J. 1821 mit einer Enkelin Basedow's. — Er war einer der ersten gründlichen Sammler der deutschen Gedichte aus dem 17. Jahrhunderte, welche er von 1822—27 in 10 Bänden herausgab. Den 11. bis 14. Band hat K. Förster von 1828 bis 1838 nachgeliefert. Diese Sammlung hat bleibenden Werth. — Wie Müller „Griechenlieder" dichtete, so Platen und Mosen „Polenlieder".

aufs glücklichste das wahre Wesen des lyrischen Liedes, seine Frische, seine leichte, rasche Bewegung und sein musikalisches Leben wiederzugeben verstehen. Müller's Lieder entstanden auf seinen zahlreichen Reisen durch Deutschland. Er gab sie in mehreren Sammlungen heraus, z. B. „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" (1821 u. 1824) und „Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden", endlich: „Lyrische Reisen" (1827). Dauernd werden sich im Volksgesange erhalten die beliebten Lieder: „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein" und „Es lebe, was auf Erden stolzirt in grüner Tracht". Namentlich versteht er es, in den heiteren Berufs- und Wanderliedern die Stimmungen jener Stände getreu darzulegen, welche viel in der Natur zu verkehren pflegen, z. B. die Empfindungen des wandernden Müllers, des Jägers, Schiffers, Musikanten, Postillons u. s. w. Hierher gehören die in den meisten Volksschullesebüchern befindlichen, echt volksthümlichen, frischen Wanderlieder: 1. Der Wanderer. („Der Mai ist auf dem Wege, der Mai ist vor der Thür" — in Wack. Leseb. 1., 198., und im Cöpen. Leseb. S. 7.) 2. Wanderschaft. („Das Wandern ist des Müllers Lust!") Da sie zur Gruppe der lyrischen Lieder vom „menschlichen Leben" zu zählen sind, können sie hier nicht näher betrachtet werden. (Der Dichter hat auch die Sage vom „Glockenguß zu Breslau" episch bearbeitet.) Ein sehr liebliches Kinderlied Müller's ist das herzhaft frische Lied: „Kinderlust", das auch zur eben erwähnten Gruppe lyrischer Dichtungen gehört: „Nun feget aus den alten Staub und macht die Laube blank". So verdanken unsere Volksschullesebücher und Schulliedersammlungen diesem reich begabten Lyriker einen reichen Kranz köstlicher volksthümlicher Poesien von bleibendem Werthe. Unter Müller's Naturliedern haben sich besonders die folgenden allgemeine volksthümliche Geltung erworben:

1. Frühlingsmahl: „Wer hat die weißen Tücher gebreitet über das Land?" (Wack. L. 1., 1. Münst. L. 2., 179.)
2. Forelle: „In der hellen Felsenwelle schwimmt die muntere Forelle." (Cöpen. Les. S. 288.)
3. Wecker Wind (oder Morgenlied): „Wer schlägt so rasch an die Fenster mir mit schwanken, grünen Zweigen?" (Wack. Les. 2., 170. Viehoff's Les. 1., 319.)

Weniger verbreitet ist das z. B. in Lüben und Nacke's Leseb. (Theil IV., No. 172.) aufgenommene köstliche Lied: „Frühlingseinzug", welches theils den eilig ängstlichen Abzug des Winters, theils die anmuthigen Vorboten des Lenzes (Knospen, Morgenwind, Sonnenschein, Blüthenhauch, Nachtigall) unter den überaus lieblichen Personifikationen des Junkers, Ritters und sanften Schmeichlers schildert, wodurch sich die Vorzüge des bekannten Hagedorn'schen Lenzliedes mit den Reizen der beiden Winterlieder Hoffmann's v. Fallersleben (Winters Flucht und Winters Kampf) in einer Dichtung so glücklich mit einander verbunden haben.

Das „Frühlingsmahl" ist in einigen Lesebüchern nur in verkürzter Form zu finden. Es hat ursprünglich sieben Verse. Das Lied scheint Parabel zu sein. Man könnte das folgern aus dem dritten Verse, welcher die Antwort giebt auf die Fragen der beiden Anfangsverse. „Er ist es selbst gewesen, der gute reiche Wirth des Himmels und der Erden, der niemals ärmer wird." Doch daraus geht schon hervor, daß diese Antwort, die nur einen Theil des Liedes bildet, indem sie die Person des großen Gastgebers näher bezeichnen will, nicht,

wie es in der Parabel zu geschehen pflegt, die Deutung der gesammten Bildhülle unserer Dichtung angeben kann. Denkt man sich die Frageform der Anfangsverse hinweg und bringt den Gedankengehalt derselben mit dem Inhalte des dritten Verses in Verbindung, so tritt der dritte Vers an die Spitze, und es entsteht der, durch das spannende dichterische Frage- und Antwort-Spiel nur lebhafter, fesselnder dargestellte Sinn: Gott, der stets reiche und gütige Versorger aller Weltbewohner, hat wiederum im Lenze den Geschöpfen der Erde das üppige Gastmahl zubereitet, indem er von neuem das duftreiche, grün geränderte Tischtuch der weißen Baumblüthen aufdeckte im weiten Saale der verjüngten Natur, dessen Fußboden ein gar köstlich bunter Blumenteppich, dessen Decke das zeltartig gewölbte, hohe blaue Luftmeer ist. So muß uns diese dichterische Darstellung der genußreichen Schönheiten des neuen Lenzes als eine allegorische Naturpoesie erscheinen. Es ist eben erst Frühling geworden. Dies erhellt aus dem stehenden Gebrauche des Perfects in den vier ersten Versen. Der Lenz steht in der ersten, darum wunderbar entzückenden Frische seiner üppigen Schönheit. Das Malerische der Allegorie tritt dadurch klarer hervor, und noch anschaulicher wird das farbenreiche Gemälde durch den nachher auftretenden Gebrauch des lebhaft schildernden Präsens' und Imperativ's. Was will der Dichter abmalen durch diese frische Schilderung der Lenzeswonne? Die Ueberschrift giebt die Antwort. Die Genüsse, welche der junge Lenz in reichster Fülle allen Geschöpfen der Erde darbietet, sollen im sinnlich wahrnehmbaren Abbilde die alljährlich gleich reiche Güte des himmlischen Vaters verdeutlichen, mit welcher er, wie ein unendlich reicher und freundlicher Gastgeber, fort und fort allen irdischen Kreaturen das herrliche Gastmahl der Lenzeswonne bereitet. Der Grundzug dieses Liedes ist also wiederum die, in der romantischen Naturlyrik so häufig zu Tage tretende innig und kindlich religiöse Natursinnigkeit. Zur seligen Anbetung der reichen Gottesgüte fühlt sich der Dichter im Schlußverse getrieben, und so wird aus der köstlichen Allegorie der Lenzeswonne schließlich eine mächtig ergreifende und beseligende Naturandacht, aus der wir lernen, wie wir, als die durch Gott selber zu „Himmelspilgern" bestimmten höchsten Geschöpfe der Erde, im wahrhaft christlichen Sinne die reichen Schönheiten der Natur genießen sollen: die wunderreiche Naturherrlichkeit soll uns eine Führerin zum Himmel werden, eine Mutter kindlicher Gebetsseligkeit. Als solche religiöse Macht fand sich das Naturleben bereits in manchen anderen romantischen Naturpoesien dargestellt. Hier gewinnt diese Darstellung aber offenbar größere Lebhaftigkeit und Eindruckskraft durch die warme Innigkeit und kindlich selige Frische, mit welcher der Dichter sich selber diesem erhebenden Zauber der jung erblühten Lenzeswonne dahingegeben hat. (Die vier ersten Verse schildern die Vorbereitungen zum Gastmahle im weiten Speisesaale der lenzlichen Erde: a. die Ausschmückung des Speisetisches mit der kostbaren Tischdecke; b. die herrliche Schönheit des Fußbodens und der Decke im Speisesaale; c. den grünen Speisetisch, d. i. das junge Grün der Sträucher und Bäume. Außerdem wird der gastfreie Wirth nach seiner Person — in V. 3. — geschildert und von seiner Einladung an alle Geschöpfe erzählt: V. 4. Der fünfte Vers schildert in seligen und preisenden Ausrufen die kostbaren Speisen. Der sechste Vers läßt die besondere Einladung an die Thierwelt ergehen, wobei auf die lebhaft fesselnde Darstellung besonders zu achten ist, welche wiederum von der, des Lesers Interesse mächtig erregenden „dichterischen" Frage Gebrauch

macht: „Hört ihr des Wirthes Stimme?", worunter die „linden Lüfte" — nach Uhland — zu verstehen sind, die überall zum neuen Leben rufen als „des Lenzes Wehen" oder als der „Odem Gottes", der „herniederschwebt" in diesen warmen, sanften Winden, durch deren Hauch die „Erde verjüngt ersteht zum Leben wunderbar", wie Krummacher singt. Die eingeladenen Gäste erscheinen in zwei gesonderten Gruppen, die auch in verschiedenartiger Weise an den Genüssen des Mahles Theil nehmen. Der Schlußvers ruft die irdischen Himmelserben, die Menschen, zum andachtsvollen Genusse des Lenzesmahles auf: sie sollen Gottes Güte und Herrlichkeit, den reichen Naturschmuck, im seligen Gefühle der unverdienten Liebesgaben ihres himmlischen Vaters dankend und lobend anbeten. Es ist ein echt biblischer Anklang, wenn die Freuden, die Gott dem Menschen darreicht, unter dem Abbilde eines Gastmahles dargestellt werden. (Man vergl. hierzu Rückert's so durchaus wahres Wort: „Wenn Gott in dir nur ist, so wird in Höh'n und Gründen der Schöpfung überall sein Wirken dir sich künden.")

V. 7. Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich
Und sinke selig nieder
Auf's Knie und denk' an mich![1])

Leicht, wie das eilig durch die Kieselsteinklippen des seichten Bächleins dahinschlüpfende Fischlein, fließt das Lied von der Forelle dahin. Die drei ersten Verse schildern das heitere, muntere, behagliche Leben und Treiben derselben in recht malerischen, naturgetreuen und lebendigen Farben: man sieht den Bach über die weißen Kiesel plätschernd einher rieseln und erblickt das muntere Köpfchen der Forelle, wie es neugierig aus der kühlen Fluth emporguckt, und schaut vergnügt zu, wie sie gleich darauf wieder in die Wellen zurücktaucht und zu den lichten Steinchen dahinschnellt, die ein dünner Wasserstaub umspritzt. Mit großem Geschick schießt sie pfeilschnell im wiederholten Laufe durch enge Steinklippen im kieselreichen Bache und sonnt sich darauf, auf die glatte Fläche eines Steinchens gelagert, vor lauter „wohligem Behagen" lange Zeit in den Gluthstrahlen der, ihre Haut gar angenehm erregenden Sonne. So weiß die Forelle in entgegengesetzten Lebensgebieten, im Reiche der kühlen Wasser, wie im Gluthkreise der strahlenden Sonne, mit stets gleicher Heiterkeit sich schnell zurechtzufinden und wohl zu fühlen; ja sie versteht es auch, durch gefahrvolle, klippenreiche Pfade mit derselben Schnelle, Leichtigkeit und Munterkeit hindurchzuschlüpfen. Mit großem Vergnügen und sinnend über dieses Fischleins Lebensweise hat der Dichter aufmerksam und lange zugeschaut. Da äußern sich seine, durch dies Naturleben in ihm angeregten, sinnigen Betrachtungen zuletzt (V. 4.) in einem herzlichen Wunsche. Er bittet die Forelle, sie möge noch länger in seiner Nähe weilen, damit ihm noch genauerer Einblick in ihr lehrreiches Leben gestattet werde. Hierdurch ist das leichte und frohe Leben der Forelle als Sinnbild des „leichten (d. i. sorglosen, unverzagten) Sinnes" des Menschen dargestellt, der muthig durch die Nöthe und Gefahren des Lebens hindurcheilt und mit stets gleicher Frische in die entgegengesetzten Lebenslagen (der Freude und des Leides) hineinzugehen vermag. Die leichten Bilder dieses, den Kindern wohlbekannten Naturlebens, in welche die sittlich-religiöse Lehre

[1]) Man beachte die, das Gefühl der Andacht und Seligkeit wiederspiegelnden schönen Lautmalereien der doppelten Allitteration: „trinke trunken"; „sinke selig"; sowie die häufige Wiederkehr des jubelartigen Lautes: i in diesem Verse.

hier eingekleidet ist, machen dies schildernd-symbolische Naturlied den Zöglingen der Volksschule recht anziehend, was dem Verfasser die Erfahrung der amtlichen Schulpraxis öfters gelehrt hat. Es ist, als hörte man durch's ganze Lied die frische Weise des sorgenfeindlichen Gesanges: „Fahret hin, fahret hin, Grillen, geht mir aus dem Sinn", als munteren Grundton erklingen. Und, wo der Schlußvers im Treiben der, gewandt durch enge „Klippenstege" dahinschlüpfenden Forelle den Sinn gelehrt sieht, der hüpfend über die Klippen des Lebens und dessen „Drang hinwegschlüpft", da hört man fast Hebel's Mahnung im „Wegweiser" anklingen, die uns selbst in kargen Tagen zum Sparen ermuntern will: „Und geht's erst knapp daran (d. h. am Sparen) vorbei; und klemmt sich's hier und klemmt sich's dort: drück' dich nur durch — so kommst du fort!" Das Lyrische im Forellen-Liede ist durch die Bitt- und Wunschform des Schlusses ausgedrückt.

V. 1. In der hellen Felsenwelle
Schwimmt die muntere Forelle
Und in wildem Uebermuth
Guckt sie aus der kühlen Fluth,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieselsteinen,
Die das seichte Bächlein kaum
Ueberspritzt mit Staub von Schaum.

V. 4. Kleine, muntere Forelle,
Weile noch an dieser Stelle
Und sei meine Lehrerin!
Lehre mich den leichten Sinn:
Ueber Klippen wegzuhüpfen,
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen
Und zu gehn, ob's kühlt, ob's brennt,
Frisch in jedes Element.

Allegorie kann das Lied nicht sein, da der wünschende Schlußvers eine Art Deutung der voraufgegangenen Schilderung enthält. In den allegorischen Dichtungen (— in den Räthseln freilich selbstverständlich —) fehlt aber jegliche Deutung des Bildes. Parabel ist die Dichtung deshalb nicht, weil eine Mahnung ausdrücklich nicht ausgesprochen ist. Hineinlegen heißt aber nicht den Sinn erklären. Wenn Barthel von W. Müller's Liedern rühmt, daß man aus denselben herausfühlt, wie ihre heitere Fröhlichkeit und gemüthliche Lebenslust aus des Dichters innerstem Herzen kommt, so gilt dies Lob im vollsten Maße von dem kräftig frischen und frohen Morgenliede: „Wecker Wind". Ja, da muß bekannt werden: „Da jauchzt und jubelt, da singt und klingt es in diesen Liedern so frisch, so fromm und frei, wie die Lerche im blauen, wolkenlosen Himmel, und man wird unwillkürlich zum Mitsingen und Mitjubeln fortgerissen."

1. Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken, grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

2. „Heraus, heraus, du Menschensohn!"
So ruft der kecke Geselle:
„Es schwärmt vor Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle".

3. „Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?"

4. „Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken."

5. „Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang hat sie gesungen,
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen."

6. „Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben.
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben."

Welch' liebliche Personifikation in diesem, in Märchenweise dargestellten Lobliede auf die herrliche Pracht eines frischen Lenzmorgens! Der „junge Morgenwind" ermuntert den eben aus dem süßen Morgenschlummer erwachenden Menschen zum schleunigen Hinauswandern in das lebensvolle,

prächtig schöne Reich der morgenlichen Frühlingsnatur. Aus den einladenden Schilderungen des „Weckers", des „kecken Gesellen" (V. 2—5.), tönt Lavater's begeistert staunender Freudenruf als Grundton heraus: „O Gott! Wie glänzt im Thaue die schöne Morgenflur! Die Welt, so weit ich schaue, zeigt deiner Güte Spur!" Der frische, ins Freie lockende Morgenwind erscheint in der anziehenden Gestalt eines lustigen, fröhlichen Burschen, der es wohl meint mit dem Menschen; aber Langschläfer kann er nicht leiden. Drum macht er sich einen Spaß mit dem Schläfer. Vor dem Fenster steht ein jungbelaubter Baum, in dessen Zweigen die süße Nachtigall „ihre reizenden Lieder ertönen" läßt. (Hagedorn.) Mit kecker Hand schlägt er das ergrünte Gezweig an's Fenster der Schlafkammer, daß der Schläfer erwacht. Verwundert frägt der Erwachte jetzt nach dem dreisten Störenfried. Der ruft ihm auch gleich ohne Scheu seinen Namen zu, schilt den Langschläfer, daß er die herrlichen „Frühlingswonnen" draußen in der dumpfen Kammer so unverantwortlich verträumt hat. Nun lockt er den Erstaunten durch die lobpreisende Schilderung jener reichen Wonnen in's Freie, entschuldigt sich darauf (V. 6.) wegen seines kecken Streiches und mahnt schließlich dringend zu ungesäumtem Hinauseilen, indem er sich auf die kurze Dauer der schönsten Jahreszeit beruft. Wo giebt es eine gefälligere und sinnigere Einkleidung der Freude, die uns ergreift, wenn uns die an's Fenster klopfenden Zweige des frisch ergrünten Baumes am reizenden Frühlingsmorgen aufwecken, so daß wir nun mit Staunen hinausblicken in die lebensreiche Lenzespracht und schnell zu ihrem Genusse hinauseilen? Das Sinnige liegt hier nicht bloß in der köstlichen Personificirung des Windes, sondern vor allen Dingen darin, daß der lustig dreiste „Wecker Wind" in ein Zwiegespräch mit dem aufgeweckten Menschen geräth und nun selber, als einladender Freund, durch die lebendige Schilderung der Maischönheit das Lob des Lenzmorgens verkündet.[1])

Dem „letzten Ritter der Romantik", dem Katholiken Joseph Frhrn. v. Eichendorff, einem Oberschlesier, zuletzt (von 1830 bis 1843) Reg.-Rath im preuß. Kultusministerium (1780 † 1857 in Neiße), verdanken wir eine große Zahl köstlicher volksthümlich-lyrischer Naturlieder, die sich durch den Gesang einen weiten Freundeskreis erworben haben. „Er ist ein Mensch des Herzens, der sich der Natur in die Arme wirft, aus ihr den Geist, die Liebe, die Religion, alle hellen Freuden und alle dunkeln Gefühle des Lebens herausfühlt, und das Alles mit der natürlichen Sangeslust eines Waldvogels in die Welt hinaussingt. Seine Lieder stehen in ihrer duftig-poetischen Färbung und süßen Melodik fast einzig in unserer Lyrik da." (Barthel a. a. O. S. 121.) Von großem Werthe für die Literatur-Geschichte sind Eichendorff's Werke über die romantische Poesie (1847), über die deutschen Romane im 18. Jahrh. (1851), über die Geschichte des Dramas (1854), sowie seine Gesch. der poet. Literat. Deutschlands (1857). Seine lyrischen Gedichte

[1]) Des romantischen Dichters Adalbert v. Chamisso (1781 † 1838) kann hier nicht eingehend gedacht werden, da er meistens epische Dichtungen verfaßt hat. Sein (in Lüben und Nacke's Leseb. II. 16. aufgenommenes) Gedicht: „Die Schwalben" hat einen lyrischen Zug, obgleich auch hier die Erzählung und Schilderung stark in den Vordergrund tritt. Es wird hier das Leben und Treiben eines Schwalbenpaares in seinem Neste anschaulich geschildert, namentlich die Sorge der Alten für ihre Jungen, worin das erzählende Kind schließlich ein Sinnbild der Elternliebe erkennt. In unsere Volksschullesebücher ist namentlich das erzählend-lehrhafte Gedicht: „Die Sonne bringt es an den Tag" von Chamisso übergegangen, z. B. in das Cöpenick'sche Leseb. A. S. 82.

erschienen zuerst im J. 1837. Am besten gelungen und am meisten verbreitet sind Eichendorff's Wald= und Wanderlieder. Hier weiß er „die traute Heimlichkeit der Natur so trefflich zu schildern, daß es einen unendlich anheimelt". Er versenkt sich aufs innigste in den Zauber der Natur, die in ihm die seligsten Gefühle, die erhabensten Gedanken und Entschlüsse weckt. Man hat deshalb seine vorherrschend lyrische Naturdichtung öfters als eintönige „Gefühlspoesie" eines „Walddichters" tadeln wollen. Aber die heitere Frische, Einfachheit, Innigkeit, Wahrheit, Kindlichkeit und oft humoristische Farbe seiner Naturlieder wird sie auf lange Zeit hin im Herzen und Gesange des Volkes erhalten. Dazu kommt die religiöse Wärme, welche vielen seiner Naturdichtungen fast den Character geistlicher Lieder aufprägt. (Auch als Dichter von Kinderliedern ist E. bekannt und beliebt; vgl. z. B. das herzliche Schlafliedchen „Gottes Segen": Das Kind ruht aus vom Spielen; am Fenster rauscht die Nacht u. s. w. — in Seltzsam's Leseb. S. 79. und in J. Seele's Samml. v. Kinderliedern S. 3., womit man das in letzterer Samml. findliche schöne Volkslied: „Schon guckt herein der Abendstern", S. 7., zusammenhalten wolle.)

Am meisten bekannt, ja fast zum Volksliede geworden, auch durch die köstliche Melodie, ist Eichendorff's schmerzenstiefes Liebeslied: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad", das zuerst in Just. Kerner's „Dichterwalde" (Tübingen, 1813) erschien und bereits 1809 gedichtet ward. (Das ähnlich beginnende Lied Kerner's: Dort unten in der Mühle saß ich in süßer Ruh' — ist eine ernste Todesmahnung, im J. 1830 gedichtet.)

Folgende volksthümliche Wanderlieder Eichendorff's sind am meisten verbreitet: 1. Reiselied (oder: Der wandernde Musikant): „Durch Feld und Buchenhallen" — (in Wack. L. 3., 94.) 2. Der frohe Wandersmann: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" — (im Münst. L. 3., 180., Cöpen. L. A. S. 8.); desgleichen folgende Waldlieder (d. h. Lobpreisungen der Waldesherrlichkeit): 1. Im Walde: „O Thäler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald". 2. Der Jäger Abschied vom Walde: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" (beide z. B. in Auras' und Gnerlich's Leseb., 1865, II, 304. u. 307.); endlich folgende, schildernd=religiöse, schildernd=lyrische und schildernd=vergeistigende Naturlieder:

1. Morgengebet: „O wundersames, tiefes Schweigen." (Wack. Les. 2., 161.)
2. Morgenlied: „Kein Stimmlein noch schallt." (Auras und Gnerlich L. 2., 297.)
3. Morgendämmerung: „Es ist ein still Erwarten in den Bäumen." (Ebendas. 2., 296.)
4. Winternacht: „Verschneit liegt rings die ganze Welt." (Bei Hammer S. 235.)
5. Abendlandschaft: „Der Hirt bläst seine Weise." (Bei Minkwitz S. 119.)

Grade aus der innig religiösen Herzlichkeit der Eichendorff'schen Naturlieder lernt man Luther's Wort verstehen, welches den hohen Werth des Naturlebens für empfängliche Gemüther folgendermaßen ausdrückt: „Wer Gott erkennet, der erkennet auch die Kreatur, verstehet dieselbige und hat sie auch lieb. Denn in der Kreatur sind Fußstapfen und Merkmale der Gottheit."

Die Tiefe der Empfindungen, welche die Reize der Natur in E.'s empfänglicher Seele zu wecken pflegten, tritt recht hell zu Tage in dem schildernd-lyrischen Liede: „Abendlandschaft". Er begnügt sich nicht damit, ein farbenreiches Gemälde der ruhenden Natur zu zeichnen, wie Matthisson, sondern stets tritt der Eindruck der Landschaft, namentlich aber der Zauber des Waldes, des „dunkelgrünen Hauses", in den Vordergrund. Die „grüne Waldesnacht" erfüllt ihn mit Schauer und Wonne zugleich, und am liebsten kleidet er diese Natureindrücke in die Form des Ausrufesatzes, z. B.: „Wie rauscht schon abendlich der Wald! Die Brust mir schaurig schwellt![1]) — Es lockt so tief, es lockt so fein durch's dunkelgrüne Haus!" (Zahlreiche Beispiele hierzu liefern die vorhin genannten Lieder.) So auch in dem kurzen und darum so gefühlstiefen Liede: „Abendlandschaft". Der erste Vers schildert die Situation, nämlich das sanft und leise zur Ruhe gehende, allmählich in den Schlummer versinkende Leben der Natur und der Menschen. Der Schlußvers zeichnet — theilweise in der ausrufenden Form des sehnsüchtigen Verlangens — den unbeschreiblich wohlthuenden Glanz des erblassenden Abendroths, der uns wie ein Spiegel einer lieblichen Friedenswelt jenseits der Erde erscheint und uns mit süßen Ahnungen und Hoffnungen, ja mit Heimweh nach dem himmlischen Vaterhause erfüllt:

1. Der Hirt bläst seine Weise;
Von fern ein Schuß noch fällt;
Die Wälder rauschen leise
Und Ströme tief im Feld.

2. Nur hinter jenem Hügel
Noch spielt der Abendschein —
O hätt' ich, hätt' ich Flügel
Zu fliegen da hinein!

Wie Uhland's Morgenlied („Noch ahnt man kaum der Sonne Licht." Wack. L. 3., 15.), stellt auch Eichendorff's Lied: „Morgendämmerung" den, gewaltig zum dichterischen Schaffen anregenden Eindruck des, nach und nach zu leiser Lebensäußerung erwachenden Sommermorgens (zur Zeit der Dämmerung) dar. Dies keimende Dämmerungsleben in der Welt der Singvögel und im leis wogenden Aehrenfelde haben beide Lieder in einer so naturgetreuen Zartheit geschildert, daß man sich sofort mitten in den unaussprechlichen Reiz des „stillen Feldes und Waldes" versetzt fühlt. Eichendorff's Lied führt noch den, auf der Personifikation der Bäume und Vöglein ruhenden Gedanken aus, daß letztere, im Vereine mit dem Sehnen des Menschenherzens, „still verlangt" und „gewartet" haben „auf's frohe Licht" (d. h. auf das Sonnenlicht, das Lebensfreude spendet aller Kreatur), weshalb sie ihr „Erwarten" auch im vereinten Liede als ein „sehnend Singen" während der „stillen Nacht" der Dämmerung aussprechen. In der That eine feinsinnige Deutung des noch träumerisch leisen Naturlebens der Dämmerungsstille! Solche Lyrik veredelt das Herz, verschönt die Natur.

(Schluß:) Ich aber stand schon lange in dem Garten
Und bin in's stille Feld hinausgegangen,
Wo leis die Aehren an zu wogen fingen.
O fromme Vöglein, ihr und ich, wir warten
Auf's frohe Licht: da ist uns vor Verlangen
Bei stiller Nacht erwacht so sehnend' Singen.

---

[1]) Diese Form des hier intransitiv gebrauchten Zeitworts ist unrichtig; sie muß lauten „schwillt". Indeß die Poesie liebt grade diese Form sehr. Wir fanden sie schon im vorletzten Verse des Bienenliedes von Spee: „Hoch schwellet mir der Muth". Vgl. das intransit. Verb in Hölderlin's „Wanderer" (in Wack. Les. 3., 1.): „schwellendes Gras"; die transit. Präsensform z. B. in Rückert's Lobpsalme (Wack. L. 3., 7.) V. 18.: „Alle Sinne, die des Sanges Woge schwellet himmelan."

Eine ebenso zarte und ansprechende Naturbetrachtung waltet in E.'s „Winternacht". Ist irgendwo von Tiefe des sinnigen Naturgefühls die Rede, so wahrlich in den köstlichen Naturpoesien der Romantiker. Schon manche herrliche Winterlieder sind uns begegnet und haben uns mit einer Fülle anmuthiger Personifikationen dieser rauhen Jahreszeit erfreut. Auch dadurch erfüllt die Poesie ihre Hauptaufgabe, verjüngend und erhebend auf uns zu wirken. Denn wenn grade der öde, freudenarme Winter durch die Poesie in das freundliche Licht einer belebten und anmuthenden Jahreszeit verklärt wird, so wirkt dies vortheilhaft auf unsere Stimmung und läßt uns die kalten, stürmischen, leblosen Tage unter solchem erhebenden Einflusse vergessen. Die abgelaubten Bäume predigen in ihrer Leblosigkeit die Oede und Armuth des Winters aufs lauteste. Das weite Schneegefild dünkt uns zunächst nur die schaurige Grabesdecke der Natur zu sein. Ja, es giebt kein treueres Bild der Verlassenheit, als den Winter. Solche Gedanken erfassen unsern Dichter, als er in der Winternacht das beschneite Feld beschreitet. Aber seine Sinnigkeit erhebt ihn bald über diesen ersten, niederschlagenden Eindruck. Ein Herz, das allüberall und immer das frohe heitere Leben als den Grundcharacter der Natur herauszufühlen pflegt, das vermag auch der so lebensarme Winter nicht irre zu machen am frischen Glauben an die unversiegliche Lebenskraft der Natur. Und dabei kommt ihm der Winter selbst zu Hilfe. Auch im Winter regt der Wind, dieser Lebensodem der Natur, seine Schwingen. Zwar ist es „stille Nacht", da das frohe Sommerleben der Kreaturen schweigt, aber „Windsgeräusch" kann auch inmitten dieser Grabesstille nicht fehlen, wie wir schon aus Tieck's Nachtliede erfahren haben. Der Wind ist uns von Wilh. Müller als ein munterer „Wecker", als ein Feind alles Schlafes geschildert worden. Auch im Winter bewährt er sich in seiner lebenweckenden Kraft, und zwar rüttelt er in der regungslosen Schneenacht gewaltig an dem starren, laublosen Baume, der im langen Schlummer gefangen liegt. Der Baum regt sich leise: sein Wipfel, das Bild des Hauptes, beginnt sich sacht zu bewegen, und das klingt wie die Rede eines Träumenden, der noch nicht zu vollem Leben erwachen kann. (Im Lenze freilich ruft der linden Winde [1]) Wehen — nach Uhland — auch die schlafenden Bäume an's helle Licht des frischen, vollen Lebens.) Ist doch die Nacht die Zeit des Traumlebens. Solch Leben führt auch der regungslose Baum in der Winternacht. Wir träumen das, was uns am meisten beschäftigt, was uns das Liebste im Leben ist. So träumt der im Winterwindhauche sanft sich bewegende, starre Baum von seiner schönsten Lebenszeit, vom künftigen Frühlingsleben, das er sehnsüchtig erwartet mit seiner erneuenden Jugendkraft, die ihm das „neue Blüthenkleid" bereiten wird, so daß er dann wieder neu „zu Gottes Lob kann rauschen". Was den Dichter in der Winternacht lebhaft erfüllt hat, als er das sanfte Neigen des Baumwipfels im Nachtwinde erblickt, das überträgt er vergeistigend auf den nackten, starren Baum: die jetzt nur erst im Traume zu schauende Lebensfülle des Lenzes mit seinem saftgrünen Rasenkleide, mit dem lebensfrischen Rauschen der munter plaudernden Wellen, in deren Getön sich dann auch das kräftig freudige Rauschen des zu neuem Leben erwachten, belaubten Baumes, wie ein lautes Gottlob, verweben

---

[1]) Der Parabeldichter Sam. v. Butschky („Rosenthal." 1679) sucht den Namen des Winters durch die Berufung auf die im Winter sich äußernde Herrschaft des Windes sinnig zu deuten. („Die vier Jahreszeiten." Wack. L. 2., 2.) „Dein Name soll Winter heißen, weil der Wind dein Herr ist."

wird. Damit ist dem kahlen, leblosen Baume menschliches Fühlen, Träumen, Sehnen, Hoffen und Beten beigelegt. Und grade dadurch, daß der winterliche Baum in seiner sanften, nächtlichen Regung als ein Mensch im sehnsuchtsvollen Frühlingstraume erscheint, grade hierdurch hat Eichendorff eine Höhe der Naturpersonifikation erstiegen, die, weil sie selbst das Lebloseste so feinsinnig zu beleben weiß, in die geheimnißvollen Tiefen des Naturlebens einen ahnungsvollen und erhebenden Blick werfen lehrt. Ja, durch solche geistvoll belebende Winterpoesie gelangen wir dazu, daß wir auch „mitten im Winter Sommerfreuden haben", wie das Fr. Arndt's „Morgenklänge" als eine christliche Pflicht mit Recht hinstellen. Solche Belebungen der öden Winternatur bilden darum köstliche Ergänzungen zu jenen volksthümlichen Winterliedern, welche (wie z. B. Claudius' Reiflied, Krummacher's und Salis' Winterpoesien) die eigenthümlichen Schönheiten dieser Jahreszeit lobpreisend schildern, während der lyrische Zug in den ähnlichen Dichtungen von Geibel und Hoffm. v. Fallersleben vorherrscht, obgleich wir auch dem Letzteren manche liebliche, namentlich für Kinderherzen recht geeignete Personificirungen des Winters verdanken. Justinus Kerner steht in der sinnigen Vergeistigung des Winters unserm Eichendorff'schen Nachtliede würdig zur Seite mit seinen „Winterblüthen". (Brandt, S. 565.) Seitdem sind die Themata von den Winterblumen oder „Eisblumen", sowie vom Wintertraume des Baumes vielfach in der neueren Poesie verarbeitet worden. (Anast. Grün's „Winterabend". E. Kulmann's „Frostblumen". Des Pädagogen Rebau Lied: Des Baumes Wintertraum.)

1. Verschneit liegt rings die ganze Welt:
Ich hab' nichts, was mich freuet!
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreuet.

2. Der Wind nun geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume:
Da rührt er seinen Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.

3. Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Wellenrauschen,
Wo er im neuen Blüthenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

Mit demselben meisterhaften Geschicke duftiger und naturgetreuer Malerei der geheimnißvollen Stille des Sommermorgens hat Eichendorff den schildernden Theil des religiösen „Morgenliedes" entworfen. Wiederum ist er in der traumhaft lebendigen und doch so stillen Dämmerzeit der „frühen Morgenstunde" hinausgegangen und steht „einsam auf stiller Höh'" und schaut in „großer Lust" erwartungsvoll, aber zugleich mit „kühlem Schauer in tiefster Brust" aus „nach dem ersten Strahle" des bald aufgehenden Sonnenlichts. „Wie still des Waldes wilder Raum!" Diese unbeschreibliche Schlummerruhe, die über die schlafende Natur jetzt noch ausgegossen ist, die namentlich den „Hallen des weiten Waldesgrundes" einen uns so mächtig ergreifenden, zur Andacht stimmenden Zauberreiz verleiht, wird nur belebt durch das von fern her wie leises Traumgelispel herübertönende Dahinwallen der Wellen des Stromes. Ein entzückendes und zum Himmel erhebendes Naturbild! Ja: „wie sieht da zu dieser Stunde so anders das Land herauf!" Wir fühlen uns lebhaft versetzt in die feierliche Andachtsstille eines erhabenen Domes. Da muß sich unserm staunend erregten Herzen diese Andachtsruhe der stillen Morgennatur mittheilen, und das sofort zur That werdende Gelübde des herzlichen und lauten Gotteslobes wird aus anbetender Seele in ein warmes Loblied hinübertönen. Und in demselben Augenblicke erwacht mit lautem, mächtigem Lobesschalle die soeben

noch vom Traume befangene Natur — denn im Osten erblitzt im rosigen Gluthgefunkel des Morgenlichts allbelebender Strahl — und des Menschen Anbetung fließt „hinein in das gewaltige Morgenopfer der rauschenden Wälder, der in der Höhe jubelnden Lerche — und diese Morgenstimmen erwecken alles andere Leben der nun in herrlicher Schöne erblühenden Sommererde aus den Fesseln des Traumes. Das ist echte Naturlyrik. Da erhält man Kraft zum freudigen Beginne des Tagewerkes.

1. Kein Stimmlein noch schallt von allen
In frühester Morgenstund':
Wie still ist's noch in den Hallen
Durch den weiten Waldesgrund!

4. Und ehe sich alle erhoben
Des Tages Freuden und Weh,
Will ich, Herr Gott, dich loben
Hier einsam in stiller Höh'.

5. Nun rauschen schon stärker die Wälder:
Morgenlicht funkelt herauf!
Die Lerche singt über den Feldern:
Schöne Erde, nun wache auf!

Das dritte der hier erwähnten Morgen-Naturlieder Eichendorff's ist am meisten verbreitet. Wiederum werden wir in den Andachtstempel des stillen Dämmerungslebens eines frühen Sommermorgens geführt. (V. 1.) Eine geheimnißvolle leise Lebensregung zieht, wie ein stilles Herzensgebet der nach und nach erwachenden Creaturen, durch die in Schweigen versunkene, tief einsame Natur.

1. O wundersames, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durch's stille Feld!

So ist die ganze bewußtlose Natur zu einer frommen Beterschaar vergeistigt, was uns an Claudius „Juniusstück" erinnert, in welchem die Erde im vollsten Lenzesschmucke als laut im Feierkleide jubelnde Beterin dargestellt ist, da Gott selbst an der Erde vorüberwandelt. Die religiöse Tiefe dieses Liedes beruht auf der erhabenen religiösen Vergeistigung des leisen Wälderwehens inmitten des regungslosen Schweigens der sabbathstillen Sommermorgenfrühe. Die Sabbathstille der feiernden Natur wird sonst oft als ein Vorzug des Sonntags in unserer Poesie gepriesen, z. B. von Uhland und Hoffmann v. Fallersleben. Die beiden vorigen Morgenlieder Eichendorff's stellten dar, wie der erhebende Eindruck der sabbathlichen Morgensommerfrühe sich im lauten Liede des mächtig bewegten Menschenherzens äußerte. Hier aber, entsprechend der gebetsartig leisen Regung des frühesten Sommermorgens, erscheint dieser sabbathliche Natureindruck in der Gestalt des stillen Herzensgebets des Dichters. Daher ist unser Lied auch ein „Morgengebet." Jenen zum stillen Beten drängenden Eindruck schildern die Schlußverse. In Eichendorff's Naturliedern besteht der poetische Gedankenbau also meistens in der Darlegung der Natursituation und der durch letztere verursachten Einwirkung auf das gefühlvolle Menschenherz.

2. Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen:
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth!

3. Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, über'm Strom der Zeit.

Im vorigen Liede stärkt sich der Dichter durch sein herzliches Loblied auf einsamer Bergeshöhe zu der Arbeit des geräuschvollen Tagewerkes und ist so ge-

wappnet wider alle Macht der „Freuden und des Wehes“ der verführerischen Welt. Jetzt aber erhebt sich das still betende Herz ganz und gar über die Welt; denn, wenn das leise Gebetswehen der Wälder in stiller Frühe des Sommers geheimnißvoll[1]) durch die schweigende Morgennatur dahinwallt, dann ist's der Gott liebenden Menschenseele so feierlich zu Muthe, als „ging der Herr durch's stille Feld“: dann zieht die Andacht der Natur das Herz in Gottes nächste Nähe hinein, und es sieht und fühlt sich wunderbar zum Himmel erhoben. Eine völlige Umwandlung des Innern geht vor sich: ein neuer Mensch ist der Beter worden. Er schämt sich jetzt im Strahlenglanze des, Gottes Nähe und Liebe abspiegelnden Morgenroths, über sein bisheriges, vertrauensloses, ängstliches Sorgen um irdische Dinge, über sein heidnisches Zagen in den Tagen der Noth. Diese weltliche Gesinnung ist aus dem Herzen nun geschwunden: die Natur hat den Dichter die stete Nähe der Liebe Gottes erfahren und anbeten gelehrt. So ist das „Morgengebet“ in der Morgenfrühe zunächst ein reuiges und beschämendes Bekenntniß des früher so mächtigen irdischen Sinnes und eine entschiedene Abwendung von solcher unchristlichen Gesinnung. Aber noch lebt ja der umgewandelte Beter inmitten der Welt. Da gilt's, so fühlt er, die rechte Stellung zur Welt gewinnen und festhalten. Auch dies hat ihm die Morgenandacht der Natur veranschaulicht. Sie neigt sich anbetend fort und fort vor dem Herrn, der sie allgegenwärtig durchwandelt: so schaut sie beständig zu ihm empor. Der Beter will es ihr nachthun. Darum schließt er seine stille Andacht mit dem festen Gelübde des rechten christlichen Verhaltens inmitten dieses irdischen Lebens. Der Christ soll nach Gottes Bestimmung (— vergl. den Brief an die Ebräer —) hier nur ein Pilger sein, der seinen Blick und sein Trachten stets nach dem Himmel richtet. (Vgl. Wilh. Müller's Ausdruck: „Himmelspilger“; desgl. Chr. v. Schmid's Erzählung: der Pilger — in Wack. L. 1, 64.) „Es giebt was Beſſ'res in der Welt, als all' ihr Schmerz und Lust.“ Das haben dem Claudius die Sterne, die friedlichen, in ihrem majestätischen Glanze als Boten der Herrlichkeit des Himmelreichs gelehrt. Das muß selbst ein Göthe fühlen, der im Nachtliede, schmerzlich enttäuscht, in die Klage ausbricht: „Was soll all' der (— irdische —) Schmerz und Lust?“ Als solch ein Himmelspilger gelobt der stille Beter draußen in der feiernden Morgenlandschaft fortab die Welt mit ihrem Gram (= Leid, Noth) und Glücke (= Freude, Lust) betreten zu wollen. Er will sich durch die Weltfreuden nicht zur eitlen Weltlust und sündigen Weltliebe verführen lassen; er will die Leiden dieser Zeit sich nicht zum Anlasse des Zweifels, Zagens und Verzweifelns werden lassen. So bleibt ihm das Erdenleben nur eine „Brücke“, die „über dem Strome der Zeit“ — über dieser in Stromschnelle (Ps. 90.) dahineilenden, vergänglichen Zeitlichkeit — ausgespannt ist als ein zwar gefahrvoller, doch segenverheißender, „schmaler“ Pilgerpfad, der ihn einst zum Throne des Herrn hinleiten wird, wenn er nicht wieder in die brausenden Wogen der irdischen Lust und Sorge hinabstürzt. Mit diesem schönen Sinnbilde schließt dies erhabene und erhebende Morgengebet inmitten der feiernden Sabbathruhe des Sommermorgens. Führwahr, Barthel hat vollkommen recht, wenn er auf Grund dieses Liedes das Urtheil fällt, daß Eichen-

[1]) Vgl. Jes. 55, 12. u. 44, 23. (Berge und Hügel sollen vor euch her frohlocken mit Ruhm, und alle Bäume auf dem Felde mit den Händen klappen.) Desgl. Dr. Chr. Fr. Richter's († 1711) Lied: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben.“ V. 7. (Das „verborgene Leben der bewußtlosen“ Creatur.)

dorff in seinen Dichtungen „die volle Entschiedenheit seines gottseligen Sinnes" gezeigt und namentlich so oft „die segens- und siegreiche Macht des Gebetes so eindringlich" geschildert hat. Solche Naturpoesien werden deshalb geliebte und geschätzte Perlen im reichen Schatze unserer volksthümlichen Lyrik bleiben.

Auch das Loblied auf den Wald: „O Thäler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald, du, meiner Lust und Wehen andächt'ger Aufenthalt!" hat einen religiösen Grundton. Noch einmal will sich der Dichter, ehe er sich wieder in die „geschäftige Welt der buntbewegten Gassen", in „des Lebens Schauspiel" begiebt, im „grünen Zelte" erlaben und sich stärken am „Ernste" des heißgeliebten Freundes, der ihm so oft durch sein „stilles ernstes Wort vom rechten Thun und Lieben" das Herz erhoben hat. Das Lied ist schwerer verständlich, als die übrigen Waldpoesien Eichendorffs. Das liegt an den meist dunklen lyrischen Ergüssen, welche den mächtigen Eindruck des Waldes auf des Dichters Sinn ausdrücken sollen. Der majestätisch schöne Wald, ein treues Bild des Ernstes und der schlichten, achtungsgebietenden Gradheit, erhebt, erfrischt, verjüngt allemal das Herz, und das froh bewegte Leben im Walde verweht alles „trübe Erdenleid" (V. 2., 3.), sodaß man neu belebt und neu gestärkt in's mühevolle Leben zurückkehrt. Der Wald ist für Eichendorff allezeit ein zu Gott erhebender, feierlicher Andachtstempel. In diesem Naturdome sucht er auch jetzt wieder die rechte Kräftigung für das rechte christliche Verhalten im gefahrvollen Weltgetümmel. Da „wird sein Herz nicht alt", d. h. es bewahrt sich die rechte Frische zu kräftigem Christenwandel mitten in den Versuchungen der Welt, nämlich den muthigen, starken Glauben, der sich auch als thätige Liebe und unerschütterliche Hoffnung erweiset. Dies Lied hat sich namentlich durch die ansprechenden Compositionen von Mendelssohn-Bartholdy und Ludwig Erk verbreitet.

Wohlthuende Frische und fröhliche Lebenslust durchweht den köstlichen Preisgesang der heimkehrenden Jäger, welchen sie als dankbaren Abschiedsgruß dem theuren Waldreviere zujauchzen. Auch dieses Lied verdankt Mendelssohn's genialer Tondichtung (1841) ein gutes Theil seiner großen Beliebtheit. Den Hauptgruß an den hohen, mächtig rauschenden Bergwald trägt der Kehrreim.

1. Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl, den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl, :,:, du schöner Wald!

2. Tief die Welt verworren schallt;
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach erhallt:
Lebe wohl, :,:, du schöner Wald!

3. Banner, das so kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Hast du treu uns auferzogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl, :,:, du schöner Wald!

4. Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten:
Ewig bleiben gleich die Alten!
Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl! Schirm' dich Gott, du schöner Wald

Wohl zu beachten ist auch die meisterhafte Anwendung des durch alle Verse gleichsam als Waldesecho wiederkehrenden Reimes: 1. Wald; erschallt; Wald. 2. schallt; erhallt; Wald. 3. wallt; Aufenthalt; Wald. 4. Wald; wallt; Wald. Darin liegt die Kraft und zugleich die Schönheit dieses köstlichen Lobliedes. Immer ist: „Wald" das letzte Loboswort der treuen Söhne des Waldes. Aus diesen Reimen ergiebt sich auch der Hauptgehalt jedes Verses. Wunderbar schön ist der Wald. Das preisen alle Verse. Warum denn? Nun, er ist der Bau des Weltenmeisters hoch oben in der Himmelshöhe, dem lebenslang unser lautestes Lob gebührt: dem Gottesbaue ruft der scheidende Jägerchor seinen Abschiedsgruß voll Andacht zu. Alle Gotteswerke sind wunderbar schön. (V. 1.) Ist der Wald nicht ein Friedensreich gegenüber der Welt da unten in der Tiefe mit ihrem Gewirr und friedlosen Getümmel? Eine Stätte, da friedliche Thiere, die freundlichen Rehe, still ihres Lebens sich freuen? Ja, das laute „Halali" der schmetternden Jagdhörner tönt als sehnsüchtiger Abschiedsgruß dem lobwürdigen Bergwalde entgegen. (V. 2.) Wie ein stattlich wogendes grünes Banner winkt's dem Scheidenden nach aus den kühlen Hallen: ist das nicht der Liebesgruß eines treuen Vaterhauses an die fortziehenden Söhne, die in den kühlenden Räumen sich getummelt so oft, so gern, so lang? Die hier sich labten an des Waldes Sagenmunde, der von grauer Vorzeit lehrend und mahnend erzählte, wie ein liebender Vater, um seine Söhne zu erziehen zu frommem Sinne und tapferer Mannheit alter Ahnen? Drum tönt dir, schöner Bergwald, zu: deiner Söhne dankbarer Abschiedsgruß. (V. 3.) Und würdig sind sie deiner treuen Pflege: denn still gelobten sie in deinen Hallen ew'ge Treue der deutschen Heimath, deren Schmuck du bist, o Wald, im mächt'gen Banner deiner kräftig rauschenden Bäume. In Gefahr, Noth und Streit wollen die Jäger treu zum deutschen Vaterlande stehn, dessen schönstes Kleinod, den stolzen, grünen Bergwald, sie im frommen Abschiedsgruße Gottes Schutze befehlen. Das Lied entstand in der Zeit des Druckes und Elendes (1810) und will daher offenbar, wie Schlegel's Waldesgruß, zum kräftigen Gelübde der Vaterlandstreue ermuntern, weshalb ein patriotischer Hauch unverkennbar dem schönen Liede eine noch höhere Weihe verleiht. Gewiß wird man dem Urtheile in Rob. Prutz' neuer deut. Litt.-Gesch. (1859. 1860) zustimmen, welches Eichendorff als den größten Lyriker und den süßen Liedermund der Romantiker characterisirt, der deshalb auch am meisten populär geworden ist.[1]) Deshalb gehen wir in diesem Zusammenhange ausnahmsweise, aber in aller Kürze, noch auf die beiden bekanntesten volksthümlichen Wanderlieder Eichendorff's ein, die ja zur Classe der lyrischen Lieder vom „menschlichen Leben" gehören. (Vgl. hierzu die Sammlung „alter und neuer Jägerlieder" von Pocci, Ludw. Richter und Scherer. Leipzig, 1855.)

Das „Reiselied" des „wandernden Musikanten" ist voll des schönsten musikalischen Wohllauts. Die froheste Wanderlust und die seligste Freude an den reichen Schönheiten des heiteren Sommerlebens verbindet sich hier mit einem, in den beiden Schlußversen ausgedrückten, ernst-religiösen Gedankenschwunge, der ja den meisten Naturliedern Eichendorff's eigen zu sein pflegt. Immer führt ihn die Naturwonne zum gläubigen, seligen Aufblicke in das herrliche

[1]) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit nachträglich, daß unter den neueren zahlreichen Sammlungen sangbarer Volkslieder und volksthümlicher Lieder noch folgende hervorzuheben sind: Schauenburg's Sammlung mit trefflichen Bildern u. Härtel's deut. Lieder-Lexicon. (976 L. m. Clav.-Begl.)

„Himmelreich", mit welchem auch dies Lied abschließt. Der Wanderer, ein frohes, sangeskundiges Gemüth, zieht in der rechten Reisestimmung „durch Feld und Buchenhallen." Denn die rechte Reiselust bekundet sich darin, daß man, wie dieser Pilger, es versteht, im rechten Wechsel des Singens, des Frohsinns und der stillen, ernst-religiösen Naturbetrachtung durch die mannigfaltigen Wunderregionen des weiten, schönen Erdensaales zu wandern. (V. 1.) Am liebsten wandert der sinnige Freund der Natur am frühesten Morgen durch die schöne Gotteswelt und schaut dann selig und sinnend von freier Bergeshöhe auf die schweigende Welt vor sich, wie sie „noch still" weithin, wie im Schlafesbanne ihre süßen Reize ausbreitet, rosig angehaucht vom ersten Sonnenglühen im Osten. Da zieht der unaussprechlich wonnige, junge Blüthenduft des neuen Sommertages wie Himmelsodem beseligend durch's staunende „Gemüth" (V. 2.) Und nun erschallt aus hohen blauen Lüften der Lerche, des „Morgenboten", frisches Jubellied, das wie ein ermunternder Wanderruf den Wald hell durchhallt, die Schläfer erweckt und das Herz des Reisenden erfrischt zu froher Wanderung. (V. 3.) Noch aber kann er sich nicht losreißen von der reizenden Umschau auf freier Bergeshöhe: unsagbare Lust weitet ihm das Herz, wenn er hinausblickt auf die weiten grünen Fernen mit dem entzückenden Grün ihrer stolz wogenden Waldeshallen, mit dem einladend hellen Blitzglanze ihrer fröhlich dahinrauschenden Gewässer. Und noch schöner ist die selige Aufschau zum hohen, blauen, tiefklaren Himmelsdome." Da hebt sich das Herz sehnend empor zu den reichen Wonnen, welche die ungetrübte Klarheit dieses Himmelstempels ahnungsgleich der verlangenden Seele herniederlacht:

O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen,
Tiefklaren Himmelsdom!

Nun ergreift den Wanderer, wie er mit dem Herzen von der Erde sich erhebt, das Gefühl der Andacht. Er bemerkt den pfeilschnellen Flug der leicht gekräuselten, weißen Wolken[1]) und der jubelnden Vogelschaar in den blauen Höhen, aber weit schneller ist sein Herz mit seinen Gedanken an die Seligkeit des „schönen Himmelszelts" der Erde enteilt. (V. 4.) Und wohin zieht der eiligen Wolken Flug, der schnellen Vöglein Schaar? Nach unten, in die Tiefe der Erde. Aber des Wanderers Herzensflug geht himmelan, empor zu Gottes „Himmelreiche", und im seligen Jubelliede ergießt sich jetzt die gläubige Hoffnung auf den einstigen Eingang in dies Reich der unvorstellbaren Herrlichkeit, welche bisher des Wanderers Gedanken beseligend erfüllt und ihn an das rechte Wandern durch dieses irdische Pilgerland erinnert hat. (Mit derselben hoffnungsseligen Aufschau schließt Uhland's schönes „Lied eines Armen": Einst öffnet jedem Guten sich dein hoher Freudensaal; dann komm' auch ich im Feierkleid und setze mich an's Mahl.")

Auch zu dem in unsern Volksschulen am meisten bekannten Wanderliede Eichendorff's: „Der frohe Wandersmann" hat Mendelssohn eine herrliche Composition geliefert. Im Münsterb. Leseb. fehlt der zweite Vers, welcher die

[1]) Göthe schildert diese „weißen Schäfchen" am blauen, heitern Himmel in den „Briefen aus der Schweiz" (Wack. L. 3, 43: das Chamounithal) sehr ansprechend als eine „Schaumwolle", die „durch die Atmosphäre gekämmt" werde und als etwas unbeschreiblich „Durchsichtiges, Lichtgewobenes" erscheine.

Trägen tadelt, die daheim bleiben und darum sich vertrauensloser Sorgenqual dahingeben, während sie, wie der Wanderer, die Kraft des freudigen Gottvertrauens aus dem wunderbar fröhlichen Naturleben sich holen könnten. Dies Lied steht also der ähnlichen Dichtung Tieck's ganz nahe. Beide wollen den religiösen Segen eines frohen Wanderlebens schildern, der eben in dem stets frischen und freudigen Vertrauen auf Gottes, des Schöpfers, erhaltende Liebe und schützenden Beistand besteht. Solche feste Zuversicht lernt man am anschaulichsten aus dem fort und fort gleich frischen und frohen Leben der Natur. Denn sie predigt durch ihre ungetrübte Lebenslust überall solch Vertrauen im klarsten Sinnbilde. Niemals mangelt also Eichendorff's Naturliedern der religiöse Hauch, der das Naturreich zur Vorhalle des Himmelreiches verklärt. (V. 1. Das Wandern muß man als eine ganz besondere Gnade Gottes betrachten, da uns hierbei die Fülle der göttlichen Liebeserweise aus dem Reichthume des wunderbaren Naturlebens so klar entgegenleuchtet. V. 2. Das träge Daheimbleiben verführt gar leicht zu Vertrauenslosigkeit. V. 3. Das allzeit lustige und frohe Leben in der Natur drängt den Wanderer zu gleich vertrauensvoller Lebensfreude, die er im frischen Gesange austönen läßt. V. 4. Der Wanderer lernt hieraus sein Lebensgeschick freudig und vertrauensvoll dem Schöpfer der Natur anheimstellen, der ja die zahllosen erschaffenen Creaturen ebenfalls mit so reicher Lebenslust fort und fort erfreut.)

Den lieben Gott laß ich nur walten:
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Best' bestellt.

Ja, wir haben vollen Grund, der romantischen Dichterschule im Namen gesunder nationaler und christlicher Jugend- und Volksbildung für ihre so zahlreichen, köstlichen Beiträge zur Förderung der Pflege unserer volksthümlichen Poesie auf's herzlichste zu danken durch die rechte Benutzung ihrer poetischen Gaben für die Veredlung des Sinnes der, unserer Erziehungsarbeit anvertrauten Schüler, dieser Hoffnung des künftigen Gedeihens unseres geliebten deutschen Volkes und Vaterlandes.

k. Volksthümliche Naturlieder aus der schwäbischen Dichterschule.

Trotz aller Verdienste um die Förderung unserer Poesie konnte die romantische Dichterschule doch nie völlige Popularität erlangen. Das beruhte auf der früher angedeuteten Einseitigkeit derselben. Namentlich lag dies aber an der falschen Sehnsucht nach der Herrlichkeit des mittelalterlichen Lebens, dessen Glanz durch die Dichtungen der Romantiker zur Neugestaltung des deutschen Volkslebens wieder in's Dasein gerufen werden sollte. Der neue nationale und religiöse Aufschwung in der Zeit der Befreiungskriege, zu welchem die Romantiker ja ohne Zweifel ein gutes Theil beigetragen hatten, zeigte aber klar das Mangelhafte jener Sehnsucht und jener poetischen Bestrebungen: denn auch die Gegenwart erstrahlte in ähnlichem Glanze nationaler Herrlichkeit. Die Poesie, sollte sie sich ebenfalls zu solchem Glanze erheben, mußte sich daher dem neuverjüngten Volksleben der Gegenwart anschließen, die wirklichen Bedürfnisse desselben zum Gegenstande ihrer Darstellungen machen und so zum Heile der Nation und zur Veredlung derselben ihr Scherflein beitragen. Diese Aufgabe suchte eine andere Dichtergruppe zu lösen, welche, wie die Minne- und Meister-

sänger des 13. Jahrhunderts, in dem altbewährten Sitze deutscher Dicht- und Sangeskunst, in dem, durch herrliche Naturreize bevorzugten Schwabenlande ihre Heimath hatte und darum „die schwäbische Dichterschule" heißt. Sie erwarb sich die allgemeine Liebe des Volkes durch ihre echt volksthümliche Dichtungsweise. Sie knüpften ihre Poesie auf's engste an das Leben und die Natur. Sie verbanden, wie Barthel bemerkt, die großen sittlichen Ideen Schiller's mit den vollendeten poetischen Formen Göthe's und wurden so zu „einem gesunden, frischen Nebenzweige am Baume der Romantik." Sie dienten in ihren Poesien echter Religiosität, Sittlichkeit, Vaterlandsliebe und Natursinnigkeit. Namentlich haben sie uns mit einer reichen Zahl der werthvollsten volksthümlich lyrischen Naturlieder beschenkt, die für immer eine köstliche Perlenschnur im poetischen Kleinodienschatze unserer Volksschullesebücher bleiben werden. Sie „faßten die Natur gesunder und lebensvoller, wenn auch nicht tiefer auf, als die Romantiker. Diese gaben ja ein inniges Verständniß der Tiefen der Natur, aber sie versanken ganz darin und blieben darin stecken." In einer an Schönheiten der Natur so reichen Heimath konnten sich die schwäbischen Dichter ganz treu an die Natur anlehnen, zumal da der schwäbische Volksstamm im innigsten Verkehre mit der Natur zu leben pflegt. So „zogen sie die Wunder der Natur in's Leben herauf, daß sie klar und anschaulich daliegen vor den Blicken des Lesers und zu ihm in dieselbe innige und sinnige Beziehung treten, wie zum Dichter selbst." Das Wesen der schwäbischen Poesie spricht Justinus Kerner nach dieser Seite hin klar aus, indem er ausführlich davon singt, wie der Meister dieser Dichterschule die Natur ist. Folgende Dichter werden zu dieser Richtung gezählt: Hebel, Hölderlin, Uhland, Schwab, Kerner, Fröhlich, Möricke, Mayer, Tanner, Haug, Hauff, Knapp, Niklas Müller, Wilh. Wackernagel, August und Adolf Stöber, Georg Scheurlin.[1])

Von Friedrich Hölderlin (1770 † 1843), der von 1802 ab im Wahnsinne zu Tübingen gelebt hat und einer unserer bedeutendsten Lyriker ist, besitzen wir keine volksthümlichen Dichtungen. Von seiner Vorliebe für das alte Griechenland giebt das in Wack. Leseb. befindliche patriotische Lied: „Tod für's Vaterland" (3, 145.) ein sehr deutliches Zeugniß. Mit meisterhaftem Geschicke beherrscht er die dichterische Form, namentlich das von Klopstock, Ewald v. Kleist, Voß, Göthe zuerst glücklich angewandte, in unserer Sprache so schwer wiederzugebende griechische Versmaß des Hexameters (–⏑⏑). Eine Fülle der anmuthigsten Bilder schmückt seine lieblich schönen, treuen, lebendigen Schilderungen der deutschen Natur, in denen sich begeisterte Heimathsliebe und tiefes Naturgefühl ausspricht. Dazu gehört besonders sein schönes Naturgemälde: „Der Wanderer", aus welchem „die Rückkehr in die Heimath" in Wack. Les. 3, 1. entnommen ist. Hier wird geschildert, wie der seit langer Zeit abwesende „Flüchtling" enttäuscht aus der Fremde in das „selige Land der glücklichen Heimath" zurückkehrt und auf der Heimwanderung in's Vaterhaus durch den Anblick des stillen Glückes der schönen vaterländischen Natur fühlt und erkennt, daß nur die Heimath das Land des, in der Fremde vergeblich gesuchten Friedens ist, weshalb der Heimgekehrte, dessen begeisterte Vaterlandsliebe allmählich erwacht ist, auf's entschiedenste gelobt, fortab hier dem lange

---

[1]) Eine gute Auswahl der werthvollsten Dichtungen dieser Schule findet sich z. B. auch in dem trefflichen „Lesebuche für höhere Töchterschulen" von Kletke u. Sebald. 1843. (4. Aufl. Berlin. 1864.)

gesuchten Frieden zu leben, um einst auch ein friedliches Grab in der schönen heimathlichen Friedensstätte finden zu können.

„Heimathliche Natur, wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf!"

„Mildere Sonne! Zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruh'n."

Johann Peter Hebel (1760 † 1826), nächst Claudius, der größte Volksschriftsteller am Anfange unseres Jahrhundertes, ja „in der Wahl, wie in der Behandlung der Stoffe glücklicher als Claudius", da das Geschichtliche und Naturkundliche in seinen Volksschriften im Vordergrunde steht, und seine Darstellung von allen gelehrten, für's Volk unverständlichen Beimischungen fern bleibt, war durch seltene Begabung und durch ununterbrochenen lebendigen Verkehr mit dem Volke mehr als Andere dazu befähigt, die neue volksthümliche Literatur in Prosa und Poesie in epochemachender Weise zu fördern. Geboren zu Basel als Sohn eines von Simmern auf dem Hundsrück ausgewanderten Webers und einer frommen, verständigen und gemüthsreichen Schweizerin, deren Einflusse er, wie so viele große Männer, sehr viel zu verdanken hatte, die er, wie Lenau, mit der innigsten Kindesliebe bis in's hohe Alter verehrte (— sie starb im Jahre 1773 —), empfing Hebel seine wissenschaftliche Vorbildung (unter freundlicher Beihilfe treuer Gönner) auf dem Gymnasium zu Karlsruhe und auf der Erlanger Hochschule, wo er sich dem Studium der Theologie gewidmet hatte. Vom Vater hatte er den „gemüthlichen, für Poesie empfänglichen Sinn" geerbt, und dieser natürliche Frohsinn, der als der lustigste Humor alle seine Schriften mit dem Reize wohlthuender Gemüthlichkeit schmückt, ließ ihn auch die elfjährige Zeit der bescheidensten Lehrerpraxis im Dorfe Hertungen und im Städtchen Lörrach (1780—1791) im zufriedensten Gleichmuthe durchleben. Hier aber, in der Heimath, lebte er im engsten Verkehre mit dem Volke seiner Jugendtage, und grade diese Zeit machte ihn zu dem so großen „Dichter aus dem Volke." Göthe urtheilt deshalb über Hebel's sinnige Personifikationsweise der Naturwesen und Naturvorgänge: „Er verwandelt die Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert auf die wärmste, anmuthigste Weise das Universum." In diesem Verkehre, der ihn in die Zeiten seines jugendlichen Bauernlebens lebhaft zurückversetzte, lernte er die so große, anschauliche und malerische „Treue in der Zeichnung der Situation", worin Berthold Auerbach, der große Nachfolger Hebels auf dem Gebiete der dorfgeschichtlichen Darstellung, die „poetische Wahrheit" der Hebel'schen Schreibweise erblickt. Denn Hebel stellt nicht blos die nackte, oft so derbe und darum oft abstoßende Wirklichkeit des (alemannischen) Bauernlebens dar, wie z. B. Jer. Gotthelf († 1854) in seinen Erzählungen aus dem schweizerischen Volksleben, und Hebel's dichterische Verklärung des Dorflebens hat ebenfalls keinen Antheil an der völlig unnatürlichen, weichlichen Empfindsamkeit, welche in den Schäferidyllen (— namentlich des Zürichers Sal. Geßner † 1787, wie Lavater, eines Anhängers der Klopstock'schen Dichtungsweise —) der einfachen Natur deutscher Landleute angedichtet wird. Vielmehr liegt die dichterische Wahrheit in Hebel's Schilderungen aus dem süddeutschen Volksleben darin, daß er die „Gestalten, die Verhältnisse, ja die innersten Angelegenheiten seines heimathlichen Volksstammes poetisch verklärt, d. h. idealisirt oder als ganz der gemeinen Wirklichkeit

enthoben darstellt" (Kahle); denn „der Dichter kann und soll Leben- und Seelen-zustände zu einer Vollendung führen, zu der sie in der baaren Wirklichkeit vielleicht nicht gelangt waren oder nicht gelangen können." (B. Auerbach.) Im Jahre 1791 ward Hebel als Prediger und Gymnasiallehrer nach Karlsruhe berufen und gewann in dieser neuen Stellung bald die allgemeinste Achtung und Liebe, so daß er 1798 in eine höhere Gymnasialstelle aufrückte. Beliebt war er namentlich auch wegen seines köstlichen Humores, seines treffenden Witzes und seiner ausgezeichneten Erzählerbegabung. In der heißen Sehnsucht nach der Heimath seiner Jugend dichtete er jetzt, angeregt durch die plattdeutschen Poesien von Voß, seine berühmten Gedichte im allemannischen Volksdialekte, die im Jahre 1803 — (32 an der Zahl) erschienen und vielfach (zuerst 1808) in's Hochdeutsche übertragen wurden — (am besten von dem bekannten Dichter Reinick. 1851. Mit trefflichen Holzschnitten nach den allberühmten Zeichnungen von Ludw. Richter.) Die neuste Auflage der alem. Gedichte befindet sich in den Taschenausgaben der Leipziger „Universal-Bibliothek" (bei Ph. Reclam.) Der äußerst billige Preis von 2 Sgr. und ein angehängtes gutes Register über die Bedeutung der alem. Wörter macht die Anschaffung jedem Volksschullehrer und Seminaristen leicht und empfehlenswerth. Im Jahre 1805 ward Hebel zum Kirchenrathe und 1808 zum Gymnasialdirector befördert. In einem frohen, geselligen Freundeskreise entstanden während dieser Zeit Hebel's beliebte Räthsel (z. B. „das Spinngewebe": In eine lichte Rotunde schaut hinauf mein staunender Blick u. s. w.), wodurch er neben Schiller, Schleiermacher und Rückert, einer der größten Räthseldichter der Neuzeit ward. Einer für die Volksbildung wie für die Förderung des Volksschriftenwesens äußerst fruchtbringenden Thätigkeit dienten Hebels literarische Bestrebungen seit dem Jahre 1806. Damals wurde ihm die Redaction des badensischen Landeskalenders übertragen. Seit dem Jahre 1808 erschien derselbe in ganz neuer Gestalt als „Rheinländischer Hausfreund", und durch diese Kalenderbearbeitungen ward Hebel „der Gründer des echten (deutschen) Volkskalenders." Hier finden sich Hebel's musterhaft volksthümliche Erzählungen, Räthsel, Sprichworterklärungen und naturkundliche Belehrungen. Im Jahre 1811 veranstaltete Hebel eine Sammlung der bis dahin in diesem Kalender von seiner Hand verfaßten Erzählungen unter dem Titel: „Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes." Dadurch ward Hebel in ganz Deutschland bald bekannt und berühmt. Eine spätere Sammlung solcher Kalender-Erzählungen rührt vom Volksschriftsteller Karl Stöber († 1865), einem andern Nachfolger Hebel's auf dem Gebiete der erzählenden volksthümlichen Darstellung, her: „ausgew. Erz. d. rhein. Hausfr. für d. Jugend, bes. für Volks- und Schulbibliotheken. 1847. (3. Aufl. 1861. Mit 17 Holzschnitten.) Die poetischen und erzählenden, wie belehrenden prosaischen Darstellungen Hebel's sind unter den volksthümlichen Sprachstoffen des Volksschullesebuchs ohne Zweifel mit die bedeutendsten. Im Jahre 1814 ward H. Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde Badens, 1819 erster Geistlicher oder Prälat der badischen Landeskirche und in dieser Stellung schrieb er seine „biblischen Geschichten für die Jugend" (1824 in 2 Bänden), die aber wegen ihrer allzugroßen Abweichung von der körnig volksthümlichen Bibelsprache Luthers keine Verbreitung fanden, und endlich den noch weniger bekannt gewordenen „christlichen Katechismus." An einem Unterleibsleiden starb er, auf der Rückkehr von einer Gymnasialprüfung in Mannheim begriffen, am

22. September 1826 zu Schwetzingen bei Heidelberg. Ein im Jahre 1855 im Karlsruher Schloßgarten errichtetes Denkmal ehrt sein Andenken auch äußerlich. Auf dem Gebiete der echt volksthümlichen Kalenderbearbeitung ist namentlich W. O. v. Horn (d. i. Wilh. Oertel aus Horn im Hunsrück, 1798 † 1867) durch seine weit verbreitete „Spinnstube" (seit 1846), in der volksthümlichen Erzählweise das Dreigestirn der Volksschriftsteller, Berthold Auerbach (geb. 1812 im würtemb. Schwarzwalde, ein Israelit; „Schwarzwälder Dorfgeschichten", 1843; Kalender: „Gevattersmann" 1845 bis 48, aber durch eine christenfeindliche Grundanschauung und eine revolutionäre Gesinnung gefährlich), Karl Stöber (1796 † 1865, bairischer Geistlicher; „Kalendergeschichten", 1847; vgl. die Erz. in Wack. Leseb. 1., 41. 92. 224. und 2., 11. Solenhofer Knabe. Wessen Licht brennt länger? Schneider von Gastein. Der Bredil.) und Josephson (geb. 1809, Westfale, ev. Geistlicher, dann Sem.-Dir. in Cöslin, seit 5 Jahren Superint. in Vorpommern; „Brosamen".) in Hebel's Fußstapfen getreten.[1]) Auch die Dichtungen im Volksdialecte sind in der Neuzeit, nach dem Vorgange von Voß, Hebel, Usteri († 1827), Kuhn (1775 † 1849. Schweizerische Lieder. Bern. 1806.), Grübel (aus Nürnberg. 1736 † 1809), Bornemann (aus Gardelegen. 1767 † 1851. „Plattdeutsche Gedichte". 1811.), besonders durch den Oesterreicher Castelli (1781 † 1862; Ged. in nied.-österr. Mundart. 1828.), den Schlesier Carl v. Holtei („Schles. Ged." 1830.), den Baier Franz v. Kobell, den Rheinländer Simrock, den Holsteiner Klaus Groth und den Mecklenburger Fritz Reuter mit Glück und Eifer gepflegt worden.[2]) So hat Hebel auf den meisten Gebieten der volksthümlichen Literatur eine erfolgreiche Anregung für die Folgezeit gegeben. Werthvolle ausführliche Werke über Hebel und seine Dichtungen haben verfaßt: Berth. Auerbach: „Schrift und Volk. Grundzüge der volksthüml. Literatur." 1846. Leipz. — Herm. Kahle (Sem.-Dir. zu Angerburg in Ostpreußen): „Claudius und Hebel." Berlin, 1864. (Man vgl. auch die betr. Erört. in Lüben's „Einführung in die deutsche Literatur." Leipzig, 1864, Band 3. S. 72. ff.) Gelegentlich werde noch in der Kürze bemerkt, daß in der Neuzeit auch viele Frauen sich der erzählend-belehrenden Darstellung im Interesse christlicher Jugenderziehung mit großem Eifer gewidmet und dadurch das Werk der älteren Jugendschriftsteller (Glatz † 1831; Fr. Jacobs † 1847; Lossius † 1817; Löhr † 1823; Houwald † 1845; Wilmsen) im Sinne Chr. v. Schmid's († 1854), Barth's († 1862) und G. H. v. Schubert's († 1860) fortgesetzt haben: Maria Nathusius aus Magdeburg (1817 †

[1]) Unter den neuesten Kalenderherausgebern zeichnet sich auch ein Katholik, der Badenser Alban Stolz durch seinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit" vortheilhaft aus. — Die bedeutendsten der allerneuesten Darsteller des deutschen Landlebens sind: Wildenhahn in Bautzen („Erzgebirgische Dorfgeschichten"), Herm. Schmid: Erz. aus Südbaiern, Melchior Meyr: Erz. aus dem Ries (bei Nördlingen), Wilh. Müller v. Königswinter: Erz. aus dem Rheinlande, Arthur Bitter: Erz. aus der Schweiz (1867), Otto Müller: Erz. aus Schwaben. Es sei hierbei auch erinnert an die volksthüml. historischen Romane aus der preuß. Geschichte von Wilibald Alexis (Häring) und die Neubearbeitung bairischer Chroniken durch Franz Trautmann. Den ersten Anstoß zur Literatur der Dorfgeschichten gaben Brentano, Pestalozzi (Lienhard und Gertrud), Zschokke und Heinr. v. Kleist.

[2]) Auch Göthe hat ein Lied im (Schweizer-) Dialecte gedichtet: „Uf'm Bergli bin i g'sässe". Bekanntlich war das von Sim. Dach im J. 1644 nach einem Volksliede gedichtete Liebeslied „Anke van Tharaw" zuerst im samländischen Dialecte verfaßt. Herder übertrug es später in's Hochdeutsche.

1857), Ottilie Wildermuth in Tübingen, Amalie Schoppe aus Femarn (1791 † 1858), die Schlesierinnen Agnes Franz (1794 † 1843) und Rosalie Koch (geb. 1811), auch als volksthümliche Dichterinnen wohlbekannt, Isab. Braun in München, Olga Eschenbach aus Memel (g. 1821), Luise Pichler in Stuttgart, Thekla v. Gumpert in Dresden (g. 1810) u. a. m. Erinnern wir uns dabei der neueren erzählend-belehrenden Jugendschriften von O. W. v. Horn, Nieritz, Rich. Baron (g. 1809, Consist.- und Schulrath in Oppeln), Franz Hoffmann aus Bernburg (g. 1814), Jul. Hoffmann (g. 1823), Phil. Körber, Ferd. Schmidt (geb. 1816 zu Frankf. a. O.), Dielitz, Mürdter, K. Wild, Plieninger, Franz Kühn (in Breslau) u. a. m., sowie der großen Zahl der bedeutenden (durch Just. Möser, Jung-Stilling, Jer. Gotthelf, Pestalozzi, Brentano, H. v. Kleist, Zschokke, Immermann, † 1840: „Münchhausen.“ 1838, angeregten) neueren erzählenden Volksschriftsteller (Glaubrecht, d. i. Oeser aus Gießen, g. 1807 † 1859; Gust. Jahn aus Anhalt-Dessau, g. 1818; Aug. Wildenhahn; Wilh. Redenbacher, g. 1800, bair. Prediger; Friedrich Ahlfeld, g. 1810, Pastor in Leipzig; Caspari, 1815 † 1861, Pastor in München; Biernatzki; Pröhle; Preusker; Schwerdt; Conscience; O. Ruppius; Emil Otto u. v. a. m.): so müssen wir gestehen, daß die namentlich von Hebel und Christoph v. Schmid im Interesse der neueren Volks- und Jugendliteratur gegebenen Anregungen einen überaus segensreichen Erfolg in unserer Zeit gehabt haben, was wir hier um so freudiger constatiren, da uns ja beide volksthümliche Schriftsteller auch auf dem Gebiete der volksthümlichen Lyrik als ebenso bedeutende Dichter bekannt sind.

Das schönste Lob des Naturlieder dichters Hebel hat wohl C. v. Holtei in seinem (im schlesischen Dialecte verfaßten) Gruße „an Hebel“ verkündet, aus welchem wir hier einige der bezeichnendsten Zeilen entnehmen wollen. Dieses Loblied steht in Holtei's „schlesischen Gedichten“ (1830).

„Dich, Du seltsamer Mann, hatt' ich im Sinne und Härzen,
Weil ich Der wullte partu a Briefel wullt' ich Der schreiben,
Und do wullt' ich Der schicken de ganzen schlä'schen Gedichte,
Wullte sprechen zu Dir: a Häbel bist De gewesen
Fur de Lieberle hie! Denn nimmermehr hätt' ich gesungen
Ei' där schlä'schen Weise, hätt's nich' alemannsche Getichte!

Ei' dam Büchel vo' Dir, do find't ma' alles und jedes:
Wie ei' der ganzen Natur hat's Winter drinnen und Summer,
Härbst und Fruhjohr und Laub und Blitz, Sturm, Dunner und Rägen;
Urdenär abgemolt sein Menschen, Thiere und Wälder,
Und de Beme die blih'n; wie bir su räden de Menschen.

Und verkündigen muß ich meine bescheidene Ehrfurcht:
Bist De gesturben gleich, ma' kann do' noch mit Der räden.
Denn De bist ju nich' tud, derweil De unsterblich bist, Häbel!
Antwort gibst De mer och — ich weß schund, wu ich Dich finde.

Wul mit Zähren im Oge will ich laut rufen Dich: Häbel!
Hir'scht De mich? hä?? Do müßt's mit rechten Dingen nich' zugihn,
Spräche der Mai nich' zu mir: Du tar'scht nich' su schrein, denn a hirt dich![1])

---

[1]) Auch Abr. Fröhlich, der berühmte neuere Fabeldichter, verfaßte im Jahre 1860 zur 100jährigen Geburtstagsfeier Hebel's drei Lobgedichte auf denselben, im schweizerischen Dialecte aber.

Wir begnügen uns hier mit einer kurzen Skizze der Hebel'schen Naturdichtungen, da in den meisten Erläuterungsschriften, wie in den oben genannten Werken, Ausführliches darüber zu finden ist.

Unter den 32 alemannischen Liedern vom J. 1803 sind besonders die folgenden 15 zu weiterer Verbreitung gelangt [1]): 1. Die Wiese. 2. Der Kirschbaum. 3. Der Karfunkel. 4. Der Sommerabend. 5. Der Käfer. 6. Hans und Verene. 7. Der Winter. 8. Das Habermus. 9. Wächterruf. 10. Sonntagsfrühe. 11. Der Wächter in der Mitternacht. 12. Der Knabe im Erdbeerschlag. 13. Das Spinnlein. 14. Der Wegweiser 15. Der Abendstern. (Wohl auch: Der Morgenstern.)

Eine fast gemäldeartig vor dem Geiste des Lesers und Hörers sich entfaltende Schilderung der schönen heimathlichen Natur enthält das Gedicht: Die Wiese. Das ist ein Nebenfluß des Rheins, der, vom Feldberge im Schwarzwalde herkommend und Hebel's Heimath, das „Oberland" durchströmend, auf der rechten Seite in den großen deutschen Strom mündet. Der Dichter wandert an den Ufern des Flusses von der Quelle bis zur Mündung durch die lieblichen und geliebten Heimathsfluren, durch Dörfer und Städte, und schildert dabei das Wesen, Leben und Treiben der Bewohner auf's anziehendste und anschaulichste. Kahle nennt dieses lobpreisende Heimathsgemälde „eins der besten Gedichte Hebel's und eine der köstlichsten Idyllen, welche die deutsche poet. Literatur überhaupt aufzuweisen hat" (a. a. O. S. 151.). Sehr gefällig ist die Benennung der „Wiese", welche als „Feldberg's liebligi Tochter" gepriesen wird, während der Rhein im Gegensatze zum jungfräulichen Nebenflüßchen ebenso ansprechend als starker Alpensohn, nämlich als des „Gotthards großer Bueb" personificirt ist. Das Lied bildet das erste Stück in der Reihe der alem. Gedichte.

„Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese,
Los, i will die iez mit miene Liederen ehre
Und mit Gsang bigleiten uf dine freudige Wege!

Mit klopfendem Herzen eilt zum Schlusse die erröthende Wiese dem stattlichen Bräutigam mit dem „blauen Auge" als Braut in die Arme, und wehmüthig scheidet die Neuvermählte von dem treuen Freunde und Jugendgespielen, dem Dichter Hebel, der hier Alles in der Natur: Fluß, Thier, Stern, Berg, Pflanze, Tages- und Jahreszeit in die ergetzliche Gestalt alemannischer Bauern des schweizerisch-badener Oberlandes gekleidet hat. In dieser unübertrefflichen Dichtung vereinigen sich die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten der Hebel'schen Naturpoesie aufs lieblichste und glücklichste mit einander: die lebhafte, malerische Schilderung und die eigenthümliche — sagen wir lieber: gemüthlich deutsche — Vergeistigung der Natur.

Die überaus große Treue der Schilderung des alemannischen Volkslebens tritt z. B. recht klar in den Dichtungen „Der Karfunkel" und „Hans und Verene" zu Tage. Die erstere läßt uns wie durch einen hellen Spiegel das Treiben in einer oberländischen Spinnstube erblicken, während die andere uns

---

[1]) In Wack. Leseb. stehen aus Hebel's Werken: 10 Räthsel (poetische), 13 (pros.) Erzählungen, 11 Erklärungen von Sprichwörtern, 4 naturkundliche Darstellungen und 5 alem. Gedichte (Wächterruf. Sonntagsfrühe. Spinnlein. Wegweiser. Winter.); im Münsterb. Leseb.: 2 Erkl. v. Sprichwörtern, 8 naturkundliche Darstellungen, 1 Naturschilderung und ebenfalls 5 Gedichte, aber in hochdeut. Uebersetzung. (Kirschbaum. Habermus. Winter. Wächterruf. Wegweiser.) Diese 5 Gedichte stehen auch im Cöpenick'schen Leseb.

die Innigkeit eines Liebesverhältnisses zwischen zwei „ehrlichen Gemüthern" aus dem Oberlande aufdeckt. So hat uns Hebel seinen heimischen Volksstamm nach allen Seiten hin treu characterisirt, aber eben nicht nach der nackten, derben Wirklichkeit allein, sondern veredelt durch den Zauber poetischer Darstellung. Die beiden Schlußverse des letztgenannten Gedichtes, in denen Verene und Hans überglücklich ihre treue, herzliche Liebe einander bekennen, sind für das warme, tiefe Gemüthsleben der Oberländer recht characteristisch:

(Verene:)
Und bisch nit riich an Gülte,
Und bisch nit riich an Gold:
En ehrli Gmüeth isch über Geld;
Und schaffe chasch in Hus und Feld, :,:
Und lueg: i bi der hold!

(Hans:)
O Vreneli, was seisch mer!
O Vreneli, isch so?
De hesch mi usem Fegfüür gholt,
Und länger hätti's nümme tolt (= geduldet),
Nei! Nümme tolt!
Jo frili willi, jo!

Die Lieder vom Wegweiser und Wächter gehören zu den lehrhaften Dichtungen und zu den (lyrischen) „Berufsliedern", können also hier nicht weiter besprochen werden. Ebenfalls belehrenden Zweck hat die märchenartige Erzählung vom Knaben im Erdbeerschlage (z. B. in Auras' Leseb. 1., 309.). Der Schlußvers spricht die Lehre dieser Erzählung klar und bündig aus:

Was gibi der für Lehre dri?
Was seisch derzu? Mer mueß
Vor fremde Lüte fründli si
Mit Wort und Red und Grueß u. s. w.

Eine ganz ähnliche Dichtung ist das früher besprochene Gedicht Krummacher's vom Hirten und Bäumchen, wenn Zweck und Beschaffenheit beider Poesien verglichen werden.

Als volksthümliche Naturlieder Hebel's, welche in unsere Volksschullesebücher übergegangen sind, verbleiben somit folgende:

1. Der Kirschbaum.
2. Der Sommerabend.
3. Der Käfer.
4. Der Winter.
5. Das Habermus.
6. Sonntagsfrühe.
7. Das Spinnlein.
8. Sommerlied. (Ursprünglich in hochdeutscher Spr. v. Hebel ged.) [1]

---

[1] In den schildernden Dichtungen: „Morgenstern" und „Abendstern", welche mit meisterhaftem Griffel und lebhafter Freude die Schönheit der Morgenfrühe und Abendstille malerisch wiederspiegeln, tritt theils die treue und liebevolle Zeichnung des herrlichen oberländischen Heimathlandes wie des bäuerlichen Lebens auf freiem Felde während dieser Tageszeiten recht deutlich und gewinnend hervor, theils aber macht die Personifikation, welche jene Sterne zu oberländischen Bauern vergeistigt, einen gar wunderlieblichen Eindruck auf jedes für poetische Naturbetrachtung empfängliche Gemüth. Der Morgenstern und Abendstern sind ein jeder „der Sunn ihr Bübli" und laufen mit der „Muetter" am Himmelszelt einher. Der erstere sucht im schmerzlichen Weh die Geliebte, die er niemals erreichen kann, und wenn er die Mutter (die aufgehende Sonne) erblickt, dann „wird er todesbleich und flieht", seinem geliebten Sternlein fast sterbensmatt ein herliches, wehmüthiges: „Bhüetdi Gott!" nachrufend: „es isch, as wenn er sterbe wott". Der Abendstern ist ein kleines Bauernkind, das der Mutter bald nachtrippelt, bald von ihr an der Hand geführt wird, damit es das schöne Land umher beschaue. Dann läuft es davon, kommt ermüdet zurück, geht an der Mutter Hand langsam, schläfrig und halb unwillig weiter und „frogt hundertmol: wie wit isch's no?" (d. h. nach heim). Endlich erblickt es die ersehnte Heimath (d. i. das Abendroth), wie es so müd' der Mutter nach „zottelt" und, von ihrem Freudenlachen angestrahlt, sinkt die „chleine Mus" voll Wonne an's „Mutterherz".

Jean Paul Fr. Richter urtheilt über Hebel als Naturliederdichter: „Jeder Stern, jede Blume wird ihm ein Mensch.“ Göthe findet die Eigenthümlichkeit der „glücklichen“ Naturvergeistigung Hebel's darin, daß er im Gegensatze zur undeutschen Manier der Kunstdichter, welche „die sogen. leblose Natur durch idealische Figuren (aus der griech. und röm. Götterwelt) beleben“, Alles in der Natur „zu (alemannischen) Landleuten verwandelt“. In Folge davon „scheint die Landschaft in unserer Phantasie nur eins mit dem Landmanne in ihr auszumachen“. In der That, das ist die echt deutsche Naturbeseelung, deren Urkunden wir in unseren Volksmärchen vor uns haben (— man vergl. hierzu besonders „die weiße Schlange“ aus Grimm's Samml. bei Wack. 1., 160. Hier versteht der Mensch „die Sprache der Thiere“, die zu ihm reden, ihm helfen, mit denen er also wie mit Seinesgleichen in den innigsten Verkehr tritt). Darum liegt in derartigen Naturpoesien Hebel's ein uns so heimisch entgegenkommender, einladender, gemüthsverwandter Zug: es ist der Hauch wahrhaft nationaler Volksdichtung, welche in dem Naturleben ein dem Menschen nahe verwandtes Geistesleben erkennt und den Menschen in den gemüthvollsten Herzensverkehr mit der Natur setzt. Ja, es ist hier so, als wenn „die Steine schreien“ (Luc. 19., 40.) wollten, als ginge durch die Poesie eine Ahnung in uns auf von der Wahrheit des scheinbar seltsamen Bestrebens eines theosophischen Naturforschers unserer Zeit, des verstorb. Geistlichen Dav. Spleiß in Schaffhausen (eines Schülers von Oetinger), der, wie sein Biograph (Stokar) erzählt, schon als Knabe von 12 Jahren tiefsinnig über „das innerste Wehen“ eines Steines und des Wassers forschte, dachte und redete. Mit „offnem Herzen, mit offnen Armen der Liebe“ umfaßt Hebel (nach Jean Paul) die Natur, und dadurch erhält seine Vermenschlichung derselben sehr oft das Gepräge der „Kühnheit“, da sie als die ungesuchteste und ansprechendste Verbauerung auftritt. Dadurch erhebt sich Hebel's Darstellung des Naturlebens über die einfach beschreibende, ja sogar über die lebhaft und malerisch schildernde Naturpoesie, wie Göthe urtheilt.

Dies Gepräge tragen folgende der obigen Naturdichtungen Hebel's: Der Sommerabend; Sonntagsfrühe; Morgenstern; Abendstern. (Ueber die beiden letzten vgl. die Anm.)

Der Sonntag, von Uhland und Hoffm. v. Fallersleben ebenfalls gepriesen wegen der ergreifenden Macht und Schönheit seiner friedlich stillen Pracht, wird uns von Hebel in der frühen Morgenstunde und als eine der lieblichsten Tageszeiten vorgeführt. Der sonntägliche Sommermorgen ist ein guter Freund der Bauern, der es „treu meint“ mit ihnen. Alle Wochentage sind Menschen, Landleute, die, wie der Samstag, „müed und schlöfrig“ geworden vom vielen „Schaffen“ her, nun zur Ruhe gehen, denn sie „können fast auf keinem Bein mehr stehn“. Nun löset der heitre, liebliche Sonntag den letzten seiner ermüdeten Brüder ab. Der Samstag unterredet sich darüber mit dem Sonntage. Der rüttelt die schlafende Sonne aus ihrem Schlummer, und sie ruft ihm durch's Fenster ihres „stillen chämmerli's“ zu: „i chumm enanderno“ (d. i. einander nach, gleich hinterdrein). Leise, auf den Zehen, geht nun der heitre Sonntag auf die Berge, schleicht in's Dorf „mit stillem Tritt“ und winkt dem Herrn Frühauf, dem schreihälsigen Hahne zu: „verrot mi nit!“ Er will die Bauern nicht wecken, die jetzt das einzige Mal in der schweren Arbeitswoche ein Bischen ausschlafen können. Da lacht er denn den Langschläfern zu, die endlich erwachen, mit seinem „Auge mild und guet und mittem meyen uffem Huet“

(d. i. der helle Sonnenschein auf den frisch grünenden Gewächsen) — und der prächtige Sonntagsmorgen steht in vollster Schöne jetzt auf der heiter lachenden Flur: Silberstaub des Morgenthaues blitzt überall uns entgegen; frischer Maienduft wallt einher; die Immenschaar summt lebendig um den Blumenteppich. Ja, wie im Paradiese meint man zu sein inmitten dieser Fülle von Blüthenpracht! Das rege Dorfleben der Woche ist verstummt; nur herzliche Grüße hört man die zur Frühmette pilgernden Dörfler einander zurufen; denn die Glocken rufen jetzt in's Gotteshaus, und, mit einer zierlichen Aurikel geschmückt, geht auch der wieder zum Oberländer gewordene Dichter in die Kirche. Fürwahr, in dieser unbeschreiblich lieblichen Darstellung eines reizenden Sonntagsmorgens auf dem Lande liegt eine so anheimelnde Zaubermacht, daß es dem Dichter gelingt, in der Phantasie des Lesers die vollkommenste Vereinigung der Tageszeit, der Landschaft und der Landleute hervorzurufen: man fühlt sich zu dem völlig vermenschlichten Sonntage wie zu einem gleichartigen Wesen, zu einem lieben Freunde lebhaft hingezogen.

(V. 8.) Wie pranget nit im Garteland
Der Chriesibaum im Mayegewand!
Gelveieli und tulipa
Und Sterneblume nebe dra
Und gfüllti zinkli blau und wiß:
Me meint, me lueg ins Paradis!

Ganz ähnlich ist der „Sommerabend" gezeichnet. Das Eigenthümliche in Hebel's schildernd-personificirender Naturdarstellung ist aus beiden Dichtungen nach einer andern Seite hin klar ersichtlich. Hebel's Schilderungen verlaufen nicht im Tone gewöhnlicher Erzählung, die das Nebeneinander des Landschaftsgemäldes anschaulich der Reihe nach vorführt, sondern die Scenerie entwickelt sich ihrem natürlichen Zeitverlaufe nach bis ins Einzelnste vor unsern Augen, und die reiche Mannigfaltigkeit in der Darstellung der Naturvorgänge und des Menschenlebens belebt die anziehende Zeichnung mit noch höheren Reizen. Man erkennt dies an der Schilderung des allmählichen Hereinstrahlens der Sonntagssonne, sowie aus dem frisch naturgetreuen Gemälde des allmählich vor sich gehenden Sonnenunterganges. Somit bildet ein fast epischer Zug einen äußerst ansprechenden Hintergrund und Stützpunkt für die farbenreiche Malerei dieser Tageszeiten. Noch ein dritter eigenthümlicher Zug der Hebel'schen Naturpoesie wird aus der Schilderung des Sommerabendes ersichtlich. Im Schlußverse ruft der von der Heuernte ermüdet heimkehrende Landmann, welcher dem langsamen Scheiden der Sonne theilnahmsvoll zugeschaut hat, in zufriedener Stimmung aus, daß er sich nun recht frohes Sinnes zur Ruhe legen wolle, wie es die Sonne so eben gethan hat, „die gueti Frau", nachdem sie den ganzen Tag über so vielen Erdenbewohnern reichlichen Segen gebracht hat durch ihre ermüdende „Arbeit". Offenbar will der Dichter durch die genaueste Schilderung dieses Segens, den Licht und Wärme der Sonne während des Tages den Blumen, Insecten, Vögeln, Kirschen, Aehren, Weinstöcken und den Menschen (V. 3—7.) gespendet haben, sowie durch Schilderung des zufriedenen, frohen Scheidens des zuletzt noch wie zum Gruße freundlich lächelnden Taggestirnes das Verhalten der Menschen (allegorisch) abbilden, die ihr Tagewerk endlich vollbracht, dadurch ihren Mitmenschen Gutes gethan haben und nun am Abende, wie die Sonne, zufrieden und froh, ohne „Dorn im Gewisse" zur Ruhe gehen können. Dieser lehrhafte und religiöse Zweck wird hier eben durch

den Schlußvers ganz zweifellos erwiesen. Die religiöse Seite tritt, im Vergleiche mit anderen Naturdichtungen Hebel's, auch noch daraus klarer an's Licht, daß durch die bis ins Kleinste geschilderte Segensfülle, welche die Sonne spendet, im sinnlichen Abbilde der Reichthum der göttlichen Güte und Fürsorge für alle Erdengeschöpfe anschaulich, wie im Gemälde, abgebildet werden soll. Die Personifikation der Sonne erhält hier außerdem eine noch lieblichere Färbung in der sinnigen Umwandlung des aufgehenden Mondes zum Ehemanne der Frau Sonne: er geht aus dem Hause, wenn sie heimkehrt. Durch dies eheliche Mißverhältniß soll der einsame Wandel des Mondes während der Nacht gedeutet werden, was hier zugleich einen deutlichen Bezug auf den lehrhaften Grundgedanken der Dichtung hat. Mit dieser allegorischen Darstellung des Sonnenunterganges vergl. man z. B. die parabolische Darstellung desselben Themas bei Krummacher, die lyrische bei Rückert, die symbolische in Claudius' Abendliede eines Bauersmannes.

(V. 1.) O, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed!
Lueg, wie sie d'Heimeth abezieht!
O, lueg, wie Strahl um Strahl verglimmt,
Und wie sie's Fazenetli[1]) nimmt,
E Wülkli, blau mit roth vermüscht,
Und wie sie an der Stirne wüscht!

(V. 7., Zeile 3. 4. 5.)
Lueg, wie sie dört uf's Bergli sitzt!
Jez lächlet sie zum letzte Mol;
Jez seit sie: Schlofet alli wohl!

Derselbe lehrhafte und zwar religiöse Zweck wird im „Sommerliede" durch den sechsten und letzten Vers klar hervorgehoben. Es soll durch die Schilderung des Wechsels von Frieden und Unruhe im Naturleben der Segen eines „guten Gewissens" oder des „Herzensfriedens" recht deutlich veranschaulicht werden. Allegorie ist das Lied aber nicht, da die Deutung theils in Gestalt der Bitte um solchen Frieden, theils als Bekenntniß von der beruhigenden Macht eines solchen Gewissens mitten im schrecklichsten Toben des Gewitters, ausdrücklich hinzugefügt ist. (Eine treffende Characteristik dieses Liedes giebt Lüben, Einführung u. s. w. 3., 45.) Der friedliche Mensch allein genießt die Schönheit der Natur in der rechten Weise. Das ruhige Gewissen allein erbebt nicht beim Zucken der Blitze, beim Dräuen des Donners und des Weltgerichts. Wohlan, will das Lied mahnen, jage nach diesem köstlichen Schatze! Er giebt dir den schönsten Naturgenuß; er giebt dir sichere Ruhe in bösen Tagen. Darum schildert das Lied zuerst eine herrliche, friedliche Sommerlandschaft und darauf ein tobendes Ungewitter. Beide Naturvorgänge sollen auf den Menschen als treibende Mächte wirken, in ihm die Sehnsucht nach jenem seligen Herzensschatze anregen. Somit haben wir hier ein schildernd-religiöses Naturlied vor uns, das sich zur symbolischen und parabolischen Darstellung hinneigt. Recht erfrischend und malerisch schön ist die Zeichnung der friedlichen Sommerlandschaft, deren Reiz durch die frischen, kurzen Hauptsätze, sowie durch die Ausrufe wärmster Naturfreude noch mehr erhöht wird. (Ein Wort aus dem Dialecte tritt in V. 2. auf: „schlanke, feine Schmehle" = Grashalm.)

[1]) D. i. Sacktuch, Schnupftuch; aus dem Italienischen: fazoletto.

1. Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben:
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spät und früh
Müssen uns die Berge geben.

5. An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide:
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf:
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

6. Herzensfrieden!
Woll' ihn Gott uns Allen geben!
O, dann ist die Erde schön:
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.

9. Gut Gewissen!
Wer es hat und wer's bewachet:
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Selbst das Lied vom „Käfer", welches im Schlußverse die Mahnung an ein junges „lustiges Blut" richtet, daß es nicht solch leichtes Genußleben führen solle, wie das Thier, das bewußtlose, kurzlebige Insect,[1]) selbst diese, vorwaltend den Ton glücklichster Personifikation der Blüthen und Käfer anschlagende Schilderung hat einen allegorischen Zweck, der sich durch die parabolische Schlußmahnung als solcher deutlich bekundet. Das lustige Insectentreiben, das im fortwährenden Genusse des Blumensaftes und im Rausche sinnlicher Liebe aufgeht, hat eine überaus kurze Dauer, und darin ist ein ähnliches Menschenleben in Saus und Braus mit seinem baldigen, traurigen Ende anschaulich abgemalt. Die sittliche Mahnung tritt hier nur deshalb hinzu, weil dies (abbildliche) Gemälde beschämend auf die vergnügungslustige Jugend wirken und dadurch an Eindruckskraft gewinnen soll: die Jugend soll doch ernstlich bedenken, wie „so ne Lebe isch wohl für e Thierli guet", nicht aber für vernünftige Menschen. Diese erziehliche Macht der Natur, welche das gemeinsame Wesen in der sittlich-religiösen Anwendung der symbolischen, allegorischen und parabolischen Naturbetrachtung bildet, schildert Claudius recht treffend folgendermaßen: „Die sichtbaren Werke Gottes in der Natur sollen unsere Kräfte in Bewegung setzen; sie können uns durch ihre Schöne an Einen erinnern, der noch schöner ist und das Herz nach ihm entzünden." Im Erinnern liegt das Symbolische (Bezeugende) und Allegorische (Malende), im Bewegen der Kräfte und Entzünden der Herzen das Parabolische (Mahnende und Antreibende): das Alles ist Erzieherarbeit der Natur.

Der Chäfer fliegt der Ilge (= Lilie) zu:
Es sitzt e schönen Engel dört!
Er wirthet[2]) gwiß mit Bluemesaft,
Und's choftet nit viel, hani ghört.

Sieht man auf die Weise der Naturbeseelung in diesem Gedichte, so muß man mit Jean Paul bekennen, daß Hebel hier seine „allegorisirende Personifikation bis zur Kühnheit der Laune steigert". Setzt man die märchenartige Belebung der Blumen durch Naturgeister, die hier durch „schöne Engel" (— im nordischen Göttermythus durch „Elfen, Alpe"; vgl. „Erlkönig" nach dem Dänischen ellerkone = Elfenweib, weiblicher Alp —) vertreten sind, auf Rechnung des allgemeineren Brauches in unserer volksthüml. Naturpoesie (— denn die alten Deutschen erhoben die Naturkräfte und Naturwesen zu göttlichen Personen, zu Elementargeistern, wovon uns die Märchen mit ihren Wasserweibchen, Meerfräulein oder Undinen, Kobolden, Gnomen, Zwergen, Salamandern und

[1]) Man vergl. hiermit Rückert's Lied von der „Eintagsfliege" (im Münsterb. Leseb. 3., 178.), namentlich folgende Zeilen des Schlusses: „Geh', im Duft der Blüthen nasche und am Abend d'rin zerrinne!"

[2]) D. i. bewirthet. Bei Pestalozzi und Flattich heißt „wirthen" auch s. v. a. die Wirthschaft in einem Haushalte führen.

Sylphen noch deutliche Kunde geben —): so bleibt es doch ein unserm Dichter eigenthümlicher Zug, wenn er, auf dem Grunde dieser echt deutschen Weise der Naturbeseelung weiterbauend, diese nationalen Anklänge zur gemüthlichsten Belebung der Verbreitung des Blüthenstaubes und des lustigen Käferlebens benutzt, das „vom Duft der Blumen nascht" und bald darauf sich „ins Todtenbett" legt. Wie ein junges lustig oberländisch Blut fliegt das Käfermännchen von einem Wirthshause ins andre (— vgl. den 4. Vers im „Wegweiser") und wird dort von freundlichen Gastgebern, schönen Engeln im Blumenhause, unentgeltlich bewirthet mit einem „Schöppli Neuen" nach dem andern, wie der müde Wandersmann bei Uhland von seinem „wundermilden Wirthe, dem guten Apfelbaume, mit süßer Kost und frischem Schaume" umsonst gelabt wird. Dafür thut der allzeit durstige Käfersmann, der sich heimkehrend nachher vor dem scheltenden Weibchen mit der ruhigen Frage gar kühnlich rechtfertigen will: „Was chani für mi Durst?", seinen freundlichen Wirthen auch bereitwillige Liebesdienste. Denn er trägt auf der Wirthe bittendes Verlangen das „Blumenmehl" (den Blüthenstaub) ins Haus des nächsten „Nachbars", also zu andern Blumen. Zugleich wird dabei in recht lieblicher Weise das Freundschaftsverhältniß der nachbarlichen Blumen allegorisirt: obwohl jedes Blüthenhaus selber genug des „Mehles" hat, so senden sie einander doch in freundlicher Nachbarnweise aus aufmerksamer Gefälligkeit von Zeit zu Zeit von ihren Gütern etwas zu, und das macht gegenseitig große Freude, erhält und stärkt die Freundschaft und den Frieden zwischen den Nachbarn:

> Er het zwor selber, wos er bruucht,
> Doch freut's en, und er schickt mer au
> Mengmol e Hämpfeli (= Handvoll) Bluememehl,
> Mengmol e Tröpfli Morgethau.

So tritt eine neue Allegorie, gleichsam als Zwischenact, in die anmuthige Darstellung, deren Lieblichkeit erhöhend. Der heimkehrende Zecher weiß des Weibchens Unmuth bald hinwegzuküssen, und nach kurzer Liebeslust im Häuschen am Haselstrauche, legt er sich auf's Sterbebett, der Gattin eine baldige Nachkunft wünschend und verheißend. Es bleibt wahr: das Unterscheidende und Vortreffliche in Hebel's Personificirung der Natur ist die gemüthliche Verbauerung des Naturlebens, durch welche Volk und Jugend diese Verwandlung des Bewußtlosen in's Menschliche um so leichter in ihre einfache Phantasie aufzunehmen vermögen; denn hier kleidet sich, nach der Gewohnheit des Phantasiespieles bei Volk und Jugend, die beseelte Natur in alltägliche, concrete, bekannte, greifbare Menschengestalten, deren Leben und Treiben nicht über den Erfahrungskreis beider Menschenclassen hinausgehen.

Die übrigen vier schildernd-personificirenden Naturdichtungen haben ebenfalls den lehrhaften Zweck der Allegorisirung: es soll im Abbilde irgend eines Vorganges aus dem Leben von Pflanzen (hier: des Haferkornes und Samenkörnleins) und Thieren (hier: der Spinne, der Raupe, des Sperlings, des Schmetterlings) Gottes weise und gütige Fürsorge veranschaulicht werden, die zu jeder Jahreszeit, also ohne Aufhören und für alle Geschöpfe in der rechten Weise zu sorgen weiß. Die Einkleidung oder das Naturgemälde, das diese Lehre in sich birgt, ist theils der Winter, theils der Kreislauf der Jahreszeiten, theils das allmähliche Wachsthum des Haferkornes, theils die wunderbar kunstfertige Thätigkeit der Spinne, die ihr Netz webt. Natürlich werden diese Naturwesen sämmlich als Menschen dargestellt.

Das „Habermus" (Brei aus Hafermehl), ein in Hexametern verfaßtes Gedicht (98 Zeilen), ist eine Schilderung der Lebensgeschichte des Haferkörnleins von der Saatzeit bis zur Ernte. In einer Bauernstube sitzen Eltern und Kinder beim ärmlichen Mittagsmahle. Die Mutter erweiset sich dabei als treffliche Erzieherin ihrer Kinder: sie benutzt die Zeit der leiblichen Erquickung, um die Kinder anschaulich und gründlich zu belehren, damit sie die tägliche Nahrung als theure Gottesgabe erkennen, Gottes Größe aus dem Wachsthume des unscheinbaren und doch so sättigenden Pflänzchens bewundern, die Natur, ihre Wesen und ihr reiches Leben genau und liebevoll beobachten und verstehen lernen und Gott allezeit um seinen Segen bitten, sowie für seine Gaben herzlich danken. Das Haferkörnlein wird in seiner Entwickelung völlig wie ein allmählich sich entfaltendes Menschenleben dargestellt. Die verschiedensten Ermahnungen an die Kinder unterbrechen die erbaulich-belehrende und interessante, für's Kindesgemüth vortrefflich geeignete Erzählung. Auch giebt die Lebensgeschichte wieder Anlaß zur Bezugnahme auf's Menschenleben, was hier (V. 48 ff.) als Mahnung ausgedrückt ist. Auch wird die Benutzung des geernteten Hafers schließlich geschildert (V. 87 ff. dreschen; mahlen; kochen; essen). Man vergl. hierzu Krummachers Lieder vom Flachse und Samenkorne. Der lehrhaft religiöse Grundgedanke leuchtet klar durch diese echt pädagogische Dichtung hindurch: Gott sorgt in allen Jahreszeiten gar wunderbar für die Erhaltung und das Gedeihen des Haferpflänzchens und macht es schließlich in seiner wunderbaren Allmacht und Güte zu einer Nahrungsquelle für die Menschen. Die Sonne wacht über dem Pflänzchen wie eine „freundliche Mutter", wie eine „treffliche Frau." Zwischen den Furchen hin und her wandeln himmlische Engel, die wie unsichtbare Schutzgeister, den aufsprossenden Hälmchen die verschiedensten Handreichungen thun zum fröhlichsten Gedeihen. Ein überaus lieblicher Hauch weht durch die kindlich anmuthige Schilderung, namentlich da, wo das Pflänzchen als hülfloses Kindlein sich geberdet, wo es weint, bangt, zagt, sich freut und spricht. Die theilnehmendste Liebe für das Kleine in der Natur, das ja Gottes wunderbare Größe ebenso laut bezeugt, spricht aus jeder Zeile dieser Schilderung (vgl. den Ausdruck: „mein Häberlein"). Zu beachten sind folgende Wortformen: beeggen; zeitig werden; potz Stern = Gottes Stern; die Sone strickt; Sprützelchen = kleiner Regenschauer; es schaudert dem Keimlein; der Halm schießt; eia popeia; man hat geheut; der Hafer hat gegelbt. Wir erfreuen uns schließlich noch daran, daß Hebel, der erfahrene Schulmann, als Zeitgenosse Pestalozzi's, des Vaters unseres heutigen Schulwesens, in dieser Dichtung ein so treffendes Musterbild für die erziehliche Wirksamkeit der Mütter gezeichnet hat, denn sie können daraus lernen, wie scheinbar ungeeignete häusliche Vorkommnisse dennoch mit Geschick und Erfolg zur Belehrung und Erbauung der Kinder verwandt werden können, zumal da letztere gerade bei der Mahlzeit meist nur für's Essen Sinn haben. Zugleich lernen wir hier wiederum den in die Form traulicher häuslicher Erzählungen gekleideten gelegentlichen Unterricht als ein werthvolles Mittel der Jugendbildung schätzen. Das Volk belehrt sich ebenfalls am liebsten aus Erzählungen und traulichen Gesprächen. (Das Lyrische tritt in dieser nicht sangbaren Dichtung nur in der Naturliebe des Dichters zur Schau.)

Das Gedicht vom Spinnlein[1]) ist voll von köstlichen Bildern und Fi-

[1]) Im Auszuge des Münsterb. Leseb. fehlen die 4 letzten Verse dieses Gedichtes, welche

guren und zeichnet sich aus durch eine große Mannigfaltigkeit in der Personificirung des kleinen kunstfertigen Thieres, das bald als wunderbar geschickter Künstler, bald als der geübteste Webermeister, bald als der emsigste Maurer, bald wieder als prüfender und überlegender Baumeister, endlich als ein behaglich im „Sommerhaus" ausruhender Mensch sowie als ein eifriger, glücklicher Jäger und als ein Mann vorgeführt wird, der sich mit inniger Freude an dem wohlgelungenen Bauwerke ergetzt, sein Wohlgefühl nach schwerer Arbeit in Worten der Befriedigung kund werden läßt und seinen wohlverdienten „Braten" mit Wohlbehagen verspeiset. Sogar menschliches Denken wird dem Thierlein im vollsten Umfange beigelegt. Kahle (a. a. O. S. 168.) bemerkt hierzu, daß Hebel, der feinsinnige Naturfreund, nicht nur die vollste Bewunderung über die unvergleichliche Kunstfertigkeit der Spinne äußere (V. 9: „o Thierli, wie hesch mi verzückt! wie bisch so chlei und doch so geschickt!" Vgl. V. 1.: „wie's zarti Fäde zwirne cha! — Es macht's so subtil und so nett." Desgl. V. 6.), sondern grade hier die Eigenthümlichkeit seiner Naturvergeistigung recht klar hervortreten lasse. Denn „der Dichter fühlt sich wie unter Seinesgleichen, in der naivsten Weise macht er (im vorletzten Verse) mit dem Spinnlein gemeinschaftliche Sache", indem er bei der Gefangennahme der „dummen Fliege", des „armen Ketzers", der „keine Augen bei sich gehabt hat", unwillig über den unverständigen Störenfried ausruft: „Was göhn die üsi (= unsre) Sachen a?" Kahle bezeichnet diese uralt deutsche Sinnigkeit der Hebel'schen Naturpersonifikation recht treffend als „jene echte Kindlichkeit des Dorfkindes, zu welcher der Städter nur nachsinnend und nachfühlend gelangen kann". Ja, das ist die natürlichste, die wahrhaft deutsche, die gemüthliche Belebung der bewußtlosen Natur. Hebel lebt in der Natur als Dichter ebenso, wie er als oberländer Dorfkind mit ihr verkehrt hat. Das naturgemäßeste, weil treu kindliche Zusammenleben mit den Wesen und dem Leben der Natur fühlt vollste Wesensverwandschaft mit derselben: Pflanze, Stern, Wasser, Flur, Berg, Wald, und namentlich das Thier wird darum ein menschlicher Genosse, der ebenso handelt, denkt, fühlt, will und redet, wie ein oberländischer Landmann. Alles in der Natur erscheint, mit Kahle zu reden, kurz als „das Leben, Schaffen, Sorgen, Genießen der alemannischen Bauern". Auch die Situation führt in diesem Gedichte ausdrücklich darauf hin. Hebel steht mit seiner „Frau Gevatterin", einer geschickten Weberin, vor der Spinne und will sie zu liebevoll sinniger Beobachtung des Treibens derselben ermuntern, damit sie sich ein Muster nehme an dem Arbeiten und an dem wunderbaren Gespinnste des Thierleins, dessen Thätigkeit darum ganz und gar im Bilde oberländischer Bauernarbeit in der Spinnstube dargestellt wird. Im sechsten Verse wird das noch deutlicher, denn hier ist an einen, bei den Landleuten wegen seiner Klugheit gar hoch stehenden Burschen erinnert, nämlich an „Pfarrers Christoph", der selber gesagt hat, wie sehr fein das Gewebe und der einzelne Faden der Spinne sein müsse, da sie Alles so emsig, so gleichmäßig webe, wie eine der besten Spinnerinnen, und so unzählich viele, fast unsichtbare Fädchen zu einem Faden zusammenlege, daß es der geschickteste und scharfsichtigste Weber im Oberlande nicht nachmachen und nicht nachzählen könne. Unser Gedicht erhebt sich in Folge hiervon aus

---

theils die Weisheit des Schöpfers preisen, der einem so unscheinbaren Thierlein eine so wunderbare Geschicklichkeit verliehen hat, theils schildern, wie freudig die Spinne nach vollbrachter saurer Arbeit die im Netze verstrickte Fliege verzehrt.

der lebhaften Schilderung und sinnigen Einzelpersonifikation zu einem abgerundeten, fast dramatischen Gemälde: wir sehen und hören die Spinne in den verschiedensten Gestalten der oberländischen Landleute handeln, denken, fühlen und reden; ihr Gewebe entsteht nach und nach vor' unseren gespannten und erstaunten Blicken; wir erfreuen uns mit ihr an ihrer behaglichen Ruhe nach vollendeter Arbeit; wir gehen mit ihr auf den Anstand, erlegen mit ihr das thörichte Wild und setzen uns mit ihr schmausend an den Bratentisch. Außerdem aber deutet das Gedicht seinen lehrhaft-religiösen Grundgedanken gleichfalls ausdrücklich an in V. 8. u. 10.: Gottes Weisheit und gütige Vatersorge soll auch aus dem Leben der kleinsten Thiere, also aus einem (allegorischen) Abbilde, Gemälde, klar erschaut und angebetet werden:

V. 8. Wie bisch so chlei und doch so geschickt!
Wer hat die au die Sache gelehrt?
Denkwol: der, wonis (= welcher uns) alli nährt,
Mit milden Händen Alle(n) git.
Bis z'frieden: er vergißt di nit!

Schlußzeilen in V. 10.:
I sags io: der, wo (= welcher) Alle(n) git,
Wenn's Zit isch, er vergißt ein' nit!

Das Gedicht, welches ebenfalls nicht zu den sangbaren Dichtungen gehört, obgleich es sehr stark hervortretende lyrische Färbung zeigt (nämlich in den zahlreichen Ausdrücken des Staunens, der Bewunderung und Freude), hat folgende Inhaltsgliederung: 1. Bewunderung des Gespinnstes und des Spinnens der Spinne, die ihr Material vor dem Beginne der Arbeit prüft, — worin ein Preis der Weisheit und Allmacht des Schöpfers enthalten ist. V. 1. u. 2.—2. Lebhaft malerische Schilderung des Lebens und Treibens der Spinne unter den verschiedensten Bildern menschlicher Thätigkeit und Lebensäußerung. V. 3.—10. Zuerst wird die Arbeit der Spinne geschildert (die Vorbereitung dazu; der Grundbau des Netzes oder „Sommerhauses" durch Errichtung der Längsfäden; der Ausbau durch die Kreis- und Querfäden; die Musterung und schnelle Vollendung des Baues —), darauf die behagliche, wohlverdiente Ruhe und Freude der Spinne im neuen Sommerhause, endlich die Fliegenjagd und die frohe Mahlzeit derselben, womit sich wieder der Preis der Weisheit und Güte Gottes verbindet. Die hochdeutschen Uebersetzungen haben manche Wörter aus dem Dialecte, sowie Fremdwörter beibehalten, z. B.: „zwirnen; Rist = rohe Flachsfäden; subtil und nett; traun; potz tausig = potz tausend! d. i. Gottes Wunder! u. s. w. Man achte auf die zahlreichen Figuren: „Nein! sehet mir das Spinnlein an!" — „Wo hat's nur her die feine Rist?" — namentlich auf die vielen Wortpaare: „auf und ab; Galopp und Trab; Rast und Ruh; wogt und schwankt (V. 7.); zählen und errechnen; müd und matt" u. s. w.

Wie Gott in allen Jahreszeiten und namentlich im rauhen Winter mit väterlicher Güte durch die verschiedensten Gaben der Natur für Thiere und Pflanzen zu sorgen pflegt, diese religiöse Wahrheit liegt als Lehre verborgen in den lebendigen, dramatischen Gemälden der Dichtungen vom Kirschbaume und Winter. Aus jeder Zeile dieser Gedichte spricht der fröhliche Geist des Gottvertrauens, wozu Hebel durch sinnigen und liebevollen Verkehr mit der Natur gelangt ist. Naturkraft, Naturtrieb, Naturerscheinungen treten als bewußt handelnde Personen von ganz eigenthümlichem Cha-

racter auf. (Masius hat später die Thiercharactere in seinen „Naturstudien“ auf meisterhafte Weise nach der natürlichen Lebensweise der Thiere gezeichnet, wobei an die treue Darstellung des Wesens der Thiere in unserem Thierpos: „Reineke Fuchs“ erinnert wird. In der Neuzeit hat namentlich Freiligrath die sogenannte „Thierballade“ gepflegt, z. B. im „Löwenritt“ und: „Unter den Palmen“, was indeß oft an Matthisson's Landschaftsgemälde denken läßt, in denen der Mensch ebenfalls zurücktritt.) Die Darstellung ist auch in diesen Dichtungen Hebel's eine, durch mannigfaltige Charactere und Naturscenerien reich belebte, allmählich mit frischester Anschaulichkeit vor unseren Augen sich entwickelnde dramatische Malerei. Im Kirschbaumliede ergetzen wir uns am schnellsten Gehorsam der Speisediener Gottes, des großen Gastgebers, denn in solcher Gestalt treten die vier Jahreszeiten handelnd auf: der Frühling deckt den Tisch (— vgl. Wilh. Müller's betr. Gedicht —); der Sommer trägt neue Speisen hinzu; der Herbst räumt die Reste ab und sammelt sie vorsorglich ein; der Winter endlich deckt die gesammelten Speisevorräthe aufs sorgsamste mit schützender Hülle zu. Noch lebhafter werden wir gefesselt durch die drolligen Figuren der jungen, trägen Raupe, der prüfenden und fleißigen Biene, des kecken, dreisten Sperlings. Dazu tritt Gott selbst redend auf, und dadurch erscheint das bewußtlose Naturleben als ein von dem Schöpfer selbst fort und fort vollführtes Wirken der göttlichen Allmacht und Güte, was zugleich eine für die Jugend höchst anschauliche Belehrung über die erhaltende und regierende Thätigkeit Gottes bildet. Der Kirschbaum ist der große Speisetisch für die verschiedensten Thiere, die hier als Gesammtheit zu denken sind, da Gott für sie alle auf besondere Weise sorgt. Die drei trefflich geschilderten Thiere (Wurm, Insect, Vogel) stehen hier somit als Vertreter der gesammten Thierwelt. Der Kirschbaum vertritt demnach, soll der religiöse Grundgedanke der Dichtung erweitert werden, ebenfalls die Gesammtheit des Pflanzenreiches, das von Gott die Bestimmung empfangen hat, den Thieren Nahrung und damit Genuß und Freude darzureichen, weshalb auch Hebel die große Lust und Freude der schmausenden Gäste aus der Thierwelt recht anmuthig geschildert hat. (Inhaltsgliederung: 1. V. 1.—3. Die Blätterspeise der jungen Raupe im Frühlinge. 2. V. 4.—6. Der Blüthentrank des Bienleins im Frühlinge. 3. V. 7. 8. Der Früchteschmaus des Spätzleins im Sommer. 4. Der Herbst als Abdecker des Mahles und als Vorrathssammler. 5. Der Winter als sorglicher Hüter der Vorräthe. V. 8.—11.)

Das Lied vom Winter,[1]) welches im Vergleiche mit den Winterpoesien von Hölty, Stolberg, Claudius, Krummacher, Spitta, Hoffmann v. Fallersleben und Geibel die besondere Eigenart von Hebel's Naturdarstellung recht klar hervortreten läßt, spricht seinen lehrhaft religiösen Grundgedanken in den Schlußzeilen mit einem Worte der Bergpredigt aus. Dadurch erweitert sich die nächste Lehre der Dichtung, welche wiederum in dramatisch malender Lebhaftigkeit, also durch ein sinnliches Abbild, das Walten der Güte Gottes für Pflanzen und Thiere während des öden Winters allegorisiren will: der Mensch soll auch in trüber Zeit unwandelbar und frisch auf Gottes Hilfe „harren“, d. h. mit der festesten Zuversicht hoffen, kurz: gläubig vertrauen.

[1]) Lüben (a. a. O. 3., 19.) bemerkt, daß in V. 5. u. 6. eine Beziehung auf eine Jugendgewohnheit Hebel's hindurchleute: er pflegte als Knabe gern Schmetterlingspuppen in Holzkistchen zu betten, diese in die Erde zu graben und auf jedes Grab ein Kreuzchen zu stecken. —

Gottes Walten in der Natur predigt deutlich seine allumfassende, unermüdliche Güte. Außerdem aber sollen wir uns durch die Verjüngung der unter der Winterhülle schlummernden Geschöpfe am „Ostertage" des Lenzes zu fröhlicher Hoffnung auf unsere einstige Auferstehung aus dem Grabe ermahnen lassen. (Schenkendorf's „Sehnsucht" stärkt diese Hoffnung durch ein anderes treffendes Naturbild: „Meine Seele, gleich der Taube, die sich birgt im Felsenstein, wird der Erde nicht zum Raube.") Insofern würde dieses allegorische und vergeistigende Wintergemälde auch einen symbolischen und parabolischen Zug in sich schließen, der auch zum lehrhaft-religiösen Zwecke desselben vollkommen stimmen dürfte. Nebenbei geht auch ein launiger Zug durch die Darstellung, was an Claudius' Winterlied erinnert: im zweiten Verse erscheint es dem humoristischen Dichter so, als liefe der vom Schnee über und über beschüttete, eilig nach Hause trabende Bauer mit gestohlener Baumwolle davon. Grade Kindern muß solcher reiche Wechsel in der Naturbeseelung die nähere Betrachtung eines solchen Gedichtes höchst interessant machen. Der Humorist weiß jedem Dinge, das er betrachtet, zwei Seiten abzugewinnen, eine ernste und eine heitere. Hebel's Humor ist meist die fröhlichste Lustigkeit, die sich im muntersten Belachen irgend eines Vorfalles äußert. Hier, wo der Winter zu so ernsten religiösen Betrachtungen anleitet, kann seine fröhliche Laune dennoch nicht völlig schweigen: sollte denn der doch mit besonderen Schönheiten ebenfalls ausgestattete Winter nicht auch mal ein fröhliches Lachen der Menschen hervorrufen, die er sonst meist als gestrenger Herr unter seiner eisigen Herrschaft gefesselt hält? Der Humor ist eine köstliche Anlage: sie läßt uns stets das Erfreuliche aus dem Unangenehmen herausfinden. Für den Lehrer hat solche Gemüthsstimmung einen gar hohen Werth. Unser größter Humorist, Jean Paul, sagt darum: „Heiterkeit ist der Himmel, unter welchem Alles gedeiht." Hebel führt zuerst (V. 1. 2.) ein starkes Schneetreiben vor unsere Augen. Behaglich schaut der Bauer vom Fenster seines auf einem erhöhten Dorfplatze liegenden Wohnhauses zu. Das ist ja, als wenn am Himmel ein großes Baumwollenlager wäre, davon die Händler droben freigebig allen Erdenbewohnern zutheilen. Hebel will den Schnee als das Werkzeug der göttlichen Fürsorge während des Winters darstellen. Er beginnt deshalb mit der Schilderung eines starken Schneefalles. Gott ist ein reicher Kaufherr, der seinen Dienern befiehlt, daß sie Schnee in Massen herabsenden auf die kalte Erde, die nun allüberall in das wärmende und schützende Gewand der baumwollartigen Flocken gehüllt ist. Das unentgeltliche und massenhafte Herabsenden der ersehnten Waare soll deutlich Gottes Reichthum, Macht und Güte abbilden. Trotzdem fehlt auch hier die humoristische Färbung nicht. Das sind ja seltene Kaufleute, die so freigebig ihr kostbares und reiches Waarenlager verschenken! Doch der Landmann in der warmen Stube möchte seinen Platz jetzt nicht vertauschen mit einem Aufenthalte im Freien: ein Grausen überkommt ihn, wenn er auf die gefüllten Baumwollenspeicher am Himmel blickt. Er muß laut auflachen über den eiligen Trab der schneebeladenen Dörfler, die hastig ihr schützendes Dach zu erreichen suchen. Und so macht ein starker Schneefall immerhin große Freude. Die beiden ersten Verse malen daher des Winters Freuden. Die folgenden Verse schildern des Winters Segen für die unter der Erde und Schneedecke schlafenden Pflanzen und Thiere. (V. 4.—6.) Zuvor aber führt der dritte Vers die anfängliche Betrachtung weiter und leitet zugleich zur folgenden über. Wenn so viel Schnee fällt, dann ist Alles draußen mit einer Decke überkleidet. (V. 3.)

Das macht dem launigen Zuschauer am Fenster großen Spaß, denn sein Haus liegt hoch, und von da aus kann er alle Gärten des Dorfes, das stolze Herrenhaus des Gutsbesitzers und die alte, ehrwürdige Dorfkirche, ja auch den trauten Nußbaum überschauen, den beliebten Spiel- und Sammelplatz weiter unten im Dorfe. Wie anders sieht das Alles jetzt doch aus! Man muß sich darüber freuen! Schauen die Pfähle der Gartenzäune in ihrem weißen Kopfschmucke jetzt nicht aus wie „große Herren" im prächtigen Hute? Glichen sie denn sonst nicht etwa den müßigen Buben, die gaffend hier und da ohne Schuh und Mütze umherstehen? Schaut nicht das Schloß im weißen Teppiche jetzt noch stattlicher aus? Sonst war es ohne solchen seltenen Schmuck. Sieht die Kirche nicht noch weit ehrwürdiger aus im weißen Gewande, das ihren heiligen Zweck so deutlich abspiegelt? Ja, und erst der liebe Freund aller Bauersleute, der alte, hohe Nußbaum steht da wie der leibhaftige Weihnachtsmann, erzählend von den kommenden Freuden des hohen Festes und vom gemüthlichen Treiben in der traulichen, warmen Spinnstube! Für die Kinder müssen grade diese heiteren Personifikationen den höchsten Reiz in sich tragen. Ja, der Schnee deckt Alles zu, selbst Straßen und Fußsteige. Da bleibt es warm unter einer so weiten, starken Schutzdecke (V. 4. 5.): Kälte kann gar nicht zutreten. So schützt der Schnee die unter der erwärmten Erde schlummernden Samenkörnlein und Insecten („Sommervöglein" d. i. Schmetterlingslarven). Sie führen im warmen Erdenschooße ein verborgenes, aber herrliches Winterleben, denn sie keimen und wachsen hier still heran zu einem schöneren Dasein: wie gläubige Christen warten sie zuversichtlich trotz aller neuen Schneemassen, die eine lange Dauer des öden Winters anzeigen, auf den Lenztag ihres Erwachens, sind sie doch „wohl (d. h. sicher) verwahrt" (geschützt) gegen Frost und Kälte. Diese liebliche Vergeistigung will das langsame Heranwachsen der Keime und Insecten schildern. Auch im Winter ist Leben in Fülle vorhanden, aber ein gar geheimnißvolles! Ebenso lebt die heranreifende Larve des einstigen schönen Schmetterlings ein stilles Freudenleben: kein Kummer, keine Klage wird laut; wartend auf die Stunde des Erwachens, ist's ihr so wohl in dem stillen, süßen Schlummerbette! Und solch geduldiges Warten belohnt dann der Lenz gar reichlich, denn mit seinen Glockentönen, dem Schwalbengezwitscher, läutet er in die stillen Schlafkammern gar laut und lieblich, und dazu dringt der helle Lichtstrahl seiner wärmenden Leuchte herauslockend ins dunkle Schlummergemach: das lebendigste Erwachen der aus der Erde heraufsteigenden Schläfer ist die Folge davon. (Hierin liegt eine deutliche Mahnung für die Menschen.) Das ist des Winters Segen, der so reichen Lohn nach sich zieht. (V. 6.) Aber der Winter hat auch Leiden. (V. 7. 8.) Das erfahren die Vöglein, die über der Erde bleiben müssen in den öden, kalten Tagen, da sie so leicht erfrieren und verhungern! (Vgl. hierzu Hey's Fabel: Vogel am Fenster. Wack. Les. 1., 3. Desgl. die treffliche Erläut. und unterrichtl. Behandlung in Th. Ballien's „Zwölf Fabeln von Hey für die Unterstufe". 1865.) Gar köstlich hat Hebel das ängstlich bittende Wesen des hungrigen Sperlings gezeichnet, der im Sommer so frischweg den Kirschbaum plündern ging. Wie ein jammernder und flehender Bettler kommt er an die Fenster und in die warmen Stuben. Ja, da sieht man den Gegensatz zum Treiben der jetzt Obdachlosen im Herbste recht deutlich, denn damals flogen sie munter in den Furchen der abgeernteten Felder umher, weil sie dort Nahrung in Fülle fanden. Aber auch diese verlassenen Thiere über der Erde schützt Gott im öden Winter. Zu Werkzeugen seiner

Güte hat er hier uns Menschen, auch euch, ihr Kinder, bestellt: darum seid barmherzig, wie euch Gott so barmherzig ist! Aber gebt nicht einem Alles, sondern hebt was auf für seine armen Gefährten: sie werden schon mit ihm wieder kommen. Mit dieser für Kinder sehr heilsamen Mahnung, sowie mit dem Glaubensbekenntnisse der unermüdlichen Fürsorge Gottes für alle Geschöpfe, das sich an ein Schriftwort anlehnt und dadurch die Christen zum festen, freudigen Gottvertrauen ermuntert, schließt dies köstliche Wintergemälde, welches die Freuden, die Segensschätze und die Leiden schildert, die durch den Schnee den Menschen, Pflanzen und Thieren gebracht werden.

V. 3. Und Gärten ab und Gärten uf
Hen alli Scheie Chäpli uf!
Sie stöhn wie großi Herre do:
Sie meine, 's heig's (= hätt's) suft niemes so,
Der Nußbaum het doch au si Sach'
Und 's Herrehus und Chilchedach.

Hebel nimmt also auch unter der Zahl derjenigen volksthümlichen Dichter einen hohen Rang ein, welche durch glückliche und veredelnde Naturpersonification den rechten Ton der für Kinder geeigneten poetischen Naturdarstellung meisterhaft zu treffen verstanden haben. Er ist dadurch ein Vorläufer und Vorbild der zahlreichen neueren Pädagogen geworden, welche ganz besonders für die Jugend gedichtet und namentlich auch viele Naturlieder für Kinder verfaßt haben. Als langjähriger Schulmann stand Hebel stets im lebendigsten Verkehre mit der Jugend und konnte deshalb die rechten Erfordernisse gesunder Kinderpoesie an der rechten Quelle unausgesetzt beobachten.

Der Meister und Führer der schwäbischen Dichterschule ist **Ludwig Uhland** [1]) aus Tübingen (1787 † 1862), schon früher als einer der bedeutendsten Sammler unseres Volksliederschatzes erwähnt. Er war seit 1814 als Advokat in Stuttgart thätig, wirkte lange Zeit als würtembergischer und deutscher Abgeordneter und bekleidete von 1829—1833 die Professur der deutschen Literatur an der Hochschule zu Tübingen. Im Jahre 1812 trat er mit Justinus Kerner, kurz darauf mit Gustav Schwab in enge Verbindung, und die erste Frucht dieser Gemeinschaft der drei größten Dichter der schwäbischen Schule war die Herausgabe des „poetischen Almanachs" (1812) und des „deutschen Dichterwaldes" (1813). Uhland ist nach Barthel's Urtheil „unstreitig nächst Schiller längst der Liebling der Nation geworden und wirklich in Fleisch und Blut derselben übergegangen." Die Heroen unserer neueren volksthümlichen Literatur sind Hebel, Claudius, Uhland, Rückert und Hoffmann v. Fallersleben. Conrad Kreuzer's liebliche Melodien zu vielen Uhland'schen Liedern haben denselben schnell eine weite und bleibende Verbreitung verschafft. „Die drei Hauptfactoren der Uhland'schen Poesie sind Göthe'sche Formenschönheit, mittelalterliche Lebensfülle und schwäbischer Sinn für Natur und volksthümliches Wesen." (Barthel.) Uhland's Leben floß ruhig und klar dahin, wovon alle seine Dichtungen, namentlich die epischen (— Balladen, Romanzen, Rhapsodien, d. h.

[1]) Ueber Uhland hat der Berliner Lehrer W. Petsch im J. 1862 eine Jubelschrift verfaßt. Uhland's dramatische Dichtungen hat Weismann für Schule und Haus erläutert (1863). Erklärungen der wichtigsten Gedichte Uhland's finden sich z. B. in Hiecke's Aufsätzen z. deutschen Literatur (1864), in Lüben's ofterwähnter „Einführung u. s. w., in Günther's Ausleg. v. Volks- und Vaterlandsliedern (1861), in Gude's Erläut. deutscher Dichtungen (1865. 66.), in Grube's ästhet. Vorträgen Band II. (1866) und in Vernaleken's Sprachbuche (1851). Eine ausführliche Biographie Uhland's schrieb Notter (1863).

kleinere Epen aus der deutschen und schwäbischen Geschichte —) durch ihre ruhige und treue Darstellung des thatsächlichen Vorganges ein so deutliches Spiegelbild entwerfen. Eben dasselbe Gepräge trägt seine Lyrik, die, genährt aus dem Borne des Volksliedes, sich letzterem in der „objectiven oder gegenständlichen Ausprägung des Gefühlsinhaltes" nähert. (Grube.) In Uhland's Lyrik ist die epische Richtung überwiegend. Er versetzt sich mit Meisterschaft in die Lebenslage einer bestimmten Person, in die Gemüthsbeschaffenheit derselben, in irgend eine landschaftliche Scenerie, zeichnet die Situation auf's treuste mit wenigen, höchst anschaulichen und malerischen Pinselstrichen und hält seine eigene, subjektive Theilnahme völlig fern, wie es der Epiker zu thun pflegt. Da vergessen wir über der Anschauung dieser Stimmungs- und Naturbilder den Dichter ganz und gar; wir gewinnen die vollste Theilnahme für Wohl, Wehe und Schicksal der geschilderten Personen; wir empfinden ganz gleich, wie sie, und unser Gemüth wird durch solche lyrisch erzählenden, schildernden Lebensbilder fremder Personen völlig in die Stimmung derselben hineingezogen. Ebenso naturgetreu und frisch gegenständlich ist die Darstellung der Natur, namtlich des Frühlings bei Uhland. Wo er Characterbilder entwirft, z. B. in „des Knaben Berglied" (auch: „Lied eines Armen", „Schwäbische Kunde"), da pflegt er die Darstellung des Gemüthslebens gern mit der kurzen und gelungenen Zeichnung einer Landschaft in Verbindung zu bringen. Sehen wir, wie schon Hebel, im Gegensatze zur romantischen Naturpoesie, durch die Natur nicht mehr zu rein subjectiver Gefühlsstimmung sich anregen läßt, wie er nicht verschwimmt in den oft überschwenglichen, für's Volk schwer faßbaren Naturgefühlen der romantischen Naturstimmung, obgleich darin ja so manche köstliche Schätze zur Pflege veredelnder Volks- und Jugenderziehung liegen: so muß der echt deutsche Character der Naturpoesie in der schwäbischen Dichterschule auch daraus klar hervorleuchten, daß Uhland und Hebel, wo sie die Eindrücke der Landschaft auf's Gemüth darstellen, stets „den lebendigen Zusammenhang (der Gemüthsstimmung des Einzelnen) mit der großen Volksgemeinde" festhalten. Uhland macht den Hirtenknaben, dessen stolzes Selbst- und Kraftbewußtsein und Freiheitssinn die Alpennatur genährt hat, echt realistisch zum theilnehmenden Sohne und zum opferbereiten Patrioten: die Naturluft und Heimathsliebe des kühnen Alpenknaben ist die natürliche Wurzel seiner Elternliebe und Vaterlandsliebe.[1]) Der Schäfer, der in der Sonntagsnatur in die seligste Andacht versinkt, ist bei Uhland so dargestellt, daß er sich inmitten seiner Andacht als „ein Glied der kirchlichen Gemeinde fühlt." Wie Hebel seine heimathliche Natur mit dem kindlichen Sinne oberländischer Bauern anschaut und verklärt und dadurch zur kindlichen, märchenartigen Naturanschaung der Jugend, des Volkes, sowie der deutschen und überhaupt allgemein menschlichen Urzeit zurückkehrt: so bleibt Uhland's Naturauffassung in der engsten Gemeinschaft mit dem gegenwärtigen Volksleben (in Staat und Kirche). Nun wird es klar, inwiefern die schwäbische Naturpoesie grade darin ihre echt volksthümliche Kraft besitzt, daß ihre Darstellung die Wunder des Naturlebens auf das reale Leben des Volkes

[1]) Solchen echt patriotischen Sinn inmitten poetischer Naturdarstellung zeigt auch Hölty's erzählendes Gedicht: „das Feuer im Walde" (in Auras' Lesebuche 1, 367), welches auf die Schlacht von Kunersdorf und Ew. v. Kleist's Tod in derselben Bezug nimmt.

und des einzelnen Menschen so ergreifend und nachhaltig wirken läßt. Deshalb haben auch Uhland's Dichtungen eine so kräftig volksthümliche Färbung, welche denselben den großen Reiz verleiht, der sie bei unserer Nation für immer in dankbarem Andenken erhalten wird. Er verstand es, zumal er durch seine altdeutschen Forschungen dazu befähigt war, „die Blütheperiode unserer Literatur im 13. Jahrhunderte zu einer Neugestaltung unserer neueren Literatur zu benutzen.“ Wie Rückert, trat auch Uhland zuerst als Vaterlandssänger zur Zeit der Befreiungskriege auf. (Die erste Ausgabe seiner Gedichte geschah im J. 1815 in Stuttgart.) Bald nach der Leipziger Schlacht dichtete er das Siegeslied: „Vorwärts.“ [1]) Diesem patriotisch warmen Jubelliede fehlt aber das begeisternde lyrische Kampfesfeuer Arndt's, Schenkendorf's und Körner's. Wie stets, ist Uhland auch hier der ruhig erzählende Lyriker, der die einzelnen Thatsachen aus der Geschichte der damaligen großen Völkerbewegung zu einem abgerundeten Gemälde vereinigen will. Es fehlt Uhlands patriotischen Gedichten, wie Grube bemerkt, „die Kraft der Leidenschaft, des Affektes,“ die den Hörer begeistert und zur Thatkraft entflammt: es sind in diesen Gesängen „überwiegend rednerisch gehaltene Betrachtungen.“ Innige Sehnsuchtslieder und heitere Geselligkeitslieder hat Uhland darum ebenfalls nicht gedichtet. Trotzdem hat er uns mit zahreichen erzählenden Dichtungen beschenkt, in denen die innigsten Gefühle edler Liebe und heiterer Lust sowie die aufrichtigste Freundschaft wiederum zu episch ruhiger und mächtig wirksamer Darstellung kommen: es sind die volksliedartigen, erzählend-lyrischen Dichtungen: Ich hatt' einen Kameraden; Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein; Was klinget und singet die Straß' herauf; Wir sind nicht mehr am ersten Glas. Diese Dichtungen sind fast sämmtlich zu weithin gesungenen Volksliedern geworden. Uhland's dramatische Arbeiten, die sich auf die vaterländische Geschichte beziehen, sind nach dem Urtheile der Literarhistoriker ohne dramatische Lebendigkeit, obwohl sie des Dichters warmen, patriotischen Sinn ebenfalls bezeugen. (Aus dem Drama: „Herzog Ernst v. Schwaben“ finden sich in Wack. Leseb. 2, 8 u. 3, 118 die Scenen: „Acht und Bann“ und „Kaiserwahl.“) Ganz neue Bahnen hat Uhland aber in der lyrisch-epischen Dichtung der Balladen und Romanzen gebrochen. Die historische Treue, die anschaulich lebhafte Erzählung und treffliche Zeichnung der Charactere — welche Vorzüge als das Ergebniß seiner Studien altdeutscher Dichtungen erscheinen — haben diese epischen Gemälde der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands und Schwabens zu Lieblingspoesien der Nation gemacht. Uhland will durch solche poetisch lebendigen Erinnerungen an das herrliche nationale Leben der Vorzeit frische Vaterlandsliebe erwecken, denn hier „zaubert er die Vergangenheit in verklärter Gestalt aus den Ruinen wieder auf“ und regt dadurch mächtig zur Nachahmung des kräftigen Vorbildes der Vorfahren an. Das ist der rechte, zeitgemäße Segen der nationalen Vergangenheit, während die Romantiker diese selbst in ihrer gesammten Lebenseigenthümlichkeit zum Heile der Gegenwart dem jetzigen Volksleben aufzuprägen bestrebt waren. Solche patriotisch anregenden

---

[1]) 1. „Vorwärts! Fort und immer fort!
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

2. Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

3. Auf, gewalt'ges Oesterreich!
Vorwärts! thu's den Andern gleich!
Vorwärts!

10. Vorwärts heißt ein Feldmarschall:
Vorwärts, tapfre Streiter all'!
Vorwärts!

Balladen, Romanzen und Rhapsodien Uhland's sind z. B. „Des Sängers Fluch"; „Klein Roland"; „König Karl's Meerfahrt"; „Schenk von Limburg"; „Das Glück von Edenhall"; „Die Rache"; „Der Graf von Eberstein"; „Schwäbische Kunde"; „Roland Schildträger"; „Jung Sigfrid"; „Taillefer"; „Graf Eberhard's Weißdorn"; „Eberhard, der Rauschebart", von denen die meisten in Wackernagel's Lesebuch aufgenommen wurden. Auch humoristische Dichtungen hat Uhland verfaßt, z. B. die heitere Verspottung der Sonntagsjäger im Gedichte „der weiße Hirsch" (Wack. L. 1., 211.), desgleichen Allegorien (z. B. „das Schifflein." Wack. L. 2., 190.) und ernst religiöse Gedichte (z. B. „Zimmerspruch." W. L. 2., 211.) Mit der Kürze, Anschaulichkeit und Frische, in welcher unsere Volkslieder die verschiedensten Lebenslagen, Charactere und Gemüthsstimmungen, also das menschliche Leben darzustellen pflegen, hat Uhland endlich alle Lust und alles Weh dieses Lebens in seiner plastisch ruhigen, erzählend lyrischen Weise besungen und dabei meist eine kurz und treffend gezeichnete Landschaft zum Untergrunde der lyrischen Stimmung gemacht, so daß wir darin sowohl Naturscenerien, als auch Lebens- und Characterbilder zu erkennen haben (z. B. Des Knaben Berglied. Die Kapelle. Schäfers Sonntagslied. Der Arme).[1])

Am herrlichsten entfaltet Uhland seine dichterische Begabung in seinen epischen Dichtungen und in seinen Naturliedern, namentlich in den Frühlingsliedern und Wanderliedern. Er hat hier „das Landschaftsgemälde zum Liede vergeistigt", d. h. er versteht es, mit wenigen meisterhaften Strichen die Hauptkennzeichen der Landschaft und des Naturlebens in scharfer und klarer Zeichnung, also in treu gegenständlicher Weise vor unsere Anschauung zu stellen und uns lebhaft in die Seelenstimmungen zu versetzen, die ihn bei seinem gemüthvollen Verkehre mit der Natur erfüllt haben, wobei er aber oft fremden Personen in der geschilderten Landschaft jene Stimmungen beilegt. Besonders warm werden wir durch die „religiöse Weihe" berührt, die durch Uhland's „tief gemüthvolle Naturanschauung hindurchgeht".

So frisch wie Göthe's Sommerlob ist Uhland's kurzer, einfacher und doch so begeisterter und naturgetreu malender Preisgesang des Frühlingslebens, der sich unter der lieblichen Gruppe der von Uhland zu einem köstlichen poetischen Frühlingsgemälde vereinigten acht Lenzlieder befindet:

1. Saatengrün; Veilchenduft;
Lerchenwirbel; Amselschlag;
Sonnenregen; linde Luft!

2. Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Stets erregt das Nahen des sanften, süßen Frühlingshauches die Gefühle beseligender Lust und erneuter Lebensfrische in dem Dichter, was z. B. die kurzen Zeilen der „Märznacht" (Wack. Les. 2., 167.) in der hoffnungsvollen Ahnung darstellen, die durch die Stürme und das Gebrause der eisfreien Wasser in den märzlichen Nächten im sinnend lauschenden Gemüthe des Dichters hervorgerufen wird:

[1]) Im Münsterb. Lesebuche stehen nur 2 Lieder Uhland's: Der gute Kamerad (2., 169.) und Einkehr (3. 108.), im Cöpenick'schen dagegen 7., nämlich zwei epische Gedichte, ferner die beiden eben genannten Lieder, sodann das Lied des Armen, die Kapelle und der Zimmerspruch. (Ausg. A. S. 40. 75. 89. 196. 315. 383. u. 396.) In Wackernagel's Leseb. sind 23 Dichtungen Uhland's aufgenommen. In Seltzsam's Leseb. steht gar kein Uhland'sches Gedicht.

„Horch! Wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! Lieblicher Frühling, du nahst!"

Man vergleiche damit den ähnlichen Gedanken, den Fröhlich's „Märzlied" (im Münsterb. Leseb. 1., 103.) in einer für Kinder geeigneten Weise durchführt; denn auch hier läßt das Leben der Natur im Märze die Ahnung des neuen Frühlingsglückes und der künftigen Maifreude erfrischend ins trüb gestimmte Menschenherz überströmen, was hier freilich durch das freudige Märzlied der Vöglein gleichsam wie durch Frühlingsglockengeläut bewirkt wird (V. 3.: „Wärme und heller Schein hauchen ihm Ahnung ein: bald kommt mit neuem Glück Frühling zurück". Vgl. dazu das Blühen der „kleinen Maienglocken und Schlüsselblumen" in Hölty's Lenzliede und Reinick's „Frühlingsglocken": Schneeglöckchen thut läuten — in Auras' Leseb. 1., 288.).

Der hochgepriesene Lenz, der so süße Ahnungen weckt, wird daher, wenn sein Goldglanz die neu ergrünten Fluren wieder verklärt, so daß unbeschreibliches Entzücken unsere Brust durchweht, vom seligen Dichterherzen mit der innigsten Andacht gefeiert; der Lenz ist ein „hohes Fest", das den religiösen Menschen von gewöhnlicher Berufsarbeit abruft und zur feierlichen Ruhe des Gebetes auffordert:

Frühlingsfeier. (Wack. L. 3., 2.)

1. Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt es heut nicht glücken?

2. Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruh'n und beten!

Man halte hiermit Lenau's Lied: „Im Frühlinge" (W. L. 3., 43.) zusammen, welches das gesammte frische Leben der bewußtlosen Natur im Lenze zu einer andächtigen „Liebesfeier" der, im prächtigen Naturdome ein tausendstimmiges „Opfer" darbringenden Creaturen-„Herzen" (d. i. der blühenden Pflanzen und jubelnden Vöglein) vergeistigt.

Wie die unsagbar feierliche und ergreifende Morgenstille des Lenzes das sinnige Gemüth Eichendorff's zum Dichten und Beten stimmte, ebenso mußte der Zauber der frühesten Morgenlandschaft auch Uhland's Dichterherz zum Liederschaffen und Singen auf's mächtigste anregen, was uns sein duftiges „Morgenlied" (W. L. 3., 15.) darlegt:

1. Noch ahnt man kaum der Sonne Licht;
Noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Thal erklungen.

2. Wie still des Waldes wilder Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum:
Kein Sang hat sich erschwungen.

3. Ich hab' mich längst ins Feld gemacht
Und habe schon dies Lied erdacht
Und hab' es laut gesungen.

Wem der Lenz die selige Zeit ist, in welcher selbst „die Dorne Rosen tragen", für dessen Gemüth liegt in dieser irdischen Naturherrlichkeit ein Wegweiser, der ihn im Vorbilde die weit größere Herrlichkeit des ewigen Himmelsfrühlings ahnen läßt. Zu dieser, in unserer Naturpoesie so seltenen, echt biblischen Natursinnigkeit, nämlich zur typisch-prophetischen Aufschau in das ewige Leben hat sich Uhland's Naturlyrik zu erheben vermocht und tritt der Gerhardt'schen Naturdeutung (im „Sommerliede") dadurch ebenbürtig zur Seite. Die lenzliche Schönheit dieser „armen Erde" ist auch für Uhland's christlichen Sinn eine sichere und trostreiche Bürgschaft unserer gläubigen

Hoffnung auf „jenen großen, klaren künftigen Frühling" in der seligen Ewigkeit:

„Künftiger Frühling." (W. L. 2., 3.)

1. Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht:
Auch jener große, klare, —
Getrost! er fehlt dir nicht!

2. Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn:
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Vermag der Lenz solche Christenhoffnung zu erregen und deren Erfüllung zu weissagen und dadurch fest zu verbürgen, dann kann er auch dem gequälten, sorgenvollen Herzen die fröhlichste Glaubensfrische durch seine reiche, Alles belebende Jugendkraft zusichern, denn sein Lebensodem, der die todte Natur völlig neu umschafft, dringt als erwärmender Hoffnungsstrahl mahnend, lockend, belebend und tröstend auch in jedes „arme Herz" (der Kranken, Besorgten, Traurigen) und läßt sie fest darauf vertrauen, daß jetzt ein neues Leben auch im Gemüthe beginnen wird, weil sich nun „Alles, Alles (Leid — äußeres und inneres —) wenden" muß. Die vollständige Veränderung im Naturleben muß auch auf das trübe, kalte Herzensleben umschaffend wirken, das ja im öden Winter ein so klares Gegenbild seiner trostlosen Stimmung täglich vor Augen hatte und nun sich dem mahnenden Abbilde des entgegengesetzten Herzenszustandes dauernd gegenüber gestellt sieht. Im Kehrreime ist die Hoffnung auf die tröstende Wirkung des Frühlingslebens ausgesprochen.

„Frühlingsglaube." (W. L. 3., 132.)

1. Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht:
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang:
Nun muß sich Alles, Alles wenden!

2. Die Welt wird schöner mit jedem Tag:
Man weiß nicht, was noch werden mag!
Das Blühen will nicht enden!
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden!

Ganz ähnliche Gedanken fanden wir in Tieck's Nacht- und Wanderliede sowie in Eichendorff's „frohem Wandersmann" dargelegt.[1]) Zu diesem lieblichen Kranze der schildernd-lyrischen und schildernd-religiösen Lenzlieder Uhland's gehört auch das sehnsüchtig bittende Gedicht: „O legt mich nicht in's dunkle Grab, nicht unter die grüne Erde hinab!" Hier spricht er den innigsten Wunsch aus, einst mitten im Frühlingsschmucke des Grases und der Blumen beim Schalle der Hirtenflöte und umwallt von „hellen Frühlingswolken" begraben zu werden. Wem der Lenz so heilige Stimmungen erweckte, der mochte wohl gern in dieser heiligen Festzeit der irdischen Natur aus diesem winterlichen Erdenleben scheiden und aus der Ahnung des Himmelsfrühlings am liebsten gleich zum seligen Schauen und Genießen hinübereilen. Doch diese Sehnsucht ward nicht erfüllt; denn Uhland starb mitten im schaurigen Sturme des Novembers.

Ebenso volksthümlich ist die liebliche Gruppe der 9 Wanderlieder Uhland's. Barthel bemerkt über dieselben: „Hier stellt der Dichter uns ein ganzes Drama voll Bewegung und Mannigfaltigkeit von der Trennung bis

---

[1]) Ein Gegenstück zu diesem tröstenden Lenzliede Uhland's bildet Geibel's hoffnungsfrisches Winterlied: „Und dräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Geberden." Grade das ärgste Toben der Winterstürme weckt hier die freudigste, festeste Frühlingshoffnung, die der schwungvolle Refrain so energisch und glaubensfrisch ausspricht: „es muß doch Frühling werden."

zur Heimkehr dar." Im engsten Rahmen entfaltet er mit Meisterhand ein reiches Gemälde der herrlichen Landschaften seines heimathlichen Schwabenlandes. An diese einfachen Zeichnungen der Naturscenerien knüpft er den ansprechenden Ausdruck der innigsten und natürlichsten Gefühle, die jene Landschaftsbilder in seinem sinnigen Gemüthe erregten. Im Jahre 1813 machte er nämlich eine Wanderung durch die lieblichen Fluren und Berge Würtemberg's, deren Erlebnisse er in diesem Liederkranze niederlegte. In die Volksschullesebücher gingen folgende Lieder dieser Gruppe über: 1. Die Einkehr oder der gute Wirth. 2. Die Kapelle. (Letzteres Gedicht entstand aber schon im J. 1805.) Die Situation oder die Landschaft und die durch dieselbe hervorgerufene lyrische Stimmung bildet in beiden Liedern den Hauptinhalt. Wir berühren sie hier nur deshalb, weil in denselben weniger die Wanderstimmung zum Ausdrucke kommt, als der augenblickliche Eindruck der Landschaft oder des Wandererlebnisses auf das Gemüth des Dichters.

Der ermüdete Wanderer genoß am heißen Spätsommertage unter dem kühlenden Laubdache eines reichbeladenen, vom lustigen Vogelsange belebten Apfelbaumes auf weichem Rasenlager des schwellenden Grases die mannigfaltigsten Erquickungen. Dieser Segen des im Fruchtschmucke prangenden Obstbaumes soll im Liede verkündet und dankbar gepriesen werden. Der Dichter kleidet diesen lehrhaften und lyrischen Zweck jedoch in eine bildliche Hülle. Wir haben hier also ebenfalls eine vergeistigende Darstellung des reichen Segens der Natur erhalten, wie im Herbstliede von Voß und im Kirschbaumliedlein von Hebel. (Allegorie und Parabel lassen sich hier nicht hinreichend als Grundcharacter des Liedes nachweisen.) Außerdem bildet die Erzählung den äußeren Rahmen des mehrfach gemischten Inhaltes unseres Liedes. Grade Kinder und kindliche Gemüther spricht diese liebliche Personification des segenspendenden Apfelbaumes recht wohlthuend an. Gott hat auch für die Wanderzeit freundliche Wirthe seiner Menschenkinder bestellt. Das klingt als Grundton hindurch. Und diese wirthlichen Naturwesen gleichen den Gastwirthen unter den Menschen auf's Haar: sie laden ebenso freundlich ein, wie diese (V. 1.); sie erquicken den Leib gar reichlich mit Speise und Trank; sie unterhalten uns durch die fröhlichste Gesellschaft und deren muntere Lieder und führen uns endlich zuvorkommend in's freundliche Schlafzimmer, damit wir auf weichem Ruhebette des süßesten Schlummers uns erfreuen können. (V. 2. 3. 4.) Doch in einem Stücke unterscheiden sie sich von ihren Genossen unter den Menschen: sie lehnen jegliche Bezahlung für ihre labende Bewirthung ab, und darum muß unser Scheidegruß beim Verlassen dieser gastlichen Stätten stets ein dankbarer Segenswunsch sein. (V. 5.) Somit gehört dies Lied zu jenen echt kindlichen Naturliedern, welche den hohen Werth der Natur in anschaulicher, gefälliger und religiös erhebender Weise dem Kindesgemüthe nahe zu bringen verstehen.

Das Lied von der (auch in Lenau's, Schwab's und K. Mayer's Gedichten besungenen Wurmlinger) Kapelle (bei Tübingen) verfährt zuerst schildernd (V. 1.), darauf erzählend (V. 2.) und endlich mahnend. (V. 3.) Im Letzteren liegt der lyrische Haupteindruck der lieblichen landschaftlichen Situation und des in derselben vom Wanderer erlebten Ereignisses (d. i. einer Beerdigung). Die lyrische Stimmung wird hier, wie so oft bei Uhland, als ein Vorgang im Gemüthsleben des, am Fuße des Kapellenberges bei seiner munteren Heerde weilenden, jungen und fröhlich singenden Hirtenknaben dargestellt.

Indessen regt auch schon die Landschaft selbst eine ernste Stimmung an, und zwar im Gemüthe des wandernden Dichters. Das geschieht, weil diese Naturscenerie in so deutlicher Versinnlichung gewisse ähnliche Zustände und Ereignisse abbildet, die im Menschenleben vorkommen. Doch wirkt dies Abbild auf das sinnige Gemüth gleichzeitig mit einer gar ernst mahnenden Gewalt. Somit ist das Lied den parabolischen Naturpoesien sehr verwandt. Die Landschaft und das in derselben vorsichgehende Ereigniß bilden durch die Gegensätze in der Scenerie und in der Handlung der darin auftretenden Menschen ähnliche schroffe Gegensätze in den Ereignissen des menschlichen Lebens ab. Zugleich mahnen sie damit: Bereite dich, lebenslustige Jugend, bei Zeiten würdig vor, damit du so ernsten Ereignissen in heilsamer Weise begegnen kannst. Das Lied will also veranschaulichen, wie wichtig die Mahnung ist: Denke, o Jugend, an deinen Tod! Wir haben hier also eine würdige poetische Erläuterung zu der gleichen Mahnung in Psalm 90. Der erste Vers mahnt durch sein landschaftliches Abbild: Erinnere dich an die große Nähe von Ernst und Lust im Leben und an den schnellen Wechsel derselben. Der zweite Vers mahnt durch das Abbild des ernsten Ereignisses: Denke an den schnellen Wechsel von Leben und Sterben! Der Schlußvers zeigt, wie dies Ereigniß seine ernst mahnende Wirkung auch in der That auf den eben noch so lebenslustigen Hirtenjüngling ausgeübt hat; wie dieser, sollen sich alle Jünglinge durch die ernsten täglichen und plötzlichen Wechselfälle von Tod und Leben auf die stete Erinnerung an den eigenen Tod hinweisen lassen.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab;
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell ein Hirtenknab'.

„Die Meisterschaft des Dichters, mit wenigen Strichen ein großes Naturbild zu zeichnen, zeigt sich auch in diesem Gedichte. Die vier kurzen Zeilen des 1. Verses zaubern uns ein liebliches Gebirgsthal mit blühender Wiese, murmelndem Quelle, weidender Heerde und fröhlich singendem Hirtenknaben vor, in welches eine einsam stehende Bergkapelle still und ernst hinunterschaut.“ (Lüben, Einführung 3., 275.)

Der Arzt Justinus Kerner (1786 † 1862), als Naturforscher durch seine Studien über Somnambulismus und magnetische Seelenzustände bekannt, lebte seit 1819 ununterbrochen im schwäbischen Städtchen Weinsberg. Wie Uhland und Schwab, der Epiker, gilt er als Haupt der schwäbischen Schule. Dem Beispiele Stilling's und Arndt's folgend, hat er uns seine geistige und dichterische Entwickelung am Lebensabende in seiner Selbstbiographie („Bilderbuch aus meiner Knabenzeit,“ 1849) ausführlich geschildert. (Auch Hoffmann v. Fallersleben hat uns kürzlich mit einem ähnlichen Rückblicke auf seinen Lebensgang beschenkt.) Den Ton des Volksliedes wußte er sehr glücklich zu treffen, z. B. im „Handwerksburschenliede“ (Mir träumt', ich flög' gar bange weit in die Welt hinaus), das deshalb sogar als Volkslied im „Wunderhorn“ Aufnahme fand. Deshalb hat sich auch sein frisches, seelenvolles Wanderlied: „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein“ (1816), und das tiefernste, an den Tod mahnende Sägemühlenlied (Dort unten in der Mühle saß ich in guter Ruh' —), ebenfalls ein Wanderlied (welches die sterbende Tanne zu einer prophetischen Sängerin unseres baldigen Todes vergeistigt), eine so weite

und dankbare Theilnahme der Deutschen erworben. Das Gleiche gilt von dem erzählenden Vaterlandsliede: „Der reichste Fürst", in welchem am Beispiele Würtembergs während der Herrschaft des allbeliebten Grafen Eberhard († 1496) das Heil des Landes gepriesen und veranschaulicht wird, das in der gegenseitigen Liebe zwischen Fürst und Volk sein „Kleinod", seine „Edelsteine", seinen „Reichthum" besitzt. Kerner's erste Dichtungen erschienen im J. 1811, die letzten[1]) im J. 1852: „Mein letzter lyrischer Blüthenstrauß". Halb erblindet, gab er 1851 sein Amt auf und genoß seitdem eine Pension des bairischen Königs Ludwig I., während sein Sohn Theobald die ärztliche Praxis des Vaters übernahm.[2]) Der gastfreie Dichter sah in seinem Hause zahlreiche Fremde als seine Verehrer einkehren; auch der unglückliche Lenau, dessen Naturpoesie so manche Verwandtschaft mit der Naturlyrik Kerner's zeigt, hat hier eine Zeit lang geherbergt. — Auch Kerner versenkte sich mit Vorliebe in die einladenden Schatten der Vergangenheit Schwabens und Deutschlands, was jenes Loblied auf Graf Eberhard und seine Romanzen und Legenden (z. B. Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe. Der Geiger zu Gmünd) beweisen. Durch die epischen Dichtungen der schwäbischen Sänger haben wir in der That eine reiche und köstliche poetische Darstellung der allgemeinen und besonderen Volks- und Staatengeschichte Deutschlands erhalten. Kerner's Naturlyrik neigt aber sehr stark zur romantischen Auffassung hin. In den meisten seiner Lieder ist ein klagender Zug, ein elegischer Ernst, der sich als wehmüthige Sehnsucht nach dem Himmelsfrieden bekundet, aber sich auch oft zu etwas krankhafter Schwermuth steigert. Sehr treffend urtheilte Wilh. Müller im J. 1827 über Kerner's Lyrik: „Sie fühlt, daß ihr auf Erden etwas fehlt, dessen Bild ihr in den Blüthen der Erde und in den Sternen des Himmels vorgespiegelt wird." Dieser schmerzliche, traurige Grundton der Lieder Kerner's wird meist dadurch der falschen Empfindsamkeit früherer „Weltschmerzpoesie" etwas ähnlich, daß seinem sehnenden Gemüthe mitten in der schönen Natur fast immer nur ein wehmüthiges Heimweh nach dem Jenseits sich aufdrängt; daß ihn alles Naturleben durchweg an den Tod erinnert, weshalb er es bei den Thränen des Schmerzes bewenden läßt und seine Poesie nicht zu einer Quelle des Trostes, der Hoffnung, der Erhebung zu gestalten vermag, wobei ja freilich der religiös bedeutsame Gehalt seiner ernsten, elegischen Naturanschauung nicht zu verkennen ist: ihm predigt die Natur das Bibelwort, daß dies Erdenleben nur eine Wallfahrt, eine Pilgerfahrt nach der ewigen Heimath ist. Diese ernst christliche Grundrichtung seiner schmerzlich sehnsüchtigen Naturauffassung spricht er selber ganz klar und offen in dem Liede „Frühlingsklage" aus, welches einen so bezeichnenden Gegensatz zur christlich frohen Naturanschauung Uhland's in dessen Gedichte „Frühlingsglaube" bildet.

1. Die Sänger frei sich schwingen
Aus diesem Thränenthal,
Fröhlich im Sonnenstrahl
Ein helles Lied zu singen.

2. Ich blick empor mit Sehnen,
Befangen schlägt das Herz:
Mein Lied erzeugt der Schmerz,
Schnell stirbt es hin in Thränen!

---

[1]) Jedoch noch im J. 1859 erhielten wir Kerner's „Winterblüthen", eine zartsinnige poetische Belebung dieser rauhen Jahreszeit, die hier oft als „Greis" erscheint, der „noch blühen will" mit „duft- und farblosen" Eisblumen.

[2]) Auch Theobald Kerner hat sich als Dichter vortheilhaft bekannt gemacht, namentlich durch seine Waldlieder, von denen deshalb auch Grube mehrere in seine Samml. aufnahm. (Waldlied, S. 280. Vogelleben, S. 142.) — Auch Göthe's und Hölty's Nachkommen sind in der Neuzeit als Lyriker aufgetreten.

(Schlußzeilen in V. 4.)

Ich sitze krank und arm:
Schmerz macht mir jede Helle!

Dasselbe schmerzlich klagende Heimwehgefühl durchzieht das Lied „Alte Heimath“, in welchem er erzählt, wie er so süß geträumt hat von dem paradiesischen Vaterhause seines wahren Heimathslandes, und wie schmerzlich ihm dann geworden ist, als der holde Traum vorbei war: „Schmerz trat an seine Stelle! Da irrt' ich weit hinaus ins öde Land voll Sehnen; noch irr' ich, such' das Haus und find' es nicht vor Thränen!“ Man fühlt heraus, wie der Dichter das verlorene Paradies auf der Erde vergeblich sucht. Insofern haben manche seiner Lieder auch für die Jugendbildung einen ernst und echt religiösen Werth, weshalb ja auch das Lied von der Sägemühle in alle Volksschullesebücher übergegangen ist.

Wie die Bretter der zersägten Tanne in der Mühle dem Dichter „das Herz so schwer“ machen, weil sie ihn an seinen Sarg erinnern, also an seinen Tod mahnen, ebenso ernst sind die Betrachtungen, welche in ihm die „stolze, aber starre und kalte Tanne“ selbst in ihrer vollsten Lebenskraft erweckt. Die blühendste Naturpracht kann für Kerner's Gemüth, das hier auf Erden so schmerzlich die himmlische Friedensherrlichkeit vermißt, fast durchgehends nur als ernste Todesprophetin erscheinen. Das zeigen seine beiden Loblieder auf die Tanne und den Flachs, die sich in manchen Volksschullesebüchern und Gedichtsammlungen finden. Die Natur wird also von Kerner theils zur Prophetenstimme vergeistigt, theils ist sie ihm ein klares Symbol, das Zeugniß giebt von der Eitelkeit dieser Welt [1]) und sich ihm als ernste Todesmahnerin entgegenstellt.

Im Preisliebe auf die Tanne werden Rebe und Tanne als sprechende Personen dargestellt, die sich mit einander über die hohe Bedeutung unterreden, welche jede von ihnen für das Leben der Menschen in sich trägt. In den Augen der Tanne hat aber der Segen des Weinstockes für's Menschenleben nicht den hohen Werth, welchen das Heil mit sich bringt, das die Tannenbretter den „lebensmüden“ Menschen als höchste „Labung“ spenden. Das ist der auf Erden vergeblich gesuchte „Friede“, welchen auch des labenden Weines

---

[1]) Darum treibt es den Dichter auch so oft mit Macht aus dem lauten Getümmel und wüsten Getreibe des Menschenverkehres in die stillen, geheimnißvollen Hallen der „Waldesnacht“, denn hier in dieser erhebenden „Einsamkeit kann man einzig finden, was ein armes Leben freut“, wie es im Lobliede auf das „Waldleben“ heißt (bei Grube S. 205.). Bangigkeit und Weh bleiben dem nach Himmelsfrieden schmachtenden Dichterherzen hier fern, und Alles spendet dem einsamen Wanderer hier köstliche Labung und begleitet oder umgiebt mit friedlichem Sinne den draußen so schmerzlich bewegten Dichter. In ähnlicher Weise flieht Lenau's zerrissenes Gemüth gern in den nächtlichen Wald, um im „Zauberdunkel“ der „süßen Nacht“ seinen tiefen Schmerz zu vergessen (vgl. sein „Bittlied“) und im „geheimnißvollen Rauschen“ des „Eichwaldes“ den friedebringenden Glauben an die „Liebe Gottes“ zu entdecken. Lenau's schmerzliche Naturlyrik hat aber einen ganz anderen Grund, als Kerner's ernst christliche und schwermüthige Naturbetrachtung: bei Kerner ist es die gläubige Himmelssehnsucht, die hier den Herzensfrieden nirgends erblickt, aber bei Lenau ist es der Schmerz über die Zerrissenheit des eignen Herzens, das nicht zu glauben vermag und darum durch die Natur stets an die eigne Friedlosigkeit erinnert wird. Wie sehr groß ist doch nun der Gegensatz, der uns bei der Vergleichung der Waldlieder von Lenau, Kerner, Eichendorff, Friedr. Schlegel und Theod. Körner (z. B. „Die Eichen“: Abend wird's; des Tages Schimmer schweigen —) entgegentritt! Bei Eichendorff ermuntert der Wald zu froher Wanderlust und zur seligsten Andacht, bei Schlegel und Körner erfrischt und stärkt er den Patrioten, der des Vaterlandes Noth beseufzt!

Macht nicht zu spenden vermag, denn dies „Eine“ ist allein der Tanne „beschieden“, deren „Bretter“ solchen „Frieden einschließen“. Die schweigende Rebe, die vorher „sich gebrüstet“ hat, giebt sich gefangen, und so müssen selbst ihre weißen Trauben für den lebensmüden Dichter zu Genossen seiner schmerzlichen Friedenssehnsucht werden; denn „Thränen hangen sah ich ihr am Augenlicht“. Die Anlage des Liedes erinnert an die Eigenthümlichkeit vieler Fabeln und Parabeln. Kerner erkennt also der Tanne den Preis vor der Rebe zu um der höheren Labung willen, die sie uns lebensmüden Erdenpilgern als Sarg oder „Todtenschrein“ spendet. Ganz verwandt hiermit ist G. Scheurlin's Tannenlied, etwas ähnlich das mehr didaktische Gedicht von Niklas Müller auf die Tanne. Den schroffsten Gegensatz hierzu bilden Lappe's und Freiligrath's heitere Tannenlieder. Kerner's Loblied auf die Tanne ist also ein Seitenstück zum „Wanderer in der Sägemühle“. In beiden Dichtungen bildet die Erzählung übrigens den einfassenden Rahmen und Hintergrund.

Das „Lob des Flachses“ (z. B. bei Grube S. 213.) ist eins der schönsten volksthümlichen Naturlieder. Wie Krummacher, preiset auch Kerner (in den 3 ersten Versen) die „milde Schönheit“ dieser „mildesten“ aller Pflanzen, welche „blauen Himmel ausgestreuet hat über dunkle Auen“, und deren „Blüthe trägt des Himmels Helle“, die da, „leis vom Westhauch angerühret, woget sanft in blauer Welle“. Darauf wird (V. 4—7.) die Verarbeitung des Flachses in der Spinnstube geschildert, womit sich der Preis des munteren geselligen Teibens der Spinnerinnen in der traulich warmen „Hütte des Landmannes“ verbindet, was ja auch zuletzt wieder eine vom Flachse ausgehende Freudenspende ist, die er den Menschen bereitet. Zugleich lobt das Lied die Schönheit, die auch der verarbeitete Flachs zur Schau trägt, denn er ist „zu Silber geworden“, ist „klar wie Mondschein anzuschauen“ und befreit selbst den obdachlosen, verirrten Wanderer draußen im Wintersturme von allen „Sorgen“, da dieser „hinter hellem Fenster“ der Spinnstube „den goldnen Faden“ des gesponnenen Pflänzchens so „heimisch“ (d. i. zutrauenweckend) leuchten sieht. Die beiden Schlußverse preisen und schildern den Gebrauch des zu Leinwand und zu Kleidern verarbeiteten Flachses, worin also ein neuer Segen dieser Pflanze für unser Leben liegt: sie leistet uns nützliche Dienste bei den frohen und traurig ernsten Ereignissen unseres Lebens (V. 8.), denn sie giebt das festliche Brautgewand her und überdeckt wie ein „segnend Kreuz“ als „schimmerndes“ Sargtuch die „dunkle Bahre“. Dieselben Dienste leistet diese Pflanze endlich dem Menschen bei seinem ersten Eintritte in's Leben als „linde Hülle des Säuglings“ und beim Austritte aus dem Leben als Todtenkleid der „bleichen, stillen“ Leiche. So ist dies unscheinbare, aber schöne Gewächs ein reicher Segensspender und treuer Freund der Menschen, der sie, wie die Tanne, auch im dunklen Grabe nicht verläßt. Kerner hebt zugleich die symbolische Bedeutung des Flachses deutlich hervor, indem er die himmelblaue Schönheit, das friedlich sanfte Wogen und den silberreinen Glanz des Gewächses als eine Erinnerung an die Herrlichkeit des himmlischen Friedensreiches darstellen will. Darum wiegt auch in diesem schönen Liede, welches so lieblich, lebhaft und anschaulich malend schildert, die ernste Naturbetrachtung vor, welche das Sehnen nach dem Himmelsfrieden und den Gedanken an den Tod als die hauptsächlichste Botschaft und Mahnung der blühenden Natur an's Menschenherz herausfühlt.

1. Wohl hat der Sommer sich zum Kranze
Manche Blüthe zart gewoben;
Aber Flachs, dich mild'ste Pflanze,
Muß ich doch vor allen loben.

9. Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder:
Bleich in dich gehüllt und stille,
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

Aus allen Dichtungen Kerner's ersieht man klar, wie „es den Dichter aus der irdischen Fremde in die himmlische Heimath treibt" und wie überall ein schmerzliches „Unbehagen am Diesseits und ein heißes Sehnen nach dem Jenseits" hindurchschimmert. (Barthel.) — Gute Erläuterungen Kerner'scher Dichtungen finden sich, beiläufig gesagt, außer in den bei Uhland erwähnten auslegenden Werken, z. B. auch in Kriebitzsch' „Musterstücken" (Glogau, 1859). Auch Kerner's frisches „Waldlied" (Ich möchte ein Jäger sein; z. B. in Drath's Schulliedern, 2, 31.) hat bei aller Sehnsucht nach dem freien, herrlichen Jägerleben im Walde, am Schlusse den Zug der Trauer.

Abraham Emanuel Fröhlich, ein schweizerischer Schulmann und Geistlicher zu Aarau (1796 † 1865), ein kühner und unerschütterlicher Gegner des gottentfremdeten Zeitgeistes, ist, wie schon früher bemerkt ward, neben dem Jugenddichter Hey († 1854), der bedeutendste neuere Fabeldichter. Er veranschaulicht die meist sittlich=religiösen Lehren seiner Fabeln durch die Vorgänge des Naturlebens, welche als menschliche Handlungen und Gespräche dargestellt sind, während bei Hey meist der Mensch, namentlich das Kind in ein Zwiegespräch mit den personificirten Naturwesen tritt. Bei Fröhlich ist also das Beweismittel der Fabellehre nicht eine erdichtete Erzählung aus Natur= und Menschenleben, wie sonst, sondern „die Moral erscheint als nothwendiges Ergebniß" seiner sinnigen Beobachtung des (wirklichen) Naturlebens. Dadurch haben seine Fabeln „eine seltene Frische und Wahrheit" erhalten. Er brauchte ja das veranschaulichende Kleid für seine Lehre nicht erst zu wählen, zu suchen, zu erdichten, sondern „er fand, daß die sich in der Natur offenbarenden Ideen mit denen verwandt sind, welche sich im Menschenleben kund geben." (Lüben). Dadurch hat er das Gebiet und Wesen der Fabel erweitert und erhöht. Seine Fabeln zeigen in Folge davon meist den lyrischen Hintergrund einer innig religiösen Naturbeobachtung; zuweilen haben sie auch einen epischen Rahmen. (Dabei sei an Fröhlich's epische Darstellungen des Lebens von Zwingli und Hutten erinnert.) Die tröstende Kraft des Glaubens in Sturmestagen und die Wahrheit der angeborenen Sehnsucht nach dem ewigen Frieden veranschaulicht er z. B. in der schönen Fabel: „Glauben" durch die frische, unverzagte Fröhlichkeit, mit welcher die Zugvögel durch brausende Sturmeswogen hindurch zum fernen Lande eilen, da der Frühling nicht aufhört: „fühlt ihr nicht im Tiefsten innen unaufhaltsam einen Zug, neuen Frühling zu gewinnen? Auf! in jenem ist kein Trug, der die Sehnsucht hat gegeben." Der von Gott eingepflanzte Naturtrieb ist hier also dem uns angeborenen Drange nach der Gemeinschaft mit Gott parallelisirt. Hey drückt das in der Fabel von der heimgekehrten Schwalbe ähnlich aus, wenn er diese bekennen läßt: „Der liebe Gott im fernen Land, der sagte mir's, der hat mich hergesandt." In Lüben's und Nacke's Lesebuche finden sich zwölf Fabeln Fröhlich's, bei Grube vier, in Seltzsam's Lesebuche eine. Hier können wir nur beiläufig auf diese Dichtungen Fröhlich's eingehen, und zwar geschieht dies aus dem Grunde, weil dieselben eben einer sinnig lyrischen Beobachtung des an (symbolisch) bezeugender und (allegorisch) veranschaulichender Kraft so reichen Naturlebens ihre Entstehung verdanken. Gleichzeitig muß auf den Wohllaut

des Ausdruckes, sowie auf die vielen seltenen Wortformen in diesen Dichtungen anerkennend verwiesen werden. (Z. B. „ein Blüstlein macht noch keinen Duft" in der Fabel: Einigkeit. — „Was wirft dein wild Gestöhn Lawinen ab den Höhn?" in: Strenge Barmherzigkeit. Diese alte Präpos. braucht Pestalozzi und A. L. Follen öfters. — „Wird's maien nie auf Erden?" Ebendaselbst.) [1])

An Fröhlich's lyrischen Naturdichtungen lobt Barthel den „idyllisch-reinen und gottinnigen Character." Seine „kurzen flatternden Lieder voll Rosenbluft und Lerchenschlag" sind aus frischester Naturanschauung hervorgegangen. Davon sind in unsere Volksschullesebücher besonders die beiden folgenden übergegangen:

1. Märzlied. (Münsterb. Les. 1., 103.)

1. Eh' noch der Lenz beginnt,
Schnee von den Bergen rinnt,
Singet das Vöglein schon
Freudigen Ton.

2. Noch blüht kein Veilchen blau,
Noch ist der Wald so grau:
Was mag das Vögelein
Denn so erfreu'n?

3. Wärme und heller Schein
Hauchen ihm **Ahnung** ein:
Bald kommt mit neuem Glück
Frühling zurück!

4. Voll dieser Fröhlichkeit
Singt's ob der dürren Heid',
Lernt auf den künft'gen Mai
Lieder sich neu.

(Nach manchen Angaben ist dies Lied aber von dem berühmten Bildschnitzer und Jugenddichter Karl Fröhlich, geb. 1821 in Stralsund, gedichtet).

2. Das Himmelblau. (Bei Grube S. 16.)

1. Die Erd', ein großer Freudensaal,
Erglänzt in aller Farben Strahl,
Ist über das allgrüne Land
Allblauer Himmel ausgespannt.

2. Er selber, so die Farbenpracht
Mit milden Blicken angefacht,
Schaut nieder aus der Himmelsau:
Drum strahlet sie verklärtes Blau.

3. Und immer zieht es uns hinan,
Dem Unsichtbaren uns zu nah'n:
Und auf die Sehnsucht und das Grab
Schaut **friedevoll** das Blau herab.

Wie anders schaut doch dies sinnige Dichtergemüth im Tempel der Natur die Lebensluft und Pracht der Werke Gottes an, wenn man damit die schwermüthige Stimmung der Kerner'schen Naturlyrik vergleicht! Wohlthuende Wärme

---

[1]) Es sei nur eine dieser köstlichen Fabeln beispielsweise hier mitgetheilt: „Wiederfinden" oder „des Wassers Rundreise" (bei Seltzsam S. 220. und bei Lüben 2, 129.)

Blumen sprachen zu der Welle:
O, du eiliger Geselle,
Eile doch nicht von der Stelle!
Doch die Welle sagt dawider:
Ich muß in die Lande nieder
Weithin auf des Stromes Pfaden,
Mich im Meere jung zu baden,
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niederthauen.

Der Grundgedanke erinnert etwas an Göthe's Allegorie: „Gleich und gleich."

erfüllt diese Naturlieder Fröhlich's, und diese ruhige, klare und glaubensfrohe Naturbetrachtung senkt sich mit erhebender, kräftigender Gewalt in die Herzen empfänglicher Leser und Hörer.

Das Märzlied scheint für Kinder bestimmt zu sein. Overbeck's Mailied schilderte uns die ungeduldige Sehnsucht, mit welcher die, in die düstre, enge Winterstube gebannten Kleinen die Blüthentage des Lenzes herbeiflehen, da sie sich an den heiteren Neckrufen des Kukuks in Wald und Feld singend, springend und scherzend nach Herzenslust wieder ergetzen können. Fröhlich's Lied stellt dagegen die hohe Freude dar, welche die Menschen, namentlich auch die Kinder ergreift, wenn sie in den Märztagen durch die so eben von Schnee und Eis befreiten Felder spazieren gehen und auf den noch grauen, dürren Fluren und in den laublosen Wäldern munter dahinfliegende und fröhlich singende Vöglein erblicken. Die helle Märzsonne strahlt auf dem noch schlummernden Gefilde, und dieser so lange entbehrte Schein bringt wie ein warmer Hoffnungsstrahl, wie eine Ahnung des baldigen Frühlingsglückes belebend und ermunternd in unsere Brust. Im warmen, hellen Scheine dieser glückverheißenden Sonnenstrahlen ahnt auch das Vöglein die nahe Ankunft der Wonnezeit des Jahres und vor Lust schmettert es seine Jubellieder als ein uns willkommener Frühlingsbote in die schon wärmer angehauchten Märzlüfte. Es ist, als wollte es neue Lustgesänge einstudiren, um nachher im tausendstimmigen Maikonzerte der „leichtbeschwingten" Sängerschaar sein Freudenlied recht fertig und geschickt mit erklingen zu lassen. Das klingt wie Glockengeläut einer nahen Freudenzeit lieblich und erfrischend in Ohr und Herz der fröhlich dahinschreitenden Spaziergänger. Ruhig warten wir nun noch während der wenigen Tage, welche der ergrimmte Winter für seine schwindende Herrschaft durch heulendes Sturmgebrause in Anspruch nimmt; denn schon haben die Boten der Lust den Sieg des Lenzes mit fester Gewißheit verkündet. Da geduldet sich auch das Kinderherz und mit froher Hoffnung schaut es der baldigen Erfüllung seiner Sehnsucht entgegen. Die Volksschule wird solche Naturlieder willkommen heißen, welche, wie dieses, die Vorgänge im Naturleben mit aufmerksamen Blicken betrachten und daraus die rechte Freude an der Natur gewinnen lehren. Bei der Vergleichung dieses schildernd-lyrischen Märzliedes mit dem von Salis gedichteten [1]) (z. B. in Auras' Leseb. 1., 290.) tritt einerseits hervor, daß im letzteren das Aussehen der Landschaft bereits auf die Schlußtage des Märzmonates hinführt, in denen der Lenz öfters schon seinen Einzug zu halten pflegt, was aus dem Aufsprossen der zarten Pflanzenkeime, aus dem Erscheinen der ersten Frühlingsblümlein, aus dem lustigen Tummelspiele der Insecten und Vögel, sowie aus der Freude der Greise und lärmend spielenden Kinder hervorgeht. Dies allüberall „erneute Leben" malt Salis mit bekannter Meisterschaft anschaulicher Frische und Klarheit. Somit ist sein Lied im ersten Theile ein farbenreiches, belebtes Gemälde der ersten Lenzestage im Märzmonate. Ferner zeigt der Schluß ganz klar,

---

[1]) Vers 1.

Nun, da Schnee und Eis zerflossen,
Und des Angers Rasen schwillt,
Hier an rothen Lindenschossen
Knospen bersten, Blätter sprossen,
Weht der Auferstehung Odem
Durch das keimende Gefild.

(Schluß.) 5.

Sprießt, ihr Keimchen, aus den Zweigen,
Sprießt aus Moos, das Gräber deckt,
Hoher Hoffnung Bild und Zeugen:
Daß auch wir der Erd' entsteigen,
Wenn des ew'gen Frühlings Odem
Uns zur Auferstehung weckt.

daß Salis die Erneuerung des Naturlebens im Frühlinge zum Zeugniß gebenden Sinnbilde der einstigen Auferstehung des menschlichen Leibes machen will, weshalb sein Lied außerdem ein symbolisch-religiöses Gepräge hat. Beide Lieder kommen aber darin überein, daß sie die Märznatur als eine Verkünderin froher Hoffnungen darstellen, deren eine eine irdische ist, während sich die andere auf unser ewiges Leben richtet. (Vielleicht dürfte hier das sinnige Wort der blühenden Rose aus Fröhlich's herrlicher Fabel: „Lebensworte" als verwandte Naturpredigt anklingen: Auch aus Grüften — ruft mich Gottes Macht und Güte, heller noch, als todte Schriften (am Leichensteine), sein Gedächtniß hier zu stiften, und ich blühe tröstend fort, ein lebendig Gotteswort. — Uebrigens halte man mit diesen Poesien die Lenzlieder von Hagedorn, Hölty, Reinick u. s. w. zusammen).

Ueberaus köstlich ist das schildernd-religiöse Lied Fröhlich's vom blauenden Himmel. Wie bei Claudius und Uhland, wird das unverändert klare und friedliche Himmelblau zum anschaubaren Sinnbilde der stets wachen Güte Gottes und seiner unsichtbaren Allgegenwart gemacht. Aber der Schlußvers zeigt, daß außerdem (wie in Claudius' „Sternseherin") von diesem Friedens- und Liebesspiegel Gottes eine mächtige Wirkung ausgeht, wodurch sich das Lied zur mahnenden Kraft parabolischer Naturpoesien erhebt. Der erste Vers schildert in zartsinniger Deutung, wie in Folge davon, daß Gottes Liebesauge von der Himmelsaue auf uns herniederschaut, die Erde in der vollsten Farbenpracht paradiesähnlich glänzt und strahlt: eingerahmt von frischem Grün, dem „Zeugen des ewigen, schönen Lebens der Welt" (Hölderlin), dem Sinnbilde der tröstenden und erhebenden Hoffnung, und vom klaren Blau des Himmels, dem Symbole des beseligenden Friedens, erscheint sie als ein „großer Freudensaal." Für Kerner's hier auf Erden nicht befriedigte Himmelssehnsucht kann die herrlichste Naturpracht die irdische Schönheit immer nur als „ein ödes Land voll Sehnen" erscheinen lassen. Aber der glaubensfrohe Schweizerdichter findet vollste Befriedigung für seinen, auf's Unsichtbare gerichteten Sinn in der Herrlichkeit des sonnigen Lenztages, denn für ihn ist (wie bei Claudius und Eichendorff) Gott mit seinen, die Herzensbedürfnisse stillenden Segenszeichen stets unmittelbar nahe und unsichtbar gegenwärtig mitten in den erhebenden Schönheiten der Natur. Der zweite Vers erklärt mit ebenso zarter Sinnigkeit den Grund der, den Frieden und das selige Leben des Himmels wiederspiegelnden, wundervollen Farbenpracht des irdischen Freudensaales, der dadurch fast zum weissagenden Vorbilde des ewigen Freudenlebens gemacht ist: Gottes Vaterauge schaut mit mildem Liebesblicke auf seine Erdengeschöpfe, sie durch die Schönheit der Erde an seine Gegenwart erinnernd und sie an den gläubigen Aufblick zum ewigen Friedens- und Lebensreiche, sowie an das Leben im Herzensfrieden hier auf Erden mahnend. Im Schlußverse vernehmen wir die religiös erhebende Wirkung eines so herrlichen Sonnentages auf das gläubige Gemüth, das überall in den Werken und Lebensregungen der Schöpfung die sichtbaren Spuren der unsichtbaren Nähe Gottes zu finden weiß. Jedesmal erhebt das klare Blau des friedlichen Himmels den Gläubigen mit treibender, unwiderstehlicher Macht zu Gott hinauf, sodaß er sich an solchen Tagen ganz und gar in Gottes Nähe versetzt fühlt: es ist, als ob Gott vorüberwandle, als ging' der Herr durch's stille Feld: o süßes Grau'n, geheimes Weh'n! Der Himmel nah' und

fern, er ist so klar und feierlich, so ganz, als wollt' er öffnen sich!" Zur innigsten Anbetung der heiligen Nähe Gottes treibt, zieht der sonnige Lenztag ein Gemüth, das, wie Claudius, Uhland, Eichendorff und Fröhlich, das sichtbare Walten des Unsichtbaren aus der Naturpracht herausfühlt. Aber mitten in so feierlicher Andachtsstimmung bleibt diese religiöse Erhebung des Herzens nicht ohne segensreiche Kräftigung des Glaubens für die Folgezeit: mit dem friedlichen Himmelsglanze strömt reicher Gottesfriede in's andächtige Herz, welcher den Schmerz und die Trauer um die im Grabe ruhenden Lieben besänftigt, sie mit dem beruhigenden Troste der einstigen Wiedervereinigung in Gottes ewigem Friedensreiche erfüllend. Darin liegt die Mahnung, sich ebenfalls zu solcher Andacht mit ihrem reichen Herzenssegen durch die Schönheiten der Natur antreiben zu lassen. Rückert hat ein verwandtes Lied gedichtet, das die Ueberschrift: „der Himmel" trägt. Hier stellt er den Himmel als einen „großen Brief von azurblauem Grunde" dar, in welchem „geheimnißvolle Schrift aus Gottes Munde" enthalten ist. Wohlan, leiten wir die Zöglinge der Oberklassen gehobener Volksschulen in den Städten dazu freudig an, daß sie an der Hand solcher veredelnden Naturpoesien aus der wunderbar reichen Naturherrlichkeit „die tausend Züge" lesen, verstehen und beachten lernen, welche uns die Nähe des Gottes der Liebe, der Gerechtigkeit, des Heiles und des Segens in so klaren und mannigfaltigen Bildern vor das Auge und die Seele stellen; denn „alles Vergängliche ist ein Gleichniß" des Unvergänglichen. — Fröhlich hat auch das Evang. Joh. poetisch bearbeitet (1835). Seine Fabeln erschienen im J. 1829, die von Hey im J. 1833.

In Bezug auf die übrigen volksthümlichen Naturdichtungen aus der schwäbischen Dichterschule begnügen wir uns mit der skizzirten Darstellung in der hierher gehörigen Anmerkung [1]) und gehen zum Schlusse noch ein auf die beiden Tannenlieder zweier Dichter aus der schwäbischen Schule.

---

[1]) Der Arzt Karl Mayer († 1862) und der schweizerische Jurist Rud. Tanner († 1849) sind bekannt als treffliche Naturschilderer. Das Lesebuch für Töchterschulen von Kletke und Sebald (4. Aufl., Berlin 1864), welches, wie das von Auras und Gnerlich, überhaupt viele Poesien der neuesten Dichter aufgenommen hat, theilt mehrere Naturbilder von Mayer und Tanner mit. Ebenso Grube's Sammlung. Menzel bemerkt über Mayer: „Seine Lieder enthalten in meist nur engen Rahmen eine reiche Galerie der lieblichsten und treusten Landschaftsbilder. Zuweilen sind es nur vier Zeilen, in denen er uns eine ganze Gegend, einen Wald im Sonnenscheine, eine alte Burgruine im Regen, eine reizende Blumengruppe malt." Diese Meisterschaft kurzer und anschaulich malerischer Naturschilderung hat er von seinem Freunde Uhland gelernt. Das gefällige lyrische Element dieser Landschaftszeichnungen ist des Dichters „reine und edle Empfindung." Grube theilt folgende Poesien Mayers mit: Die Hummel. Die Libelle. Die Blumen. Außerdem neun kleinere Naturbilder, denen meist eine lehrhafte Schlußwendung beigefügt ist. Barthel sagt von Mayer und Tanner: „sie pflegten vorherrschend das epigrammatisirende Naturlied und die landschaftliche Miniaturpoesie." Von Tanner findet sich bei Grube das liebliche Preislied auf die Alpenrose. Sehr zart ist der Schlußvers in Mayer's Blumenliede: „Doch wer kennt die stillen Sinne eurer Maienlust und Minne? Sel'ge Blumen, ihr nur wißt, welches Glück euch eigen ist!" Das erinnert an die Personifikation der Blumen in dem Morgenliede von Lavater und in Weiße's Dichtungen vom Veilchen und Schneeglöckchen. Recht ansprechend wird die flüchtige Elster von Mayer zum Abbilde des Leichtsinnes gemacht: „Die Elster hüpft mit regem Schwanz im Busch und auf der Wiese: kein Augenblick, daß sie sich ganz in ernster Ruhe ließe." Der humoristische und epische Dichter Ed. Mörike in Stuttgart (g. 1804), bekannt durch die Ballade: Die Geister am Mummelsee und die Romanze: Schön Rohtraut, hat ein erhabenes Loblied auf den Fluß gedichtet (bei Grube S. 44). Von dem berühmten Epiker und Sagensammler Gust. Schwab († 1850) — vgl.: Der Reiter und der Bodensee. Der Appenzeller Krieg. Kant.

Der Dichter Niklas Müller, anfangs von Gust. Schwab freundlich unterstützt, hat sich durch seine wohllautenden und geistvollen Naturpoesien bald einen großen Ruf erworben. Sein Lied vom „Tannenbaume" (z. B. im Cöpe-nik'schen Leseb. A. S. 92. —) ist in der That eine Zierde jedes Volksschullese-buches. Für die Jugend eignet es sich deshalb so sehr, weil der Dichter den hier schon mehrfach besprochenen glücklichen Weg kindlicher Naturdarstellung eingeschlagen hat: er veranschaulicht die hohe Bedeutung der Tanne für's Menschenleben den Kindern einerseits durch die Vergeistigung des bewußtlosen Baumes, der dadurch als ein ehrwürdiger, ernster Mahn-prediger erscheint, welcher belehren will (V. 2—5.) über seinen sinnbild-lich-zeugenden Werth und noch mehr ermahnen zur stillen, ernsten und darum segensreichen Beachtung und Befolgung seines wichtigen Zeugnisses (V. 6.). So verweben sich in diesem schönen Tannenliede die lehrhaften und religiösen Zwecke symbolischer und parabolischer Naturdichtung in gefälliger und wirksamer Weise mit einander. Außerdem aber gewinnt das Lied an hohem Interesse, an Verständniß- und Eindruckskraft für die Kinderherzen durch die dialogische Darstellungsform, welche wir früher öfters als die passendste Ein-kleidungsweise derjenigen Naturpersonifikationen erklärt haben, die auf Kopf und Herz der Jugend veredelnd zu wirken beabsichtigen. Darum muß dies Tannen-lied sich ebenbürtig jenen Kinder-Naturliedern anreihen, welche, weil sie die gesunden, der Kindeseigenthümlichkeit sich anschmiegenden Bahnen volks-thümlicher Jugendpoesie verfolgen, zu den schönsten Blüthen im Dichtungs-garten unserer Volksschullesebücher zu zählen sind. Das Kind steht (V. 1.) staunend vor der „schlanken", schmucken Tanne und freut sich ihres ge-fälligen Wuchses und ihrer anmuthig grünen Farbe. Da weht ein Rauschen durch das Geäst des stattlichen Baumes, und von neuem staunt das Kind über die „stolze" Bewegung der im Winde sich so würdevoll hin und her neigenden Wipfel (d. i. Zweige; von: weben, vgl. wippen). Das veranlaßt das Kind zum Emporschauen, und wiederum muß es staunen über die gewaltige, maje-stätische (— vgl. „hehr" —) Gestalt der Tanne, deren Höhe fast den Saum der oben dahineilenden Wolken erreicht. Dies freudige Staunen kleidet das

---

Das Gewitter; ferner das Geselligkeitslied: Bemooster Bursche zieh' ich aus; endlich seine Anthologie deutscher Prosa und Poesie — rührt das schildernd-lyrische Lied: „Die Heuernte" (b. Gr. S. 93.) her. Albert Knapp († 1864), einer der größten geistlichen Sänger der Neuzeit, hat das begeisterte religiöse Preislied: „Geheimniß der Luft" (b. Gr. S. 35.) und die erhabene Ode: „Morgens im Walde" gedichtet, welche an Eichendorff's Waldandachten erinnert. Endlich Wilh. Wackernagel, geb. 1806 in Berlin, seit 1835 Prof. d. deutschen Sprache in Basel, einer der bedeutendsten neueren Sprachforscher, hat sich durch innige und geistvolle Lieder im Sinne der schwäbischen Schule vortheilhaft bekannt gemacht. Darunter zeichnen sich namentlich die Andachts- und Naturlieder aus. Von den letzteren verdient Erwähnung das zu den Kunstdichtungen gehörige, schwungvolle, schildernde Loblied auf das „Hochgebirge" (b. Gr. S. 277.), ferner die echt volksthümliche, frische und heitere Personi-fikation des „Frühlings" (Gr. S. 83.), welche des Lenzes belebende Macht unter dem köst-lichen allegorischen Bilde der Thätigkeit eines „Schreibemeisters" darstellt und deshalb auch das lebhafte Interesse der Jugend erregen dürfte:

1. Wer der beste Schreibemeister
Auf der Erde sei?
Frühling, Frühling, Frühling heißt er,
Frühling, Lenz und Mai.

3. Sieh! da ist der Frühling kommen:
Seinen Anfang gleich
Hat das Schreiben da genommen
Rings im ganzen Reich.

4. Hie der Berg und dort das Hüglein,
Acker auch und Trift
Deckt mit Zügen sich und Züglein
Roth und blauer Schrift.

Kind in eine lobpreisende Anrede an den herrlichen Baum, der aber jetzt (V. 2—6.) in belehrender und mahnender Entgegnung die weit wichtigeren Gründe darlegt, um deren willen ihm Gott ein so „stolzes" Aussehen, eine so würdevolle Bewegung und eine so majestätische Höhe vor anderen Bäumen verliehen hat. So wird das Kind auf eine ihm verständliche und gefällige Weise, ja echt pädagogisch, in die tiefere Bedeutung dieses prächtigen Baumes eingeführt. Das Gespräch ist ja überhaupt eine der wichtigsten und wirksamsten Formen volksthümlich-belehrender Darstellung. Und wie zart und tiefsinnig ist der poetische Gedanke, der die äußerlichen Schönheiten und Vorzüge der Tanne auf die höhere, religiöse Bestimmung der Natur überhaupt, auf ihre (symbolische und parabolische) Bedeutung für das Leben der Menschen zurückzuführen weiß! Die froheste Kinderlust spricht aus Lappe's Tannenliede, aber hier weht tiefer Ernst durch die lehrreiche und herzbildende Deutung der Schönheit desselben Baumes, und diesen erziehlichen Gehalt solcher kindlichen Naturpoesien muß die Volksschule auf's eifrigste verwerthen, wenn sie, neben der Aufrechterhaltung des kindlichen Frohsinnes, schon von Anfang an die vorwiegend zur Heiterkeit hinneigenden Gemüther der Jugend auf den Ernst hinweisen soll, den das Leben von jeder religiösen Anschauung der Welt um uns her verlangt. Wie Kerner den Flachs als den treuesten Begleiter unseres Lebens von der Geburt bis zum Grabe preiset, so läßt auch Niklas Müller die Tanne sich dem Kinde als unseren ernsten und freundlichen Reisegenossen beim Beginne und am Ende unserer irdischen Pilgerfahrt offenbaren. Recht kindlich sinnig ist es, daß das Lied selbst das würdevolle und lustig schaukelnde Schwanken des Tannengipfels mit der ernsten Bedeutung des Baumes für unser Leben in eine so anmuthige Verbindung gebracht hat, weshalb diese Einzeldeutung gewiß nicht verfehlen wird, auf die Kinder den angenehmsten Eindruck zu machen: deshalb schaukelt die Tanne ihren hohen Gipfel so lustig im Winde, weil aus diesem Theile des Baumes die Wiege bereitet wird, welche den in die Lebensstürme eben erst eingetretenen Säugling in das süße Spiel der Träume und in den Frieden des Schlummers einwiegen soll. Und wiederum ist es so bezeichnend, daß der oberste, lebensfrischeste Theil des Stammes die erste Wohnstätte des lebensfrischen Menschen, des Kindleins, hergiebt, während das feste, stille Stammesende, das schon vorher tief im Erdboden weilte, den lebensmüden Erdenpilgern als letzte irdische Bergestätte zu Theil wird drunten im stillen, kühlen Grabe! So mahnt das Lied ebenfalls schließlich: bei Zeiten an den eigenen Tod zu denken, der oft so plötzlich und oft so unerwartet auch für die Kindheit und Jugend kommt.

1. Schlanke Tanne, trägst den Gipfel
Zu den Wolken hoch und hehr
Und bewegest deine Wipfel
Stolz im Winde hin und her!

6. Drum im Herzen still bewahre,
Was du hast an mir gesehn!
Denke, daß oft Wieg' und Bahre
Nahe bei einander stehn!

Ja, ebenso nahe, als Stammspitze und Stammende der Tanne bei einander stehen, womit also das köstliche Lied zuletzt noch, in ebenfalls glücklich gewählter Versinnlichung, die ernst bewegte Kinderschaar auf die kurze Dauer unseres Lebens verweiset, was an des schwäbischen Dichters Hauff Reiterlied erinnert und dessen Klage über das allgemeine Loos der schnellen Vergänglichkeit aller irdischen Schönheit wiederklingen läßt: die Lebensrosen der Jugend sind nicht ausgenommen vom plötzlichen, baldigen, schnellen Dahinwelken! — Im Gegensatze zu dieser kindfaßlichen, ernst mahnenden und darum segensreich wirkenden

Tannenpredigt steht Georg Scheurlin's, eines bairischen Dichters (geb. 1802), Tannenklage, ein Seitenstück zu Kerner's Liede von der Sägemühle. Barthel lobt diesen bairischen Poeten als einen der hervorragendsten Lyriker der Neuzeit und stellt ihn, wegen der kindlichen Herzlichkeit, sowie wegen des milden Ernstes in seiner sinnigen Vergeistigung des Naturlebens, neben Wilhelm Müller und Rob. Reinick. Zwar ist Scheurlin's Lied vom Schneeglöckchen ein ebenso heiterer und frischer „Weckruf zur Frühlingsfreude", wie W. Müller's „Wecker Wind"; zwar hat das innige Gedicht „Treuer Tod" einen ebenso gewaltig ergreifenden Einfluß auf unser theilnehmendes Mitgefühl, wie das ganz verwandte Kameradenlied Uhland's; zwar stärken wir unsern Glauben mächtig und willig an der köstlichen Liederperle: „Das Glöcklein im Herzen" (Es pocht dein Herz den ganzen Tag): aber der Grundton der Lyrik Scheurlin's ist, wie bei Kerner, ein elegischer Zug, eine stille, ergebungsvolle Klage, die jedoch nicht zu ringen hat mit dem Schmerze der Kerner'schen Schwermuth, sondern eine edle religiöse Weihe empfängt durch die feste, stille Hoffnung auf die einstige ewige Befreiung von aller Erdennoth. Diese gläubige Herzensrichtung hat diesen Dichter, dessen wir hier wegen seiner nahen Verwandtschaft mit der Kerner'schen Naturanschauung gedenken, auch dauernd aufrecht erhalten in den großen und jahrelangen Nöthen seines freudeleeren Lebens. Hier haben wir auch eine ganz besondere Pflicht, seiner anerkennend zu gedenken, weil er länger als 30 Jahre hindurch das Amt eines Volksschullehrers treu und gewissenhaft unter den drückendsten Sorgen und ohne zu murren verwaltet hat. Im Jahre 1852 ward er als Kanzlist beim Münchener Ober-Consistorium angestellt, wodurch sich seine drückende Lage etwas besser gestaltete. Seine lyrischen Gedichte erschienen im J. 1851. Barthel rühmt die „große Sprachmelodik, die ungemeine Zartheit und Innigkeit der Empfindung" in diesen Liedern. Wir können nun auch mit einer kurzen Characteristik des Tannenliedes dieses poetisch hoch begabten, süddeutschen Schulmannes unsere Betrachtung der volksthümlichen Naturlieder aus der schwäbischen Dichterschule um so passender abschließen, weil grade in der Erwähnung dieses dichterischen Pädagogen ein geeigneter Uebergang sich darbietet zu der nun folgenden gedrängten Erörterung über die Beiträge vieler deutschen Schulmänner zur Pflege volksthümlicher Naturpoesie. — Am Rande eines „blauen See's", auf dessen spiegelklaren Wellen ein lebensfrischer Knabe im leichten Nachen sich lustig schaukelt, wobei er abwechselnd in den vorbeischäumenden Wassern sich vor Wonne badet, steht vereinsamt und regungslos ein alter Tannenbaum. Der Gegensatz in der landschaftlichen Situation (V. 1. 2.) ist also auf ähnlich treffende Weise gezeichnet, wie in Uhland's Liede von der Kapelle: auch hier wird man sofort an den Gegensatz und Wechsel von Lebensluft und Lebensernst erinnert. So ist die parabelähnliche Anlage unseres Tannenliedes gleich von vornherein ersichtlich. Der Schlußtheil schildert (V. 3. 4. 5.) den gewaltig ergreifenden und mahnenden Eindruck, den der einsame, trüb dreinschauende Baum auf den eben noch so lustigen Knaben geübt hat. Wie ein „finstrer Gesell" scheint die alte, regungslose Tanne auf das heitere Treiben des jugendlichen Frohsinnes hinabzuschauen, und damit ist sogleich an einen neuen Gegensatz, an den Contrast des ernst nachsinnenden Alters und der unüberlegt sich erlustigenden Jugend erinnert. Außerdem wird die mahnende Wirkung dieser contrastvollen Naturscenerie noch eindringlicher durch die jetzt in den Vordergrund tretende Personifikation der Tanne, die sich, wie im vorigen

Liede, zum Zwiegespräche des Knaben mit dem finster blickenden Baume fortspinnt. Der Knabe fragt die alte Tanne nach dem Grunde ihres ernsten, traurigen Aussehens. Wie Uhland's Apfelbaum „den Wipfel schüttelt" und damit die Zahlung des Kostgeldes zurückweiset, so muß hier eine plötzliche Regung der vom Winde langsam bewegten Tannenzweige zur leisen, angstvollen Trauerkunde (V. 4.) werden, welche der „alte Baum" dem Fragenden als Antwort (V. 5.) entgegenrauscht: der Alte weiß, daß seine Sterbestunde bald schlagen wird; denn schon „sucht ihn die Axt" der Menschen, welche endlich auch den morschen und einsamen Baum vom waldlosen Ufer des Sees hinwegfällen wollen. Und nun wird, wie die erbebende Tanne in Kerner's „Sägemühle" mit ihrem Trauergesange, auch der alte traurige Baum am kahlen Ufer ein klagender Prophet, der des jungen, lebenslustigen Knaben baldigen Tod weissagt! So stimmt dies Tannenlied zu düstrem Ernste, wie Kerner's elegische Naturpoesien, und da Scheurlin's Lied mit dieser klagenden Weissagung der deshalb so traurig blickenden, einsamen, alten Tanne schließt, so bleibt auch stille Klage über das harte Loos unseres wechselvollen Lebens der herzbeschwerende Eindruck der Dichtung auf unser gespanntes Gemüth: aber Hauff's bekümmerter Reitersmann weiß sich durch den Gedanken an die Allgemeinheit dieses herben Menschenlooses von der entmuthigenden Todesahnung tröstlich zu erheben und durch gläubige Ergebung in Gottes allweise Fügung zur Erfüllung seiner nächsten Pflicht zu stärken. Wo das lyrisch Klagende solcher Naturpoesien nicht gedämpft wird durch ernste, für das Leben stärkende Betrachtungen, wie im vorigen Tannenliede, da kann die erhebende Kraft der Naturpredigt nicht zum Ausdrucke, also auch nicht zur Wirkung auf's Gemüth gelangen. Trotzdem kann auch Scheurlin's traurige Tannenklage zum ernsten Gedenken an die unbekannte Todesstunde mahnen. Das Mitgefühl der Natur mit dem herben Loose der Menschen ist endlich ein tief gefühlvoller Zug dieses klagenden Naturliedes.

1. Der Tannenbaum steht schweigend
Einsam auf grauer Höh';
Der Knabe schaukelt im Nachen
Entlang den blauen See.

5. Daß schon die Axt mich suchet
Zu deinem Todtenschrein,
Das macht mich stets so trübe,
Gedenk' ich, Knabe, dein!

Wie Tersteegen, ist auch Scheurlin der Dichter einer parabolischen Naturpoesie von der „Sonnenblume" (bei Brandt S. 426.). V. 1. Du Sonnenblume dort oben, dir war ich allezeit gut, weil stets so fromm erhoben dein Aug' in der Sonne ruht. Schluß: Du willst mir, Blume, deuten, daß ich so glaubensvoll zum Quell der Himmelsfreuden mein Auge richten soll. — Das ähnliche Gedicht von Chr. v. Schmid ist Symbol und Parabel zugleich. (Dein strahlend Antlitz kehrest du stets der Sonne zu u. s. w.)

I. Volksthümliche Naturpoesie der neueren pädagogischen Jugenddichter.[1])

Nach so mannigfachen und meist glücklichen Versuchen, die Betrachtung des Lebens und der Wesen der Natur durch eine verständliche, gefällige und

[1]) Die nothwendige Rücksicht auf den Preis, sowie die Erinnerung an die beiden folgenden Hefte dieses Leitfadens, welche in einer abgekürzteren Darstellung die übrigen Arten der (in unseren Volksschullesebüchern befindlichen) volksthümlich lyrischen Dichtungen, nämlich die volksthümlichen Lieder vom menschlichen Leben und die Andachtslieder, sowie die lehrhaften (didaktischen) und erzählenden (epischen) volksthümlichen Dichtungen nach der bisher befolgten Weise behandeln sollen, gebieten jetzt eine kurze, gedrängte Zusammenfassung.

veredelnde poetische Darstellung für die Bildung der Jugend nutzbar zu machen, haben sich zahlreiche Pädagogen und pädagogisch begabte Männer anderer Stände, sowie auch manche im Dienste der Jugenderziehung arbeitende Frauen von poetischer Anlage mit Eifer, Geschick und Erfolg, seit Anfang unseres Jahrhundertes, der Pflege einer wahrhaft erziehlich wirkenden, volksthümlichen Kinderliederdichtung gewidmet und dabei auch viele köstliche Kinder-Naturlieder gedichtet, welche in den meisten der neueren Volksschullesebücher einen berechtigten Ehrenplatz einnehmen. (Eine vortreffliche Sammlung „alter und neuer Kinderlieder" haben die berühmten Gelehrten Graf F. Pocci und Karl v. Raumer zu Altona herausgegeben. Vgl. auch Simrock's köstliches „Kinderbuch." 1848. 57.) Da eine besondere und geschichtlich genaue Darstellung dieser pädagogischen Jugendpoesie augenblicklich — so viel uns bekannt ist, noch mangelt, gestatten wir uns, die wichtigsten der in unseren Volksschullesebüchern befindlichen Kinder-Naturlieder dieser dichterischen Pädagogen in der Ordnung der folgenden fünf chronologischen und sachlichen Gruppen in aller Kürze zu betrachten. (In den, unsere moderne Jugendliteratur behandelnden kleineren Spezialschriften von Detmer, Bernhardi, Hopf, Preusker und Schaubach ist auf die Jugendpoesie wenig Rücksicht genommen, und auch da, wo hierauf eingegangen wird, wie in Kühner's Abhandl. in Schmid's päd. Encycl. III. 802. ff. 1862, und in Merget's Gesch. d. deutschen Jugendlit. 1867, begegnet uns meist nur eine Aufzählung der wichtigsten Jugenddichter ohne genauere Rücksicht auf den Gang der geschichtlichen Entwickelung. Unser Gruppirungsversuch kann daher, bei seiner skizzenartigen Gestalt, ebenfalls nur ein schnell orientirender Wegweiser sein, der sich so viel als möglich dem zeitlichen und sachlichen Zusammenhange anzuschließen strebt.)

1. Die älteren pädagogischen Kinder-Naturlieder-Dichter: Lieth; Besseldt; v. Kamp; Zarnack; Schmidt; Enslin; (Fröbel).
2. Die Nachfolger Rückert's: Hey; Pocci; Güll.
3. Die bedeutendsten neueren pädagogischen Jugenddichter: Löwenstein; Kletke; Karl Fröhlich; Dieffenbach; Oppermann.
4. Die pädagogischen Frauen als Jugenddichterinnen: Luise Hensel; Rosalie Koch; Agnes Franz; Kath. Diez u. a. m.
5. Die neuesten pädagogischen Jugenddichter: Kritzinger; Bulnheim; Grube; Dr. Karl Vogel; Brandt; Curtman; Lüben; Klumpp; Ortlepp; Knauth; Hästers; F. Kühn; Theel; Rebau; Weikert; Köhnlein; Staub; Bürkner; Köhler; Eckelmann; Büchmann; Schulze und Steinmann; Weidmann; Horwitz; Beuthner u. v. a. m.

1.

Von T. Lieth's Jugendpoesien sind in unsere Volksschullesebücher besonders folgende Dichtungen übergegangen: Wachsthum der Blumen (comp. von Karow; z. B. im Münst. L. 2., 177., bei Seltzsam S. 76., bei Drath 2., 21.); ferner die religiösen Kinderlieder: Des Kindes Engel (M. L. 2., 122., und Seltzs. S. 133.; Drath 3., 29.) und: Der heilige Christ (bei J. Seele S. 161.).[1]) Ganz nach Krummacher's Weise wird in der ersten dieser Dichtungen die allmähliche Entwicklung des Pflanzenlebens in personificirender Darstellung, nämlich unter dem gefälligen Bilde des Heranwachsens eines „wohl-

[1]) Seltzsam's Lesebuch schreibt auf S. 209. Sauter's „Wachtelruf" irrig dem Pädagogen Lieth zu. —

gerathenen Kindes" geschildert. Besonders gelungen ist die echt kindliche Schilderung des Pflanzenwachsthums „im verborgenen Kämmerlein" des stillen Erdenschooßes, mit welcher sich eine (schon bei Hebel auftretende) theils religiöse, theils märchenartige Wendung in V. 3. verbindet, da hier Gottes stille Versorgung der „in der trocknen Niederung" schlafenden Körnlein durch die Sendung des „Blumenengels" veranschaulicht wird: der Engel rührt mit dem Finger an die Wolke, die ihren Regen herabsendet, und „Körnlein trinkt und bald wird's groß". Die Einleitung und der Schluß (V. 1., 8. u. 9.) sind recht frische Ermunterungen und Mahnungen, welche die Kinder zur Nachahmung des, ihnen am Leben des „guten Pflanzenkindes" veranschaulichten artigen Verhaltens der Jugend, sowie zur aufmerksamen und freudigen Betrachtung des Pflanzenwachsthumes recht lebendig und herzlich auffordern. — Lieth war im J. 1776 geboren und wirkte als Vorsteher einer höheren Töchterschule zu Elberfeld. — Sein Blumenliedchen hat außerdem einen naturkundlich belehrenden Zweck.

1. Kindlein, kommt, ich will euch zeigen,
Wie das Blümlein wächst und blüht!
Kommt in's Freie, wo das Auge
Wunderschöne Dinge sieht!

9. So die Blümlein, so die Kinder,
Wenn sie gut geworden sind;
Dann erschallt aus jedem Munde:
O, das wohlgerath'ne Kind!

Das Gedicht vom „Veilchen" (bei Brandt 69.: Es blühet dir an Erd' und Staub ein Blümchen hold und schön) preiset dies „feinste Kind der Fluren" und macht es zum Lehrer (d. i. zum Symbole) „der Bescheidenheit".

Karl Besseldt, um 1780 zu Naumburg a. d. Saale geboren, als Gymnasiallehrer zu Tilsit gestorben, hat ein (von Harder comp.) frisch und freudig schilderndes Morgenlied gedichtet, welches die Kinder gewiß zum rechten Genusse der schönen Morgennatur im Lenze ermuntern wird (b. Drath 2., 29.). Die Kürze der heiteren und belebten Malerei macht einen ungemein erfrischenden Eindruck und regt zu frohem Wandern durch die schöne Morgenflur an: diese frische Munterkeit der Schilderung bildet den lyrischen Zug in diesem Liedchen.

1. Morgen erwachet;
Dunkel entflieht;
Golden am Himmel
Sonne erglüht.

(Schluß.) 4. Alles ist Freude,
Alles ist Lust:
Heiterkeit hebet
Jegliche Brust.[1])

Herm. Adam von Kamp, geb. 1796 zu Ruhrort, zuletzt Lehrer in Mühlheim, ist der Dichter des allbekannten und in allen Volksschulen nach einer frischen Volksmelodie gern gesungenen, kinderfrohen Mailiedes (z. B. im Münst. L. 2., 6.). Es erinnert vielfach an die munteren und ermunternden Lenz-, Wald- und Wanderlieder, die Hoffmann v. Fallersleben unserer Kinderwelt in so reicher Zahl und mit Meisterhand gedichtet hat.

1. Alles neu macht der Mai,
Macht die Seele frisch und frei!
Laßt das Haus!
Kommt hinaus!
Windet einen Strauß!
Rings erglänzet Sonnenschein;
Duftend pranget Flur und Hain;
Vögelsang, lust'ger Klang
Tönt den Wald entlang.

---

[1]) Zu den besten Naturliedern für Kinder gehört Besseldt's Gedicht: „Der Fischer" (Seltzs. S. 167.). Es schildert in Form kindlicher Erzählung nach Art der Märchen das Zwiegespräch des geangelten und ängstlich flehenden Goldfischleins mit dem barmherzigen Fischer und das treu befolgte Versprechen des Thierleins, sowie des Fischers Großmuth.

2. Wir durchziehn Saaten, grün,
Haine, die ergetzend blühn,
Waldespracht,
Neu gemacht
Nach des Winters Nacht.
Dort im Schatten an dem Quell,
Rieselnd munter, silberhell,
Klein und Groß ruht im Moos,
Wie im weichen Schooß.

3. Hier und dort, fort und fort,
Wo wir ziehen, Ort für Ort,
Alles freut
Sich der Zeit,
Die verjüngt, erneut.
Wiederschein der Schöpfung blüht
Uns erneuernd im Gemüth:
Alles neu, frisch und frei
Macht der holde Mai!

Der frische Ton der heiteren Wanderlieder [1]) von Wagner, Wilh. Müller, Eichendorff und Geibel klingt ebenfalls hier durch. Man vergleiche mit Kamp's Liede übrigens „Frühlings Ankunft" von Hoffm. v. Fallersleben und „Lenzabend" von Zarnack. Offenbar ist das Lied von Kamp auf einer Wanderung durch die lenzlichen Gefilde entstanden und will darum zu gleichem Genusse der Maiwonne ermuntern. Der Refrain in den Anfangs- und Schlußzeilen des Liedes bildet gleichsam die Begründung dieser Aufforderung, was zugleich als ein begeisterter Lobpreis der Maienschönheit sich kundthut. Alles Uebrige in der frohen schildernd-lyrischen Darstellung ist weitere Durchführung dieser beiden Gedanken. Die Vorzüge des Maimonates liegen, allgemein gefaßt, in der Alles verjüngenden und erfrischenden Wirkung desselben. Das labet ein zur fröhlichsten Belustigung im Freien, wo Sonne, Pflanzen und Singvögel uns die herrlichsten Wonnen bereitet haben und freundlich entgegenbringen. (V. 1.) Darum zieht Groß und Klein jetzt munter jauchzend durch die frisch ergrünten Fluren und jungbelaubten Waldeshallen und lagert sich im weichen Mooslager am silberklaren Murmelquelle unter schattigem Laubdache: die freundliche Einladung des wonnereichen Lenzmonats ist von der, des Winters überdrüssigen Wanderschaar angenommen, und diese hat dafür den reichsten Genuß geerntet beim Wandern wie beim Lagern. (V. 2.) Ueberall auf der Wanderung nehmen die Gäste des „holden Mais" dieselbe verjüngende Wirkung des Wonnemonates dar an Menschen, Pflanzen, Thieren: Alles strahlt vor Freude! Und dieser Frohsinn wandelt auch das im Winter meist so trüb gestimmte Gemüth um zu neuer Lebensfrische und befreit es von der früheren Mißstimmung. Wo die Zöglinge einer Volksschule eine gemeinsame Wanderung in die frische, herrliche Lenznatur unternehmen, da wird der Gesang dieses frohen Preisliedes der Maienwonne ohne Zweifel die freudigste Wanderstimmung und Frühlingslust in jedem Kinderherzen erwecken. — Bei Brandt S. 498. steht Kamp's (poetische) Fabel vom „wilden und edlen Baume" (in völlig dialogischer Form).

Der Potsdamer Waisenhaus-Director August Zarnack (1777 † 1827), ein Altmärker, schon früher erwähnt als einer der ältesten Herausgeber volksthümlicher Lieder für die preußischen Volksschulen (1820), als Dichter des Sängerliedes („Ohne Sang und ohne Klang"), sowie des (einem schles. Volksl. nachgebildeten) Tannenbaum-Lobgesanges bekannt, hat uns mit dem innigen Preisliede auf die reichen Schönheiten und erquickenden Wonnen eines herrlichen Lenzabendes beschenkt. (Münst. L. 2., 6.)

[1]) Dabei sei an ein schönes, frisches und religiöses Wanderlied aus der Zahl unserer köstlichen lyrischen Volkslieder erinnert: „Ich wollt' zu Land ausreisen; ich zog durch einen Wald; ich hört' auf allen Seiten die Vöglein, jung und alt, ihr'n Schöpfer lieblich loben; ich freuet mich ganz sehr; ich ward von ihn'n bewogen, mein' Gott zu loben viel mehr."

Was kann schöner sein, was kann mehr erfreu'n,
Als ein Abend in den Lenzen!
Wenn der Blümlein Duft rings erfüllt die Luft,
Und die Abendwolken glänzen u. s. w.

Als Vorbild diente dem Dichter ein ähnliches Loblied aus der Reihe der im Schweizerdialecte verfaßten Dichtungen des Berner Poeten Kuhn (1812). Die Anfangszeilen enthalten den Lobpreis selbst. Darauf folgt die Begründung desselben, welche in einer genauen und freudigen Schilderung der Schönheiten und Wonnen des herrlichen Lenzabendes besteht. Der Schlußabschnitt enthält eine wehmüthige Klage über die allzu kurze Dauer dieser köstlichen Naturgenüsse. Aus solchen Liedern lernt die Jugend die eigenthümlichen Schönheiten einer Jahreszeit aufmerksam erkennen, bewundern, preisen und in der rechten Weise genießen.

Von dem braunschweigischen Cantor Heinr. Christian Schmidt (geb. 1808) rührt das liebliche Lied: „die Waldkirche" her (b. Drath 2., 7. d.), welches in zarter und anmuthiger Weise die feierliche Pracht des Waldes und das Leben der Blumen und Singvöglein darinnen zur Zeit des sonntäglichen Frühmettengeläutes darstellt: der Wald und seine Bewohner werden vergeistigt; jener erscheint als „Tempelhalle"; diese werden durch das Geläut der zarten Maienblumen zur Andacht gerufen; „sie gehen zur Kirche" und singen unter der Leitung der Nachtigall aus „tausend Kehlen" jubelnde „Danklieder" zur Ehre Gottes, während es „durch die Wipfel säuselt wie der Engel Hauch". Das Lied ist mit manchen Dichtungen Lenau's und Hoffmann's v. Fallersl. etwas verwandt.

Wenn zum grünen Waldesgrunde
Kommt der Sonntag still herein,
Dann in erster Morgenstunde
Geh'n zur Kirch' die Vögelein.

Der bekannte Pädagoge Friedrich Fröbel (aus Schwarzburg-Rudolstadt, 1782 † 1852), Gründer der Erziehungsanstalt zu Keilhau in Thüringen (1817) und des „Kindergartens" (zuerst in Blankenburg im J. 1837), welcher durch frühzeitige unterrichtliche Leitung des Spiel- und Beschäftigungstriebes der Kinder die Jugendbildung auf sichere psychologische Grundlagen zu stützen behauptete (— vgl. sein Werk über Menschenerziehung, 1826 —), hat zur Belebung der, das Lernen vorbereitenden Kinderspiele auch allerlei Spiellieder, außerdem Scherz- und Koselieder verfaßt, die aber blutwenig poetischen Gehalt haben und wegen ihres sehr wenig kindlichen Gepräges den meisten Kinderliedern Weiße's verwandt sind. Hier erwähnen wir dieser Reimereien nur des Zusammenhanges wegen. Naturlieder befinden sich unter denselben nicht. (In Ida Seele's Samml. sind 3 solcher Spielreime auf S. 15., 16. und 20. aufgenommen: „Beim Däumchen sag' ich Eins"; „Kindchen, wollen es versuchen, uns zu backen einen Kuchen", welche Reime als „Händestreich-Liedchen" bezeichnet sind; endlich ein Spielreim: „Bautz! da fällt mein Kindchen nieder". Diese Verschen haben noch eher eine kindliche Färbung, weil sie sich den Spielliedern des Volksmundes etwas nähern, aber poesielose Reimerei waltet in den Verschen beim Würfelspielen. Später, bei Gelegenheit der Besprechung der volksthümlichen Kinderlieder im 2. Hefte dieses Leitfadens, brauchen wir daher nicht mehr auf Fröbel zurückzukommen. — Die Schulvorsteherin Lina Morgenstern in Berlin, welche Geschichten und Lieder für Kinder verfaßt hat, schrieb

in Fröbel's Sinne für den Gebrauch in „Kindergärten" ein „Paradies der Kindheit".)

Karl Enslin ist ohne Zweifel einer der größten Jugenddichter und Jugendschriftsteller überhaupt. Im J. 1819 zu Frankfurt a. M. geboren, wirkte er daselbst als Lehrer. Seine wichtigsten poetischen und prosaischen Kinderschriften sind folgende: „Lichtbilder aus dem Kinderleben", Erzählungen; „Räthselgespräche für die Jugend" und „Neckräthselbuch"; „Moosblüthen", d. i. Erz., Fabeln u. Parabeln für Kinder; endlich die Kinderliederdichtungen „Lebensfrühling" und „Lieder eines Kindes". Alle Volksschullesebücher haben zahlreiche Natur-, Kinder-, Berufs-, Andachtslieder, Märchen, Fabeln, Parabeln u. Räthsel dieses bedeutenden pädagogischen Jugenddichters aufgenommen. (Eins seiner Spiellieder, das Tanzliedchen beim Fallen der Schneeflocken: „Ringel, Ringel, Rosenkranz; Flöcklein halten draußen Tanz" ist schon früher erwähnt. Manche nennen ihn auch den Dichter des früher besprochenen parabolischen Naturliedes: Mach's ebenso!) In Seltzsam's Leseb. finden sich 8 lyrische Jugendpoesien Enslin's, darunter 4 Naturlieder, im Münsterb. Leseb. ein Naturlied (2., 35.) und ein Kinder-Andachtslied: „Glockenklang" (1., 79. — ähnlich dem „Abendläuten" von Fink —), in Ida Seele's Samml. 20 lyrische Gedichte, darunter meist reizende, echt kinderfrohe Spiellieder, ein Kinder-Andachtslied am Morgen (S. 149.) und während des Gewitters (S. 237.) und 8 Naturlieder, endlich in Drath's Schulliedern das Naturlied: Auf der Wiese. (1., 3. a.) Außer dem letzteren sind folgende kindliche Naturlieder Enslin's am meisten beliebt und verbreitet: Sonnenschein; Wolkenschäflein; der Regen; das Sandkorn; Maikäferliedchen; der Storch; Sternschnuppe. Ueberall tritt hier das Kind in eine der Wirklichkeit des jugendlichen Gemüthslebens entsprechende Verbindung mit dem Leben der Natur. Bald nimmt eine Creatur (z. B. die Blumenwelt) oder eine Erscheinung (z. B. das niedlich weiße, lämmerartige Gewölk oder das Gefunkel der Sternschnuppen) eine liebliche Menschen- oder Thiergestalt an, mit der das Herz des Kindes in anmuthigen Verkehr tritt, der sich als Gruß, freundliche Anrede, frischester Jubel, Lobpreis, Wunsch oder Sehnsucht äußert; bald spielt, hüpft, springt, lacht, scherzt und singt das muntere Kind inmitten seiner Herzensfreunde draußen wonniglich umher; bald sehen wir es in zart schonender und theilnehmender Sinnigkeit mit Blümlein und Käferlein umgehen; bald nimmt es ein Beispiel der Nachahmung für sein kleines Herz am klaren Sonnenscheine (was freilich etwas an Weiße's falsche Moralisirung erinnern dürfte); bald läßt es sich durch ein fallendes Sandkörnlein, das seine Spiellust, das nette Sandhäuslein, zerstört, über die große Wirkung kleiner Ursachen belehren (wodurch eine Art Naturfabel in Fröhlich's Weise entsteht); bald endlich wird es (durch den Regen und die Sternschnuppen) zum kindlich lieblichen und herzinnigen Gedenken an Gottes Größe und reichlich versorgende Güte, sowie zur Erinnerung an Gottes Himmelsboten, die schützenden Englein, veranlaßt und schließt damit betend seine müden Aeuglein. Im Liede vom Regen trägt der glücklich angewandte Kehrreim am Anfange („es regnet") und am Schlusse jedes Verses („frischer Regen, der Gottessegen") den religiös belehrenden Hauptinhalt in sich und treibt das Kind zur ernsten, aufmerksamen Betrachtung dieser so segensreichen Naturerscheinung in kräftig mahnender Weise an, während die 4 Verse diesen Segen in belehrender Form nachweisen, indem sie an die Erfrischungen erinnern, die dadurch dem trocknen Erdboden, den Bäumen, Blumen, Thieren und Menschen

gespendet werden. So lernt das Kind zugleich einen Blick thun in den wunderbaren Haushalt der Natur. Jene naturkundlichen Nachweise sollen den Gedanken des religiös gefärbten Kehrreimes begründen.

Der Regen.

1. Es regnet!
Gott segnet
Die Erde, die so durstig ist,
Doch ihren Durst sie bald vergißt
Im frischen Regen,
Dem Gottessegen!

4. Es regnet!
Gott segnet
Die Menschen alle väterlich:
Vom Himmel fließt auf dich und mich
Im frischen Regen
Der Gottessegen!

Wolkenschäflein.

1. Wie ist das doch so drollig!
Da oben ist's gar wollig!
Ich seh' am heitern Himmel
Ein luftiges Gewimmel.
Das glänzt so wunderlieblich hell,
Es flimmert rein und golden
Ein jedes krause Fell!

3. O, fallet nicht herunter
Und ziehet froh und munter
Auf euern Himmelsauen!
Ich mag euch gerne schauen.
Und könnt ich fliegen, so wie ihr,
Wollt ich euch gern besuchen:
So aber bleib' ich hier.

Auf der Wiese.

1. Viel tausend Blumen stehen
Im Sonnenglanze hier,
Kann sie nicht alle sehen,
Wünsch' aber alle mir.

4. Jed' Blümlein freundlich nicket,
Als wollt's mit mir nach Haus:
Ich habe schon gepflücket
Den allerschönsten Strauß.

(Ein ganz ähnliches Lied von Güll steht in Seltzsam's Leseb. S. 137.)

2.

„Rückert hatte in der Kinderpoesie einen durchaus originellen Ton angeschlagen, indem er, fern von aller moralisirenden Tendenz, rein an die naive Anschauungsweise der Kinder sich anschloß. Was Wunder, daß Andere auf dieses Element seiner (reichgestaltigen) Poesie eingingen, und Dichter wie Friedr. Güll und Franz Pocci in ihrer „Kinderheimath in Liedern und Bildern" oder Wilhelm Hey in den bekannten „Fabeln für Kinder mit Bildern von Otto Speckter" Sachen lieferten, die nächst den Rückert'schen Liedern dieser Art (z. B. fünf Märlein fürs Schwesterlein zum Einschläfern, 1813: Büblein; Bäumlein; Männlein in der Gans u. s. w. — Kinderlied von den grünen Sommervögeln —) die beste poetische Nahrung und längst die Freude der Kinderwelt geworden sind. Rückert hat so meisterhaft und „lieblich das Geschwätzige der Kindersprache darzustellen gewußt" und durch seine Kinderlieder und seine kindliche Naturlyrik, die „in Form und Ton so originell naiv ist, eine ganz neue, tief gemüthliche Richtung in der Kinderpoesie hervorgerufen." (Barthel). Das kindlich Muntere zieht sich als echter Kinderhumor, als Scherz und Spaß darum ebenfalls durch diese Kinderlieder.

Wilhelm Hey (1789 † 1854), Superintendent zu Ichtershausen bei Gotha, trat schon im J. 1816 mit seinen „Gedichten" an die Oeffentlichkeit. Seinen im J. 1833 erschienenen Fabeln reihte sich im J. 1837 eine „zweite Folge" an, und im J. 1838 gab er poet. Erzählungen aus dem Leben Jesu für die Jugend heraus.[1]) Durch seine „fabulirende Kinderpoesie" hat er, wie

[1]) Unter den neueren Kunstdichtungen, welche die biblische Geschichte im Gewande der Poesie darstellen, zeichnen sich die Gedichte von Fröhlich (1835), Rückert, Dr. J. Pet. Lange (1832) und namentlich die von Karl Gerok (g. 1815 in Stuttgart: „Palmblätter", 4. Aufl. 1860. „Pfingstrosen", 1864.) vortheilhaft aus.

Kühner (a. a. O. S. 816.) bemerkt, die didaktische Kinderschrift auf neue, gesunde Bahnen geleitet und, wie Abr. Fröhlich, in das Gebiet der Fabel eine besondere Art derselben, nämlich die kindliche und personificirende Naturfabel eingeführt. Außerdem gaben diese didaktischen Naturpoesien für die Jugend der Kinderpoesie unserer Zeit eine neue Richtung dadurch, daß sie derselben zeigten, wie grade die früheste Kindheit durch die Poesie heranzubilden sei, was ja die schwierigste Aufgabe der Jugendliteratur ist. Endlich haben Speckter's köstliche, lebensvolle Zeichnungen zu Hey's Fabeln den Holzschnitt wieder zu Ehren gebracht, der ja schon im Zeitalter der Reformation so vielfach der Jugendbildung dienstbar gewesen war, namentlich in den Bildern der Schulkatechismen. Allgemein wird der kindlich reine und tief poetische Sinn dieser lieblichen Kinderfabeln gelobt, die wir schon mehrfach gelegentlich erwähnt haben, zuletzt bei Abr. Fröhlich etwas eingehender. Hier, wo die lyrischen Dichtungen der volksthüml. Lit. besprochen werden, können wir auf diese lehrhaften Poesien nicht weitere Rücksicht nehmen. Bemerkt sei nur noch, daß in Ph. Wackernagel's Lesebuche (im 1. Theile) 11 dieser Fabeln Aufnahme gefunden haben, ferner im Münsterb. Leseb. (1. Theil) 10 und (2. Theil) 3, endlich bei Seltzsam 3. Die Fabeln Hey's sind im J. 1867 sogar in's Englische übersetzt worden. Der Kinderton dieser trefflichen Poesien wurde mit Glück nachgeahmt von Pocci, Güll, Reinick, Karl Fröhlich, Dieffenbach, Schneider („Das Kind von der Wiege bis zur Schule") u. v. a. m. Die Speckter'schen Holzschnitte fanden ebenfalls zahlreiche und glückliche Nachahmung im Interesse der Jugendbildung durch geniale Künstler, wie Pocci, Heinr. Hoffmann („Struwelpeter" — eine humoristische Kinderfabel —), Oscar Pletsch („Kinderstube." „Wie's im Hause geht." „Was willst du werden?" „Kleines Volk." „Allerlei Schnik-Schnak. 1866"), Ludwig Richter, Karl Fröhlich (Silhouetten, schwarze Bildschnitzereien), Schuback (Bilderalfabet für Kinder, 1866), Louise Thalheim, Hosemann u. a. m.[1]) — Hey ist ebenso bedeutend durch seine geistlichen Lieder, von denen 20 in seinen Gedichten stehen, die im J. 1816 zu Berlin herausgekommen sind. Im J. 1825 dichtete er das köstliche Trostlied: „Wenn je du wieder zagst, mein Herz, in Prüfungsstunden" — das Bunsen in sein ev. Gesangbuch von 1833 aufnahm. (Beiläufig werden die Freunde des neueren geistl. Liedes auf

[1]) Veranschaulichende Bilder, welche gleichzeitig das Interesse der Kinder für's Lesen- und Schreiben-Lernen erwecken sollten, fanden sich seit ungefähr 1700, in Verbindung mit meist poesielosen Reimereien oder Fibelversen, in den ABC-Fibeln (zuerst in der Bilderfibel des Lehrers Bienrod zu Wernigerode). Ausgezeichnete biblische Bilder hat uns in der Neuzeit der berühmte Künstler Schnorr v. Carolsfeld geschenkt, köstliche Randzeichnungen zu Psalmen, Bibelstellen und Kirchenliedern Gustav König und der Katholik Jos. Führich (1867), Illustrationen zu Märchen und Sagen Speckter, Ludw. Richter und Schwind, sowie in der neusten Zeit der Straßburger Gustav Doré (g. 1832), der sich namentlich durch den wundersamen Zauber und poetischen Duft in der Malerei der landschaftlichen Scenerie seiner Märchenbilder auszeichnet und jetzt die prachtvolle Bilderbibel herausgiebt. Für unterrichtliche Zwecke sind bestimmt die treffliche Eßlinger Liederfibel (1841) und Winkelmann's colorirte Wandbildertafeln (Berlin). Die äußerst zahlreichen illustrirten Unterhaltungsblätter der Neuzeit (— die vier ältesten erschienen im J. 1833 zu Leipzig: Pfennig-Magazin; Heller-Magazin; Sonntags-Magazin; National-Magazin —) beweisen, wie Schaubach, der gründlichste Kenner der heutigen Volksliteratur, bemerkt, daß „die Illustration ein Bedürfniß für die Unterhaltungs-Literatur unserer Zeit" ist. Ueber die Legion unserer jetzigen Bilderbücher für Kinder giebt gründlichen Aufschluß das lehrreiche Werk von Oldenberg: „Streifzüge in die Bilderwelt", 1859.

folgende werthvolle Sammlungen desselben verwiesen: Schneider, die christlichen Sänger des 19. Jahrh. 1847; Kletke, Geistliche Blumenlese von Novalis bis auf die Gegenw. 1841; Kraus, Geistl. Lieder im 19. Jahrh. 1863; Hammer, Leben und Heimath in Gott, 1865, 67; Seinecke, Ev. Liedersegen von Gellert bis auf die Neuzeit, 1862; womit zu vergl. die Gesch. d. kirchl. Liedes von Koch und von Cunz. 1855). Zahlreich und in alle Volksschullesebücher aufgenommen sind die echt kindlichen, innigen, köstlichen religiösen Kinderlieder Hey's, auf welche hier schon früher hingewiesen ist (s. d. Anm. auf S. 10). Davon stehen in Wack. Lesebuche 5, im Münsterb. L. 10. (im 1. Th.) und 4 (im 2. Th.), bei Seltzsam 7. In den übrigen Kinderliedern Hey's tritt, wie Kühner mit Recht hervorhebt, eine Hinneigung zu der, bei Weiße bemerkten, unkindlichen Selbstbespiegelung der Jugend und eine falsche, altkluge Moralisirung derselben etwas stark zu Tage, namentlich in dem Liede: „Was ich habe." (Münst. L. 2., 1.). Einen ähnlichen Eindruck macht die den sonst so köstlichen Fabeln angehängte Kindermoral. In Hey's schönen Kinder-Naturliedern endlich tritt einerseits eine herzlich warme und kindlich innige religiöse Naturbetrachtung hervor (vgl. im 1. Th. d. Münst. Les. die Lieder: Gott weiß. Gottes Güte im Sommer. Sämann. Samenkorn. Bäumchen. Gottes Lob im Winter; im 2. Theile: Wo wohnt der liebe Gott? — Das Meer. Blumen. Würmchen. Blumen im Winter), womit sich eine kurze und lebhafte Schilderung, eine freundliche Anrede an die vermenschlichten Pflanzen und Thiere, eine liebliche Personifikation und die Aeußerung des wärmsten Mitgefühles und die Mahnung zu zart schonender Behandlung, namentlich der kleinen Creaturen, zu verbinden pflegt. Andererseits soll das Kind die wunderbaren Wirkungen anschauen lernen, welche durch das Kleine in der Natur hervorgerufen werden, wie z. B. im Lobe des Tröpfleins (M. L. 1., 47.) und die herrlichen Schönheiten sowie die reichen Segnungen erkennen, welche Gott in das Leben der Natur gelegt hat, wie z. B. im kinderfrischen Preisliede auf die vier Jahreszeiten (M. L. 1., 18., 42., 58. und 73.). Auch in dieser Art der kindlichen Naturlieder Hey's tritt die kurze, frische, anschauliche und treffende Naturschilderung, sowie die andächtige Erinnerung an Gottes Größe, Weisheit und Liebe mit hinzu. Naturfreude, Natursinnigkeit, Naturverständniß, Naturliebe und Naturandacht machen somit den Zweck dieser wahrhaft kindlichen Naturlyrik Hey's aus. (Schließlich sei in Bezug auf die unterrichtl. Behandlung der Hey'schen Dichtungen nochmals auf Th. Ballien's Büchlein: Zwölf Fabeln von Hey für die Unterstufe, 1865, sowie auf Förster's: Volkslied in der Volksschule. 1862. verwiesen.)

Das entblätterte Bäumchen.

1. Armes Bäumchen, dauerst mich!
Wie so bald
Bist du alt!
Deine Blätter senken sich,
Sind so bleich,
Fallen gleich
Von des kalten Windes Wehen,
Und so bloß dann mußt du stehen!

2. Bäumchen, nicht so traurig sei!
Kurze Zeit
Währt dein Leid,
Geht ein Jahr gar schnell vorbei.
Bist nicht todt,
Grün und roth
Schmückt dich wieder über's Jahr
Gottes Finger wunderbar.

Blumen.

1. Wer hat die Blumen nur erdacht?
Wer hat sie so schön gemacht,
Gelb und roth und weiß und blau,
Daß ich meine Lust dran schau?

5. Wer das ist und wer das kann
Und nicht müde wird daran?
Das ist Gott in seiner Kraft,
Der die lieben Blumen schafft!

Blumen im Winter.

1. Wo sind all' die Blumen hin?
Schlafen in der Erde drin,
Weich vom Schneebettchen zugedeckt,
Stille nur, daß sie Niemand weckt!

Jahreszeiten.

1. Frühlingszeit, schönste Zeit,
Die uns Gott der Herr verleiht!
Weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Heerde,
Läßt die jungen Lämmer springen,
Läßt die lieben Vögel singen.
Menschen, eures Gottes denkt,
Der euch so den Frühling schenkt!

Tröpflein.

1. Tröpflein muß zur Erde fallen,
Muß das zarte Blümchen letzen,
Muß mit Quellen weiter wallen,
Muß das Fischlein auch ergetzen,
Muß im Bach die Mühle schlagen,
Muß im Strom die Schiffe tragen.

Graf Franz Pocci, ein Baier (g. 1807), der als Maler, Dichter und Componist in München lebt, gab im Vereine mit Güll die liebliche „Kinderheimath" (1836) und mit Karl v. Raumer die berühmte Sammlung alter und neuer Kinderlieder heraus. Unter seinen religiösen Kinderliedern ragen hervor: Morgenlied; Weihnachtsgruß (M. L. 1., 83. O heil'ges Kind, wir grüßen dich.) und Nachtwächterlied für Kinder (bei J. Seele S. 49.); unter den Scherzliedern der frische, lustige Knabenwunsch: Der Postillon (bei J. Seele S. 42.), unter den kindlichen Naturliedern: der Wind; Winters Einzug; außerdem: „fleißige Kinder." Mit L. Richter und Scherer gab er (1855) eine Sammlung von Jägerliedern heraus.

Des vorigen Dichters Freund und Mitarbeiter ist wiederum einer der bedeutendsten neueren Jugendpoeten, der Lehrer Friedrich Güll in München (g. 1812 zu Ansbach). Die mit Pocci herausgegebene „Kinderheimath in Bildern und Liedern" vom J. 1836 erhielt eine „zweite Folge" als Fortsetzung im J. 1859. Der Berliner Tondichter Taubert hat viele Lieder Güll's (und außerdem Reinick's) componirt. Merget hebt folgende Eigenthümlichkeiten der Kinderlieder Güll's als Vorzüge hervor: 1. Man begegnet vielen Wörtern aus süddeutschen Dialekten. 2. Häufig finden sich Reimspiele und Räthsel, welche mit den im Volksmunde lebenden verwandt sind. 3. Angenehm berühren viele musikalische Klangwortspiele. 4. Die seltsam erscheinenden gereimten Liederüberschriften haben ein echt kindliches Gepräge. 5. Dem Inhalte nach sind diese Kinderlieder meist schildernder und lehrhafter Art. 6. Wahrhaft kindlich ist der natursinnige Zug dieser Lieder: die Thiere, Bäume und Blumen sprechen und spielen wie Kinder mit Kindern. Rückert's „tief gemüthliche" Naturpoesie für die Kinderwelt hat also auch in Güll einen glücklichen Nachahmer gefunden. Grade für das frühe Kindesalter eignen sich Güll's lyrische Jugendpoesien so sehr, weshalb man dieselben ohne Widerrede zu den hervorragendsten zählen darf. Von Güll's äußerst zahlreichen Liedern sind sehr viele in unseren Volksschullesebüchern zu finden, namentlich in den für die Grundstufe bestimmten Theilen derselben. Den naturwüchsigen Ton der Volksweise treffen, bis zur Verwechslung, die Wiegen-, Scherz- und Spiellieder Güll's (z. B. 4 solcher Lieder bei J. Seele S. 7., 8., 20., 41.[1]) — im Münst. Les. 1., 3. 4. Der Reitersmann. Lied vom feinen Mädchen. 2., 90.: Büblein auf dem Eise). Ebenso ansprechend sind seine religiösen Kinderlieder

[1]) Ein schönes Spiellied von Wilh. Wackernagel auf S. 20. daselbst („Hopp :,: mein Kindchen, die Schwalbe fliegt geschwindchen") sei hierbei erwähnt.

(Abendl. b. J. Seele S. 230.; im Münst. L. 1., 8. 41. 91.: Was wir haben. Der beste Dank. Engelwacht. Tischspruch. Bei Seltzsam: Morgenl. S. 54. und Abendglöcklein S. 58., das den betr. Liedern von Enslin und Fink ähnlich ist —) sowie seine Fabeln und Märchen für Kinder (z. B. b. J. Seele S. 147. ff.) Von seinen kindlichen Naturliedern sind folgende am meisten verbreitet (vgl. Münst. L. 1., 29. 31. 69. — 2., 51. — 3., 85. — Münst. Volksschullieder 2., No. 33. — Seltzsam S. 24. 37. 63. 113. 79.)

1. Schnecklein.
2. Hahn.
3. Büblein und Käferlein.
4. Immlein (d. i. die Biene).
5. Lerche.
6. Jäger und Fuchs.
7. Wanderer, Baum und Quelle.
8. Spinne und Mücke.
9. Bäumchen.
10. Gaul.
11. Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht.

In allen diesen Liedern, welche mit Vorliebe das Thierleben in den Bereich kindlicher Betrachtung ziehen, wiegt zunächst bald der Charakter der Schilderung, bald die Belehrung über die Lebensweise der Thiere und über den Segen der Natur, sowie eine ungekünstelte, einfache und wirksame Anwendung dieser Naturbeobachtungen auf das rechte Verhalten der Kinder vor. Religiösen und mahnenden Inhalt hat die Schilderung des Lobgesanges der Lerche. Der frischeste, anmuthigste Kinderhumor hat dem neckischen und doch wieder so lehrreichen und zur Barmherzigkeit auffordernden Finkenliedchen einen unwiderstehlichen Reiz verliehen. Ueberhaupt weht durch alle diese Lebensschilderungen, die zuweilen zum erzählenden Tone hinneigen, eine liebliche, überaus anziehende kinderfrohe Art der Naturbetrachtung. Die Personifikation, welche den Thieren, Pflanzen, Gewässern menschliches Denken, Fühlen, Reden beilegt, kann hier natürlich nicht fehlen. Zuweilen, wie z. B. im Liede vom Immlein, wird die gefällige, heitere und genaue Schilderung des Treibens der Thiere durch eine muntere Anrede des Dichters an die Kinder unterbrochen, welche theils deren lebhaftes Interesse wach rufen, theils etwas Mahnendes in sich tragen soll: „Nicht wahr, ihr mögt auch schlafen in einem Honighafen? Dann dürft' euch niemand wecken: ihr würdet immer lecken!" Des Kindes Theilnahme für die gefangene Mücke wird durch eine kurze, aber lebhaft spannende Darstellung hervorgerufen, und darum ist dies Lied „ein trauriges Stücklein." Mahnenden Zweck hat sowohl diese Schilderung des unbedachten Beginnens der thöricht in die Welt hineinfliegenden Mücke, als die ganz verwandte Darstellung des Jammers eines über seine Stützen murrenden jungen Bäumleins, das nun im Sturme entblättert und geknickt wird. Grade weil die Moral hier nicht ausdrücklich dabeisteht, fordert die schmucklose, kurze, aber spannende und vergeistigende Schilderung um so mehr zum Mitgefühle und dadurch zum Nachdenken und zur Beherzigung auf. Darum wird auch gradezu, wie bei Hey und Enslin, als Muster der Nachahmung, das schonende Verhalten der Kinder gegen die kleinen, geflügelten Insekten am Beispiele eines Bübleins dargestellt, das den gefangenen Käfer, der an eine dünne Schnur gespannt werden soll, mitleidig wieder ins feuchte Moos und in den kühlen Thau entlaufen läßt, weil er sonst „so leicht ein Füßlein bricht und bleibt hangen an dem langen Faden." Dieser Dichter weiß, als Pädagog, eben von der mächtig erziehenden Kraft des vorbildlichen Beispieles auch in seinen Kinderliedern mit Glück und Geschick eine Anwendung zu machen.

Wie die Lerche über die Berge sich schwingt und singt.

1. Die Lerche hat erspüret
Ein Würmlein in dem Feld:
Nun weiß sie, daß gebühret
Auch Dank dem Herrn der Welt.

4. Und hast du's schon gesehen,
Mein Kind, und hast's gehört,
So wirst du auch verstehen,
Was dich das Lerchlein lehrt.

Jäger und Fuchs.

1. Der Jäger birscht mit seiner Büchs':
Da schleichen über's Feld die Füchs'.
Er fackelt nicht und spannt den Hahn
Und legt die Büchse sicher an.
Piff! paff! da prasseln hin die Schroot'
Und — bauz! der alte Fuchs ist todt.
Der Jäger spricht: He! Feldmann! flugs
Und apportire mir den Fuchs!

Schnecklein.

1. Ei, wie langsam :,:
Kommt die Schnecke von dem Fleck'!
Sieben volle Tage braucht sie
Von dem Eck' in's andre Eck'!

Der Hahn.

1. Der Hahn in seiner Tennen
Thut herzhaft einen Schrei:
Da kommen alle Hennen
Geschwind, geschwind herbei.

2. Dann nennt er sie bei ihren
Zunamen allzumal
Und führet sie spazieren
Hinunter in das Thal.

5. Ein Käfer kommt gewackelt,
Schön dunkelgrün und roth.
Da wird nicht lang gefackelt:
Herr Hahn der schießt ihn todt.

Wanderer, Baum und Quelle.

1. Der Südwind weht; die Sonne glüht;
Der arme Wandersmann ist müd':
Ihn quält der Durst; er athmet schwer
Und langsam schreitet er einher.

2. Da säuselt der Baum: „Die Luft ist schwül;
In meinem Schatten ist es kühl;
Komm! lagre dich zu süßem Traum
Hier auf des Mooses weichem Flaum!"

Finklein.

1. Bäuerlein, :,: tick, tick, tack!
Hast 'nen großen Habersack,
Hast viel Weizen und viel Korn:
Bäuerlein, hab' dich gar zu gern!

5. Komm' herein und such' und lug',
Bis du satt hast und genug,
Daß du nicht mehr hungrig bist,
Wenn das Korn gedroschen ist.

(Man vergl. hiermit Hey's Fabel: „Vogel am Nest.")

Gaul und Peitsche.

1. Es steht im Stall der Herberg' faul
Der abgezäumte Fuhrmannsgaul;
Die Peitsche hängt am Nagel dort,
Die schnarcht er an mit barschem Wort:
„Wie schrecklich hast du mich geschlagen,
Als ich gespannt war an den Wagen!"
u. s. w.

3.

Unter den neueren Jugenddichtern reihen sich zunächst Löwenstein, Karl Fröhlich und Dieffenbach an den Vorgang von Hey, Enslin und Güll: sie sind die bedeutendsten der äußerst zahlreichen Nachfolger dieser Meister. Fast gleichen Werth haben die Kinderlieder von Kletke und Oppermann. Die früher erwähnte äußerliche Rücksicht nöthigt uns hier zu einer bloß einfach aufzählenden Erinnerung an die verbreitetsten Kinder-Naturlieder dieser Dichter, weshalb wir erst im 2. Hefte dieses Leitfadens ihrer übrigen Jugendpoesien gedenken. Ebenso verfahren wir mit den, zu den beiden letzten Gruppen dieses Abschnittes gehörigen Naturliedern für die Jugend.

Rudolf Löwenstein, geb. 1819 in Breslau (von jüdischen Eltern), auf dem Waisenhause zu Bunzlau erzogen, hat sich als humoristischer Schriftsteller sowie als Jugenddichter einen großen Ruf in der Neuzeit erworben. Er lebt in Berlin. Seine köstlichen Kinderlieder enthält sein, erst kürzlich wieder in erneuter Auflage erschienener „Kindergarten" vom J. 1843. In der von

Hübner-Trams herausgegebenen Jugendzeitschrift „Puck" (1856—60) hat Löwenstein seine neueren Jugend-Poesien mitgetheilt, nämlich romanzenartige Schilderungen voll des frischesten Humors unter dem kindlichen Titel: „Lust und Leid des kleinen Matz." Merget lobt dieselben sehr. (Bei J. Seele stehen 7 seiner schönsten Spiellieder, bei Seltzsam drei: Schneemann; Küche; Hänschen, vgl. das. S. 45. 77. 79; unter seinen wahrhaft classischen religiösen Kinderliedern zeichnen sich besonders aus: „der Himmel" und „die Engel" im Münst. L. 2., 92. und 109. Das erstere hat auch einen den Naturliedern verwandten Zug, indem es den Kindern die unermeßliche Ferne des Himmels zu veranschaulichen sucht. Ebenso das zweite Lied, da es in V. 1. und 2. die Schönheit und den leisen, linden Flug der Engel durch eine liebliche Vergleichung mit gewissen Schönheiten und Erscheinungen der irdischen Natur den Kindern lehrend zum Bewußtsein bringen will). In Löwenstein's Naturliedern wiegt offenbar der belehrende Zweck vor. Die Schilderung ist frisch bewegt und kindlich heiter. Die Personifikation, welche z. B. auf eine recht zartsinnige Weise in den Liedern: „Abschied der Vögel" und „Eiche" (bei Seltzsam S. 28. und 101.) angewandt ist, stellt einerseits die fortziehenden Zugvögel (Storch, Nachtigall, Schwalbe) als wehmüthig, aber innig dankbar und mit herzlichen Segenswünschen scheidende Freunde der Menschen, besonders der Kinder dar. Andererseits erscheint die Eiche als ein starker deutscher Mann, der seine vom Sturme noch niemals geknickte Kraft voll Selbstbewußtsein — im Selbstgespräche — verkündet, worin ein Lobpreis des deutschen Baumes liegt. In den Liedern: „Was die Thiere Alles lernen" und „Guten Morgen" (Münst. L. 1., 9. und 33.) liegt der einfachen, frischen und kindlichen Schilderung theils der Zweck der Belehrung zu Grunde, theils soll das Kind den „Morgengruß", den ihm Sonnenglanz, Schwalbengezwitscher, Blumenduft und Blüthenpracht, Hahngeschrei und Taubengeflatter, endlich Hirtengesang und Glockengeläut der Heerde und des Thurmes so laut, so mächtig, so lockend entgegen bringen, verstehen, beachten und befolgen lernen: es soll früh aufstehn, sich der schönen Morgennatur freuen und zu Gott beten. Recht glücklich steht der am Ende jedes Verses befindliche Kehrreim: „Guten Morgen" als die einladende Grußstimme der längst zu frohem Leben wieder erwachten Natur da. Ein reizendes Seitenstück zu dieser Morgenschilderung ist das, den Kehrreim mit ähnlicher Sinnigkeit verwendende Lied: „Guten Abend" (b. J. Seele S. 150.). Es soll den Kindern veranschaulicht werden, wie jedes Käferlein und junge Vöglein draußen in der kühlen Nacht seine Abendruhe in einer sichern „Herberge" wie im „warmen Bette" findet: Gott hat dafür gesorgt, daß freundliche Wirthe und sorglich schützende Eltern auch für diese winzigen, hilf- und obdachlosen Thierlein allzeit vorhanden sind, die ihnen, wie den Kindlein die Eltern, den süßen Abendgruß liebevoll zurufen und sie vor der Nachtkühle sicher schützen und zu sanftem Schlummer einwiegen: das ist das Blümchen, das „sein Pförtlein" dem im Dunkel umherirrenden Käfer öffnet und es bald darauf zuschließt; das sind die treuen Mütter der im Neste ängstlich rufenden, vor Kälte zitternden jungen Vöglein, welche am Abende von ihrer Jagd nach Nahrung für ihre Kleinen eilig zurückkehren und sie nun mit weichen, wärmenden Flüglein bedecken. Das ist endlich der freundliche, sanfte Abendwind, der zuletzt auch den am Tage unaufhörlich bewegten Zweigen der Bäume, wie den fort und fort Nahrung spendenden Blumen die ersehnte Abendruhe bringt. Das allmähliche Einschlafen der Thier- und

Pflanzenwelt am Abende wird also hier durch eine den Kindern recht verständliche, zartsinnige Naturvergeistigung verdeutlicht, welche den kleinen Herzen zugleich Gottes unermüdliche und reiche Güte nahe bringt, die Kleinen zum Abendgebete ruft und sie zum aufmerksamen Beachten auch des Lebens der kleinen Naturwesen ungesucht veranlaßt.

Abschied der Vögel.

1. Wer klappert am Dach, mein Kindlein?
Horch, horch!
Ade, lieber Bauer, so rufet der Storch.
Nun ade denn, du Dorf und ihr fleißigen Leut',
Ihr Wiesen, ihr Sümpfe, wir scheiden ja heut!
Gott segne das Hüttchen, auf dem wir gewohnt:
Er laß es von Feuer und Stürmen verschont!
Wenn lauer im Frühling die Lüfte dann weh'n,
Dann giebt es ein freudiges Wiedersehn.
Ade! Ade!

Eiche.

1. Es war der Sturm mein größter Feind
Seit meiner Kindheit Tagen,
Hat's übel stets mit mir gemeint
Und dacht' mich umzuschlagen;
Doch nahm, je größer die Gefahr,
Ich fester den Entschluß nur wahr:
Ich halte Stand dem Winde!
(Refrain.)

Guten Morgen.

1. Nun reibet euch die Aeuglein wach!
Die Schwalben zwitschern schon am Dach;
Die Lerche singt schon in der Luft;
Die Blume prangt in Thau und Duft:
Guten Morgen!

Guten Abend.

1. Es ist schon dunkel um mich her:
Ich finde keine Herberg' mehr!
Ach, liebes Blümchen, laß mich ein!
Das spricht: „Komm, Käfer, nur herein,
Du sollst mir schön willkommen sein:
Guten Abend!

Der berühmte Bildschnitzer Karl Fröhlich aus Stralsund (g. 1821), den Merget ebenfalls hoch rühmt, hat in der Neuzeit zu trefflich ausgeschnittenen schwarzen Bildern von Menschen, Pflanzen, Thieren u. s. w. viele lehrhafte und lyrische Kinderlieder gedichtet, von denen manche mit schönen Melodien versehen worden sind. (Schon bei Abr. Fröhlich ist erwähnt, daß das dort besprochene „Märzlied" [Münst. Les. 1., 103.] nach manchen Angaben von Karl Fröhlich herrührt, worauf auch der Gesammtcharacter der Dichtung hinweiset.) Die Kinderpoesien und Bildschnitzereien Karl Fröhlich's sind unter folgenden Titeln erschienen: Fabeln zu Erzähl. in Versen und Silhouetten. Cassel. 1853; ABC für artige Kinder in Silhouetten und Reimen. 1855; Buntes Allerlei. 1858; Silhouetten u. plattdeutsche Reime. 1858; Neue Silhouettenfibel. 1859; Mutterherz, du goldner Stern! Ein Büchlein für artige Kinder in Silh. u. Reimen. (Die poetisch schon von Gleim — in Auras' Les. 1., 309. — bearbeitete historische Anecdote über Friedrich den Großen und die ihm nachlaufenden Schulkinder hat auch Karl Fröhlich in einem erzählend-belehrenden Gedichte für Kinder dargestellt, vgl. bei Seltzsam S. 83.: „Mittwoch Nachmittag".)

Georg Christian Dieffenbach, ev. Geistlicher (geb. 1822 im Großherzogthum Hessen), empfing den ersten Unterricht von dem bekannten Pädagogen Schlez († 1839), dessen Lesebuch früher viel verbreitet war, wirkte (1845—47) als Lehrer in Darmstadt und verwaltet seitdem das geistliche Amt. Einen großen Ruf als Geistlicher erwarb er durch die Herausgabe seiner „Hausagende" (1853), noch größeren aber durch seine ausgezeichneten „Kinderlieder" (1854), sowie durch seine „Gedichte" (1857), in denen namentlich viele liebliche geistliche Lieder, auch solche für Kinder sich finden (z. B. das köstliche

Morgenlied des Kindes: „Ich singe dir mit Herz und Mund, mein Gott, in dieser Morgenstund"). Sehr zu billigen ist es, daß in einer neueren Sammlung von Kinderliedern (— wir meinen die von Schenkel, 4. Aufl, 1865, die für das Alter von 7—10 Jahren bestimmt ist —) sehr viele Lieder Dieffenbach's aufgenommen sind. Die Volksschullesebücher sollten diese Jugendpoesien mehr würdigen, als es bisher geschehen ist. Namentlich zeichnet sich Dieffenbach aus durch seine „plastisch individuellen Schilderungen des Naturlebens". Wie einst Lavater, Krummacher und Chr. v. Schmid als poetisch begabte Seelsorger die volksthümliche und kindliche Naturlyrik mit Liebe und Eifer gepflegt haben, so hat auch unsere Zeit einen reichen Kranz ähnlich trefflicher Jugenddichter aus dem geistlichen Stande aufzuweisen in Dieffenbach, Sturm, Möwes († 1834), Spitta, Harms, Fliedner, Hagenbach, Lange, Fröhlich, (v. Meyer) u. s. w. In Seltzsam's Lesebuche steht ein Naturlied Dieffenbach's: „das junge Stürmchen" (S. 70.), in J. Seele's Sammlung finden sich dagegen fünf, nämlich: der Herbst;[1]) Blüthenlust; die Biene; fleißiges Vöglein; fleißiges Bächlein. (S. 176. 182. 198. 206. und 210.) Dieffenbach's Lieder haben meistens einen größeren Umfang, als die Jugendpoesien anderer Dichter: er schildert das Naturleben gern ausführlich. Voll des köstlichsten Kinderhumors ist die launig neckische Personificirung des lustigen, spaßhaften und ungezogenen Treibens eines „jungen Stürmchens", welches darin der tollen Jugendlust eines „starken Knaben", eines stets zu neckischen Streichen geneigten „wilden Fants" gleichgestellt wird: die Kinder sollen sich dadurch warnen lassen, zugleich aber auch daraus lernen, wie sie sich nicht voreilig an solchen sturmbewegten Tagen auf den „Gassen" umhertummeln

---

[1]) Zur Vergleichung stehe hier ein frisch und volksthümlich schilderndes, die Jahreszeit mit köstlichem Humor personificirendes Herbstlied eines der neuesten Dichter, welcher seinen vollsten Herbstjubel in den Schlußversen noch ausdrücklich zum lyrischen Ausdrucke bringt. Wir meinen ein Lied des talentvollen Lyrikers Phil. Engelhard Nathusius (in der Nähe von Magdeb. geb. 1815), der auch manche schönen religiösen Lieder gedichtet und treffliche Uebersetzungen französischer Volkslieder geliefert hat (1839 und 1841). Im Liede „Bekenntniß" sagt er am Schlusse höchst bezeichnend: „Doch muß ein Lied ein gutes Werk wohl sein, sonst könnt' es nicht die Seele so befrieden!" Der frische, einfache, innige Ton der Lyrik dieses Dichters zeigt, daß er aus natürlichem Drange oder „wie der Vogel" singt.

1. Der Herbst ist ein lust'ger Geselle,
Er trägt ein buntes Kleid
Und springt und jubiliret
Vor ausgelass'ner Freud'.

2. Er singt im echten Brausebaß,
Fährt einem um den Kopf,
Wirft Alles drüber und drunter
Und zaust die Bäum' am Schopf.

3. Er stürmt wie'n wilder Bube
Hin über Berg und Feld,
Fegt durch die raschelnden Blätter
Und, heißa! in die Welt!

4. Wirft, wie er zieht, uns Gaben
Mit vollen Händen zu,
Füllt Scheuer, Haus und Keller
Und Schüssel und Glas dazu. (u. s. w.)

Dabei sei an eine ähnlich heitere, lobpreisende Schilderung der Erntezeit von Chr. Fel. Weiße erinnert:

Erntegesang.

1. Schön ist das Feld zur Frühlingszeit,
Wenn auf verjüngtes Grün
Der Lenz die bunten Blumen streut,
Die Bäume schneeweiß blühn.

2. Doch schöner ist der Aehren Gold,
Das aus dem Boden steigt,
Und, unsrer süßen Arbeit hold,
Sich dankbar vor uns beugt.

5. Dann essen wir in sich'rer Ruh'
Das Brot, das uns gebührt,
Indem die Grille froh dazu
Am Heerde musicirt. (u. s. w.)

dürfen. Der belehrende und mahnende Zweck des frischen Liedes tritt dadurch deutlich hervor. Uebrigens braucht der Dichter gern Fremdwörter (z. B. Fant, frisiren).

1. Herr Sturm, der hat ein lustig Kind,
Das kann schon wacker laufen.
Das junge Stürmchen thät man Wind
Vor langer Zeit schon taufen.

2. Jung Stürmchen ist ein starker Knab',
Pausbackig sonder Gleichen,
Springt lustig immer auf und ab,
Mag gern auf Berge steigen.

Dieselbe kinderfrische Vergeistigung des herbstlichen Fruchtreichthumes, wie bei Voß, giebt auch Dieffenbach's Herbstliede einen so anmuthigen, kindlichen[1]) Reiz („Der Herbst, der Herbst, das ist mein Mann, den ich vor Allen leiden kann"). Die Kinder bitten den reichen Mann, er möge doch die Aepfel u. s. w. von den hohen Bäumen herabschütteln, da sie nicht so hoch hinauflangen können. Das ist wahrhaft kindlicher Verkehr mit der Natur. Da thut „der gute Mann", freundlich lachend, was die kleinen Herzen so heiß begehren:

(Schluß.) Da lacht der Herbst, der gute Mann,
Und faßt die Bäume kräftig an
Und schüttelt sie mit starker Faust,
Daß es durch alle Zweige saust!
Hei! Was ist das? Was fällt in's Gras?
Aepfel und Pflaumen! O, welch' ein Segen!
Birnen und Nüsse! O, köstlicher Regen!

Religiös ermunternden Zweck hat die Schilderung der „Blüthenlust" in der „Maienpracht". Wie im Reifliede von Claudius, wird auch hier, zum Zwecke einer für Kinder geeigneten Belehrung über das stille, wunderbare Walten des gütigen Gottes in der Natur, das schnelle Aufspringen der Knospen und Blüthen „in einer Maiennacht" (in personificirender Weise) auf das nächtliche, geheimnißvolle Schaffen der Gottesboten, der Englein, zurückgeführt: sie „hauchen nur die Knospen an so heimlich und so leis — da springen alle Blüthen auf; da grünet jedes Reis!" Zum Schlusse bittet das staunende Kind voll Andacht: „O, schicke deine Engelein auch mir bei Tag und Nacht!" (Das herrliche Lied beginnt: „Wer hat doch alle Bäume nur so herrlich ausgeschmückt?") Das Bienenlied gleicht den im Anfange erwähnten ähnlichen Dichtungen, welche das merkwürdige und vorbildliche Leben dieser fleißigen Insecten ausführlich, in kindlich einfacher und anziehender Weise — meist unter gefälligen Personifikationen — zum Zwecke der Mahnung schildern („Da steht das kleine Bienenhaus; die Bienchen ziehen ein und aus, die kleinen, muntren Leute"). Die über das frische, rege Leben in der Natur belehrenden Schilderungen des rastlos umherfliegenden Vögleins und des munter, ohne Unterlaß dahineilenden Bächleins sind wiederum in eine echt kindlich gemüthvolle Naturanschauung gekleidet: das Kind, welches diese ruhelose Eile befremdet anstaunt, möchte gern spielen mit seinen Lieblingen, dem Bächlein und Vöglein. Beide erzählen dem Kinde darauf, warum sie so rastlos eilen müssen, und daraus lernt das Kind eben das Leben der Vögel und den vom kleinen Bache ausgehenden reichen Segen anschauen, beachten, verstehen. Mit einem freundlichen Abschiedsgruße, der wichtige Mahnungen für das Kindesherz enthält, scheiden endlich Bach und Vöglein von dem erstaunten Kinde. Die

[1]) Wahrhaft klassisch ist die kinderfrische Naturvergeistigung im Liede vom „Kirschbäumchen" (b. Brandt 133.), das sonst an Hebel's betr. Gedicht erinnert: „Kirschbäumchen ist ein lustig Kind, drum Alle ihm gewogen sind."

Belehrung und Mahnung ist hier also auch in die echt volksthümliche und deshalb überaus wirksame Form des Zwiegesprächs gehüllt.

Vöglein.

1. Was fliegst du doch ohn' Ruh und Rast,
O Vögelein, von Ast zu Ast?
Du bist ein närrisch kleines Thier,
So komm doch her und spiel mit mir!

2. Das Vöglein spricht: Hab' viel zu thun
Und darf nicht spielen, darf nicht ruh'n,
Denn meine Kindlein sind noch klein:
Hörst du sie nicht nach Futter schrei'n?

Bächlein.

1. Was eilst du so, du Bächlein froh,
Durch's grüne Thal dahin?
So bleib' doch hier und spiel' mit mir,
Weil ich so gut dir bin!
Das Bächlein spricht: Das kann ich nicht,
Dazu hab' ich nicht Zeit!
Hab' viel zu thun und darf nicht ruh'n,
Muß heute noch gar weit!

Wie Löwenstein, wirkt ein zweiter Breslauer, Hermann Kletke (geb. 1813), nach sehr verschiedenen Seiten hin in Berlin als ein unausgesetzt thätiger Schriftsteller (seit 1837). Wir verdanken dem gründlichen, rastlosen Fleiße dieses Mannes viele sehr werthvolle Sammlungen, z. B. von Sagen und Märchen, von neueren geistlichen und weltlichen Liedern. Als des Mitherausgebers eines trefflichen, bewährten, weit verbreiteten Lesebuches ist seiner hier schon mehrmals gedacht worden. Er hat auch eine Lit.-Geschichte verfaßt. Sehr hohen Werth haben endlich seine Jugendpoesien, welche in den folgenden Sammlungen niedergelegt sind: „Lieder und Bilder aus dem Kinderleben" (1842); „Kinderlieder" (1846); „Liedermärchen" (1843); „Deutsche Kindermärchen in Reimen" (1849); „Märchenbuch" (1866). Er gehört somit auch zur Reihe derjenigen neueren Dichter, welche, im Gegensatze zu der Märchendichtung des Volksmundes, ganz neue Märchen, sogenannte „Kunstmärchen", namentlich auch für Kinder, verfaßt und dadurch, ähnlich wie Abr. Fröhlich das Gebiet der Fabelpoesie erweiterte, dem Märchen eine vorwiegend lehrhafte (Barthel a. a. O. S. 500.: „eine mehr symbolisch-bidaktische") Richtung und Färbung gegeben haben, so daß es sich dem mahnenden Tone der Parabel und der beweisenden Kraft der Fabel zu nähern beginnt (Tieck, Brentano, Löhr, Fouqué, Wilh. Hauff, Andersen, Chamisso, Ottilie Wildermuth, Hackländer, Alb. Ludw. Grimm, H. Rebau, Fr. Hoffmann, Amalie Schoppe, Putlitz; vgl. dazu Veesenmeyer's Abh. über Märchen und Fabel in Schmid's pädag. Encyclop. 4., 571. ff., und den trefflichen Aufsatz von Hönnicke im Brandenb. Schulbl. üb. neuere Märchendichtung, Jahrg. 1866, S. 258. ff.). In J. Seele's Kinderliedern steht ein Spiellied von Kletke (11.): „Zwei feine Stieflein hab' ich an" und das innige Bittlied: „Vor Allem möcht' ich doch auf Erden ein Kind des lieben Gottes werden" (S. 235.). Gewöhnlich wird in die Volksschullesebücher von Kletke's Natur-Kinderliedern das, die Nachtigall preisende, frohe Wanderlied: „Waldvöglein" aufgenommen, welches den Zusatz (zweier Verse) zu einem kurzen, ähnlichen Volksliede bildet, dessen naturwüchsig frischer Ton auch in Kletke's Liede wiederklingt. (Münst. Les. 2., 13.) Der Wanderer erfreut sich am erfrischenden Gesange der Waldvöglein. Das ist der Inhalt des eben genannten Volksliedes. Nun schildert Kletke des Wanderers frohe Stimmung, die durch solchen Wonnegesang verursacht ist, in weiterer Ausdehnung. Still lauschend weilt der entzückte Wanderer noch lange im Walde, da ihn der wonnigliche Klang der Nachtigall plötzlich noch freudiger erregt und seine Schritte fesselt. Der Widerhall verlängert den süßen Genuß, und die auf einmal verstummte Musik der Waldvöglein macht es so feierlich still in den weiten, grünen Hallen, daß

selbst die kleinen Waldblümlein wonnetrunken zu lauschen scheinen. Aber endlich wird's Zeit zum Aufbruche: der Wanderer muß sein Ziel heut noch erreichen, er hat noch lange zu wandern „bergauf, bergab". Er eilt davon, obwohl nur ungern. Doch noch lange Zeit hört er von fern her den süßen Gesang der Sängerkönigin, und das macht ihm die beschwerliche, lange Reise so leicht, daß er fort und fort in rüstiger Frische und mit heiterem Sinne einherschreitet, während der süße Ton im Herzen fortklingt.

1. O sing' nur, singe, Frau Nachtigall!
Wer wollte dich, Sängerin, stören?
Wie wonniglich klingt's im Widerhall!
Es lauschen die Blumen, die Vögel all'
Und wollen die Nachtigall hören!

2. Nun muß ich wandern bergauf, bergab:
Die Nachtigall singt in der Ferne.
Es wird mir so wohl, so leicht am Stab!
Und wie ich schreite hinauf, hinab:
Die Nachtigall singt in der Ferne.

(Die Pflege des „Kunstmärchens" haben in der neusten Zeit, neben Kletke, zum Theile ebenfalls zur Veredlung der Jugend, folgende Dichter und Dichterinnen fortgesetzt: Roquette, Waldmeister's Brautfahrt; Rodenberg: Dornröschen; Frhr. v. Zedlitz; Heinr. Pröhle (1854); Reinick; Elise Polko; v. Woringen; Kath. Diez (1858); Luise v. Plönnies: die 7 Raben, 1863; Max Bauer: Prinzessin Ilse; O. v. Redwitz: ein Märchen, 1850; Müller v. Königswinter (1866); Harnisch (in Neiße): Hausmännchen, poetische Thier-Idylle für Kinder, 1865; Marie Hagenstein (1866); Emma v. Rhein (1866); Henriette Leidesdorf u. a. m. Ein mehr lyrischer Zug herrscht in Putlitz' Wald- und Blumenmärchen: „Was sich der Wald erzählt" (1848), worin, wie Hönnicke urtheilt, eine treffende Zeichnung des Characters der Blumen gegeben wird, so daß die „Sprache der Blumen" eine liebliche und zarte, durchaus nicht sentimentale ist. Putlitz, der bekannte Dramatiker, singt ja selber von seinem lyrischen Märchenstrauße: „Träume schöner Stunden, in denen ich vom Räthsel der Natur die Lösung in dem Märchenbild gefunden, womit er sich dem echt christlichen und kindlichen Character der Andersen'schen Märchen nähert, die durch anmuthige Personifikation aller bewußtlosen Dinge als wahrhafte Träume der rein kindlichen Phantasie erscheinen und dadurch „trefflich aus der Wirklichkeit in's Traumleben hinüberzuführen wissen und ebenso leicht aus dem Traume wieder in's Leben zurückzuleiten verstehen".)

Ebenso bedeutend als Jugendpoet, namentlich auch als tiefreligiöser und zartsinniger Naturliederdichter für die Kinderwelt ist der frühzeitig verstorbene Berliner Volksschullehrer Gustav Oppermann (1830 † 1865), auf dessen in der That klassisch volksthümliche und kindliche Naturdichtungen jetzt leider nur kurz verwiesen werden kann. Die Volksschullesebücher haben die ernste Pflicht, aus diesem Perlenkranze künftig recht zahlreiche Blumen in den Garten ihrer volksthümlichen Naturlieder zu verpflanzen. Im Jahre 1862 erschienen Oppermann's Erstlingsgaben: „Blumen am Wege", in denen eine edle poetische Sprache waltet. Die köstlichen „Kindeslieder" wurden im Todesjahre des Dichters veröffentlicht (1865). Die jetzt seit längerer Zeit eingegangenen „Berliner Blätter", eine pädag. Zeitschr. (herausgeg. von Bonnell, Fürbringer und Thilo), haben dem Andenken dieses vortrefflichen Jugenddichters ein öffentliches, ehrendes Andenken in ihren Spalten bereitet.

4.

Die katholische Dichterin Luise Hensel (g. 1798 zu Linum in Brandenburg), die als Erzieherin in Baiern, Westfalen und am Rheine gewirkt hat, gehört der romantischen Dichterschule an. Barthel stellt sie als geistliche

Dichterin in eine Reihe mit den größten der neueren religiösen Poeten (Novalis, Schenkendorf). Ihre religiösen Lieder erschienen zuerst in Diepenbrock's „geistl. Blumensträuße" (1829), darauf in Kletke's „geistl. Blumenlese" (1841). Darunter haben sich die beiden köstlichen Lieder: „Müde bin ich, geh' zur Ruh'" und: „Immer muß ich wieder lesen in dem alten, heil'gen Buch" (— Münst. L. 1., 40. 41.; b. J. Seele S. 253.) fast die Geltung von Volksliedern erworben. (Im Münst. L. 1., 40. stehen noch zwei Abendgebete für Kinder von L. Hensel.) Barthel urtheilt, daß in diesen religiösen Liedern „die kindliche Reinheit, Demuth und Hingabe an Gott" den klarsten poetischen Ausdruck gefunden hat. Nur wegen dieser „echt lyrischen Einfachheit und Kindlichkeit" haben wir dieser pädagogischen Dichterin und ihrer bekanntesten volksthümlich religiösen Lieder in diesem Zusammenhange gedacht.

Die „zarte, fromme Schlesierin Agnes Franz (aus Militsch, 1794 † 1843), die Sängerin vieler gottergebener Lieder", hat sich sowohl durch religiöse Jugenddichtungen („Kindergebete"; „Andachtsbuch"), als auch ganz besonders durch ihre erzählenden und didaktischen Dichtungen für die Kinderwelt einen großen Ruf unter den neueren pädagogischen Jugenddichtern erworben. („Buch für Kinder"; „Buch der Kindheit und Jugend"; „Buch für Mädchen". Hierin stehen Erzählungen, Sagen, Märchen, Fabeln, Parabeln, Sprichwörter, Räthsel, Kinderschauspiele.) Außerdem verfaßte sie: „Parabeln" und ein „Vermächtniß an die Jugend". Die Volksschullesebücher pflegen meist folgende drei Naturlieder von A. Franz[1]) mitzutheilen:

1. Frühlingsengel (b. Seltzsam S. 75.);
2. Bächlein. (Urspr. v. Göthe; im Münst. L. 1., 46.);
3. Knabe und Schmetterling (M. L. 1., 52.).

Diese vorzüglichen Kinder-Naturlieder kleiden den belehrenden, mahnenden und zur Andacht stimmenden Zweck ihrer sinnigen Naturbetrachtung in eine ansprechende dialogische Form: das Kind spricht mit den zu Menschen vergeistigten Naturwesen, die ihm belehrende Auskunft geben über ihr Leben oder es um mitleidige Schonung ihres zarten, kurzen Freudenlebens bitten und das Kinderherz auf Gott hinweisen, der dem Bächlein so „frohen Kindersinn" gab, daß es, obwohl es das Ziel seines eiligen Laufes nicht kennt, auf Gottes sichere Führung fröhlich vertraut. Das erste Lied (ähnlich dem Gedichte von Krummacher: „die Blumenknospen") zeigt, wie die Mutter ihr Kind in sinniger und zart religiöser Weise über die Entstehung der Frühlingsblüthen beim Aufenthalte im Blumengarten, also gelegentlich und im erziehlichen Interesse belehren und das Kindesgemüth schließlich zu dem innigen Wunsche führen soll: „Gern möcht' ich — ein Blümchen im Garten Gottes sein!" Wie bei Dieffenbach, öffnet auch hier ein lieber Frühlingsengel auf Gottes Geheiß die Knospen, „schließet geschwind die kleinen, sammtnen Köpfchen auf", führt sie aus dem Erdenschooße „zum Licht herauf und die Blumen küßt er lächelnd und leis, bis sie alle blühen zu Gottes Preis." Agnes Franz hat unter den neueren Dichterinnen die besten Naturlieder für die Jugend verfaßt.

Von Rosalie Koch aus Hainau (g. 1811), die als Erzieherin in Jauer (seit 1850) wirkt, rühren äußerst zahlreiche erzählende und belehrende Schriften für das jüngere und reifere Mädchenalter her (z. B. „Maiblumen";

---

[1]) Bei Drath steht der innige Kindergruß an das neue Jahr v. A. Franz (1., 6.)

„Stillleben und Weltleben";[1] „Fritz Herold"; „Blumen und Perlen" u. s. w.) Sie hat auch ein beliebtes, frisches „Wanderlied" (Münst. L. 3., 206.; Seltzs. S. 142.) gedichtet: „Die Luft ist so blau, und das Feld ist so grün: Lieb' Mütterlein, laß in die Fremde mich zieh'n." Die Schilderung tritt hier vor der Erzählung zurück. Das heiter bewegte Versmaß bildet das frohe Wanderleben und den heiteren, zuversichtlichen Sinn des wandernden Gesellen recht treffend ab. Es soll gezeigt werden, wie segensreich eine in frohem Jugendsinne und in rechtschaffener Arbeit verbrachte Wanderschaft für den Gesellen ist, der mit Gott in die Fremde zieht und seinen alten Eltern Freude zu machen sucht: er verdient eine hübsche Summe durch seinen Fleiß, vervollkommnet sich in seinem Handwerke bei „tüchtigen Meistern" und wird so zur höchsten Freude des alten Mütterleins bald selbst ein geschickter und gesuchter Meister. (V. 1. Bitte des wanderlustigen Gesellen. 2. Das frohe Wanderleben. 3. Die fleißige Arbeit. 4. Die unerwartete, aber ersehnte Rückkehr. 5. Die frohe Nachricht.)

Von der bekannten Volks- und Jugendschriftstellerin Kathar. Diez rühren manche recht liebliche Spiel- und Schlafliedchen her (z. B. „Schlaf, mein Kind, die Bäume säuseln" b. J. Seele S. 9.).

Kinderlieder und kindliche Naturlieder verfaßten außerdem Lina Morgenstern, Schulvorsteherin in Berlin („Storchstraße"; „Paradies der Kindheit"), Mary Osten („Lieder und Erz. für die Jugend"), Luise Thalheim („Liederborn" — 23 illustr. Kinderlieder, 1867) u. a. m.

Bei dieser Gelegenheit sei auch kurz hingedeutet auf die, der Kunstdichtung angehörigen, anmuthigen, musikalisch wohllautenden Naturpoesien der bekannten Dichterin Luise v. Plönnies (g. 1803 in Hanau), in denen eine „originelle Naturauffassung" zu Tage tritt. Am meisten leuchtet dies hervor aus dem Preisliede auf die Nordsee, welches die wechselvolle Meeresgestalt zum Abbilde der ebenso wechselvollen Herzensstimmungen macht. (Schlußvers: „Doch jetzt, wie schön! In Reue hingegossen, Liegst du, wie Magdalena, still und groß! Du hast des Himmels heil'ges Bild umschlossen, Und Frieden sinkt herab in deinen Schooß! Und über all' dein Sündigen, dein Leiden Will er den blauen Liebesmantel breiten.")

5.

Hier können die in Volksschullesebüchern und Schulliedersammlungen befindlichen kindlichen Naturlieder der bekanntesten unter den neuesten pädagogischen Jugenddichtern nur aufgezählt werden.

1. Kritzinger, Sem.-Dir. zu Droyßig, schon als patriotischer Dichter erwähnt, schrieb i. J. 1857: „Lebensblüthen in Liedern", hat das lieblich vergeistigende und innig religiöse Naturlied: „die Schwalben" (bei Drath 2., 13. a.) gedichtet: „Ich hört' am offnen Fenster auf's neu das Schwalbenpaar." Bei Brandt stehen viele seiner Lieder: Tanne; Kreuzdorn; Säemann u. s. w.

2. Bulnheim, weiland Direktor in Leipzig (1820 † 65) schrieb: „Dichtungen für das jüngere Kindesalter". Daraus sind entnommen die (in Seltz-

[1] Ebenso bedeutend sind ihre Werke: „Christliche Charactere" und „Führungen", desgl. Olga Eschenbach's (Joh. Hering's) „Skizzenbuch für die Jugend" (1852), Isab. Braun's „Jugendblätter" (— eine Zeitschr. seit 1855 — mit Beitr. v. Geibel, Pocci, Güll, Redwitz, Messerer). Gleicher Art und Bedeutung sind folgende, für Seminarbibliotheken sehr empfehlenswerthe neuere Schriften: (Schmid v. Schwarzenberg): „Quellwasser für das deutsche Volk", 1860; Sudhoff: „In der Stille"; (von einer Frau): „Stolz und still".

sam's Leseb. S. 5. u. 44. findl.) Naturlieder: der erste Mai (Willkommen, lieber Mai) und: Morgengruß im Winter (Was weckt mich aus dem Schlummer?).

3. Grube, der berühmte Pädagog, literarische Sammler, Aesthetiker und populäre Darsteller der lebendigen Bilder aus der Natur, Geschichte und Geographie, hier fortwährend erwähnt als Herausgeber einer vortrefflichen Naturliedersammlung, hat, neben manchen anderen Naturdichtungen, das heiter schildernde und innig religiöse Erntelied (Die Ernt' ist da; es winkt der Halm. — Münst. L. 1., 57.) verfaßt.

4. Dr. Carl Vogel (1795 † 1862), ein Thüringer, zuerst (seit 1815) in Tharand, Torgau und Krefeld (bis 1832) als Lehrer und Schuldirigent wirksam, seitdem Director der Leipziger Bürgerschule, bekannt durch seine „Verbalmethode" (1843) in der Betreibung des ersten Schreiblese-Unterrichts (vergl. Seltzsam; Thomas; Böhme; Münsterberger Fibel als weitere Ausbildungen davon —), sowie durch die Verbesserung des geograph. Unterrichtes, ein Freund und Wirkungsgenosse der Pädagogen Körner und Dr. Gräfe, Vater des unglücklichen Afrika-Reisenden Dr. Ed. Vogel und der Dichterin Elise Polko (— vgl. üb. s. pädag. Bedeut. die Abh. in Schnell's preuß. Schulzeit. 1863. No. 4. —), Herausgeber des bekannten Lesebuches „Germania" (1847, für die reifere Jugend), hat im letzteren mehrere Dichtungen für Kinder veröffentlicht, z. B. das Danklied für Gottes reiche Naturgaben: „Mittagslied" (b. Seltzs. S. 56.: Bringt dem milden Vater Dank). Er gab die treffliche Jugendzeitschrift „Kinderfreund" (1836—39) heraus (worin Beiträge von Merget, Bormann, Gräfe).

5. Brandt, Mitarbeiter von Lüben, als Herausgeber zweier Sammlungen von Pflanzenliedern hier mehrfach genannt, hat daselbst die bekannten Lieder: „Eisblumen am Fenster" (Münst. L. 1., 75.), eine liebliche, echt kindlich religiöse Deutung der am Fenster sich bildenden Eisfiguren — nach Dieffenbach's und A. Franz' zartsinniger Weise der Naturbetrachtung — und: „Lob der Aster" (Münst. L. 2., 65.) mitgetheilt, welches die Schönheit dieser „Sternenblume" preist und schildert und daraus die Mahnung lieset, daß sie Augen und Gedanken stets „zu den Sternen lenken will", somit zum „Schöpfer der Sterne" und der Menschen. (Vgl. hiermit „die Sonnenblume" von Tersteegen.)

6. Dr. W. Curtmann, einer der bedeutendsten neueren Pädagogen, weiland Sem.-Dir. zu Friedberg in Nassau, hat unter anderen Kinderliedern z. B. das kräftig anregende, spruchartige Gedicht: „Rüstigkeit" (bei Seltzs. S. 106.) verfaßt, welches zur Ordnung, zur ungesäumten Arbeit und zur Sorgfalt ermahnt. (Fabeln, Erzählungen.) [1])

7. Lüben, Sem.-Dir. in Bremen, einer der fruchtbarsten pädagogischen Schriftsteller der Neuzeit, Herausgeber eines verbreiteten Lesebuches, Verfasser einer ausführlichen Erläuterungsschrift zu den wichtigsten Stoffen des letzteren, Redakteur des berühmten pädagog. Jahresberichtes, hat das lebhaft und freudig schildernde „Sommerlied" (bei Seltzs. S. 11.: „Sommer, o Sommer, du fröhliche Zeit"), welches zu innigem Danke auffordert, und das „Lob des Vergißmeinnichts" (bei Seltzs. S. 215.) verfaßt, letzteres eine malerische

---

[1]) Er hat auch das mahnende Lied „Bienenlehre" (bei J. Seele S. 200.) verfaßt, in welchem uns die Bienen durch ihr Vorbild zu Fleiß, Frieden und Gehorsam auffordern.

Zeichnung des schönen Blümleins und zugleich ein parabelartiger Hinweis auf unsere Pflicht des steten Gedenkens an Gott, was durch die liebliche Anmuth des „kleinen Wiesenblümchens" und dessen bedeutungsvollen Namen begründet wird. (Ich weiß ein Blümchen draußen stehn. — Gott heißt in V. 2. u. 4. der „Blumenmaler", der das Blümlein „gemalet hat mit Farbe, Thau und Licht". Das Pflänzchen „singt Gott zum Preis", seine Anmuth selber verkündend: „Fünf runde Blätter himmelblau, mit gelbem Kelch darin: ist so wohl auf der ganzen Au' ein Blümchen, wie ich bin?")

8. Klumpp, ein Würtemberger (g. 1790), seit 1821 Gymn.-Dir. in Stuttgart, ein eifriger Förderer des Schulturnens nach Jahn's Methode (— vgl. über ihn Hirth's treffl. Werk üb. d. gesammte Turnwesen. 1865 —), gab die älteste Schulgymnastik, ein Werk von Gutsmuths (1793), im Jahre 1847 neu heraus und verfaßte recht ansprechende „Kinderlieder" (z. B. das arme Kind an Weihnachten — bei Seltzs. S. 41.), unter denen auch manche treffliche Naturlieder sich finden.

9. Ortlepp († 1866?) hat das in viele Volksschullesebücher übergegangene allegorische Naturlied: „Die grüne Stadt" (b. Seltzs. S. 19.; Münst. L. 2., 13.) verfaßt, welches das frisch belebte Waldleben im Gemälde einer volkreichen Stadt darstellt, deren Bewohner gar lustige Sänger sind, weil sie ihre Heimath so lieb haben. (1. Die grünen Häuser. 2. Die krummen Straßen. 3. Die bunten Wege und das weiche, grüne Pflaster. 4. Die lustigen Städter. 5. Die Deutung des räthselartigen Gemäldes, das bald an Rückert's „Sommervöglein" erinnert.)

10. Franz Knauth, Rector zu Mühlhausen in Thüringen, ein fleißiger und tüchtiger pädagogischer Schriftsteller der Neuzeit (z. B. Erklär. von Kirchenliedern. 1855; Samml. deutscher Gedichte seit Haller. 1864; Patriot. Ged. für Bürger- und Volksch. 1867. u. s. w.), hat mehrere kindliche Geburtstags- und Neujahrswünsche verfaßt (z. B. b. J. Seele S. 65. 68. 71.).

11. Hästers, weithin bekannt durch seine bewährte Fibel und durch sein Lesebuch, hat im letzteren mehrere seiner kindlichen Naturlieder mitgetheilt, die recht wohl gelungen sind, z. B. (im Münst. L. 2., 62.) „der gute Mäher", worin den Kindern zur Nachachtung erzählt wird, wie ein mitleidiger Schnitter beim Kleemähen ein Nest voll nackter Vöglein sorglich verschont, wie darauf die Alten, wie früher, ungestört ihre Jungen hüten und füttern, bis sie groß gewachsen sind und nun davon fliegen:

„bald wuchsen ihre Flügel;
sie flogen froh davon:
der Mäher aber fühlte
im Herzen süßen Lohn."

Das schöne Lied von der „Aehrenleserin" schildert mit frischen Farben, die Kinder auf Gottes gnädigen Segen hinweisend und sie zum Hinausgehen einladend, die reiche Kornernte, den Jubel der Schnitter und die Pracht des „herbstlichen Feldes" mit seinen „freundlichen Garben" und erzählt darauf, wie eine arme Mutter, die mit ihrem Töchterlein die zurückgebliebenen Aehren mühsam auf dem abgeernteten Felde einsammelt, durch den heiteren Glanz der freundlich herabstrahlenden Morgensonne zu seliger Andacht gestimmt wird und mit einem zum Himmel gerichteten Blicke ihr festes Vertrauen auf Gottes Vaterhilfe in ihrer Noth fest und freudig bekennt. (Vgl. Uhland's „Schäfer's Sonntagslied".) „Der die Welt so schön bereitet; der die Sonn' umstrahlt mit Licht; der des

Feldes Blumen kleidet; der des Waldes Thiere weidet: Vater, du verläßt mich nicht!" Das Kind soll gleiche Zuversicht aus dem allezeit freundlichen Walten Gottes in der Natur erkennen.

12. Franz Kühn, (katholischer) Lehrer in Breslau, bekannt durch treffliche Jugendschriften (über Fürsten, Helden, Ereignisse der preußischen Geschichte), hat in seiner Fibel manche seiner trefflichen Kinderlieder mitgetheilt, z. B. das ernste und doch echt kindlich einfache Mahnlied: „Glocke und Uhr" (b. Drath 1., 20.): Es schlägt die Glocke: kling! und klang! — sowie das köstliche „Schullied" (b. Dr. 1., 23.): „Wir sind noch jung und sind noch klein", in welchem die kleine Schaar am fleißigen, munteren, am frühesten Morgen beginnenden Leben der Bienen, Fische und Vöglein ein ernstes Beispiel zu nehmen gelobt. —

13. F. W. Theel, gleichfalls als Verfasser guter Schulbücher (z. B. des Spruchkatechismus) wohlbekannt, jetzt Vorsteher einer Anstalt in Berlin, hat in seine weitverbreitete Fibel manche seiner ebenso wohlgelungenen Kinderlieder aufgenommen, z. B. das frische Lied vom Hahne (b. Drath 1., 2.): „Horch, horch! Der Hahn ist auch schon wach!" Das Kind läßt sich durch das frühe „Morgenlied" des „wack'ren, stolzen Herrn" zum Frühaufstehen und zu fleißiger Morgenarbeit ermuntern. Recht ermunternd ist das einfache Liedchen „Wanderlust" (b. Dr. 1., 6c.): „Ich will mir mal die Welt besehen, will wandern in die Weite."

14. Heinrich Rebau, bekannter Jugendschriftsteller, einer der ersten, welche die orientalischen Märchen (der 1001 Nächte) für die Jugend bearbeiteten (1843), Herausgeber einer originellen, illustrirten Lesefibel, hat in seinem „Jugendfreunde" viele köstliche Naturlieder veröffentlicht, von denen manche in Brandt's Sammlungen stehen, z. B. „des Baumes Wintertraum" (in Br. Pflanzenleben S. 566.), eine kühne, aber feinsinnige Belebung des dürren Baumes im Winter. Der Baum „seufzt" über den Verlust seines Augenlichtes, der Blüthen, und seiner „schönen, grünen Locken", des Laubes! Barmherzig umhüllt ihn der Winter mit dem „schützenden Gewande" aus „weichem, funkelnden Reif". Nun träumt der Wohlverwahrte „von neuem Blüthenglanz", ja er „hört der Vögel muntre Lieder; es laben Regen ihn und Thau; ein blauer Himmel lacht hernieder, und ringsher grünt und blüht die Au! So träumt er süß!" Der Lenz hat indeß über den Winter nach hartem Kampfe gesiegt: das Winterkleid des Träumers ist dahin. Da spürt, noch mit geschlossenen Augen, der schon halbwache Baum das neu erstandene Leben rings umher: plötzlich öffnen sich seine vom Schlafe gefesselten Augen (d. h. Knospen und Blüthen brechen auf) — „er schaut, was er im Traum genossen, als schöne Wirklichkeit nun an". Auch im Winter ist das Baumleben nicht völlig geschwunden. Wie könnte es sonst im Lenze wieder erwachen? Diese tröstliche Naturthatsache soll durch solchen Lenzestraum des kahlen, winterlichen Baumes verdeutlicht werden. — Rebau's bekannte Naturgeschichte für Schule und Haus erschien 1866 als 5. Aufl. mit 600 Illustrationen.

15. Köhnlein, Lehrer, hat viele köstliche Kindernaturlieder, religiöse Kinderlieder, Schlaflieder, Fabeln, Räthsel u. s. w. (in seinem trefflichen Lesebuche) verfaßt. Die bekanntesten Naturlieder sind folgende: Gottes Hand (Seltzſ. S. 57. Gott versorgt unermüdlich das Würmlein auf dem Felde. Also ein religiöses Naturlied); Sonne und Regen (Seltzſ. S. 62.), wo, wie bei Hey, diese Naturerscheinungen zuerst als zwei im Gespräche, und zwar im

heftigen Wortstreite begriffene Menschen erscheinen, worauf erzählt wird, wie sie sich „einigen" und deshalb jetzt immer mit einander abwechseln: auf eine märchenhaft trauliche Weise soll Kindern die Ursache dieses steten Wechsels verdeutlicht werden, womit zugleich die Belehrung über den Segen von Sonne und Regen sich verwebt; Sommerlied und Winterlied (im Münst. L. 1., 42. u. 74.), wahrhaft aus der Kinderseele gesungene Herzensergüsse der Kleinen, die im Sommer der Saat, der Kirschen, der Beeren sich jubelnd erfreuen und vor wonniglicher Lust singend und springend sich umhertummeln, die auch den Winter freudig begrüßen, weil sie da vom Schnee und Eise neue Wonnen zu empfangen hoffen, wo sie für die Armen recht innig bitten, sich an den Gaben des Christkindes ergetzen und das Christkind, zusammen mit den lieben Englein droben, recht gläubig und dankbar lieben und loben können. Diese beiden Lieder werden sich mit Erfolg in die Bildertafelbesprechung verflechten lassen, zumal da die meisterhaften, didaktisch förderlichen Kehrreime vortrefflich geeignet sind, die Schwierigkeiten des Lesenlernens zu erleichtern.[1]) Dazu gehört das gleichartige Lied vom Herbste und Frühlinge.

16. Staub gab ein werthvolles „Kinderbüchlein" heraus, in welchem sich sehr ansprechende Schlaf-, Spiel-, Scherz-, Andachtslieder, namentlich aber zahlreiche und höchst beachtenswerthe Kinder-Naturlieder befinden. Mit Recht befinden sich daher sehr viele Lieder dieses Jugendbdichters in J. Seele's Sammlung (S. 165. 168. 181. 183. 200. 213. 214. u. 217.). Uebrigens hat Staub ebenfalls das vielfach für Kinder bearbeitete Wächterlied (Hebel, Harms), wie Pocci und Löwenstein, für die Jugend umgedichtet (bei J. Seele S. 49.). Jene acht Kinder-Naturlieder Staub's sind: Kindliche Wünsche (Wenn's doch nur immer Frühling wär'! — Man vergl. hiermit die bekannte Schilderung der Jahreszeiten: „die vier Brüder": Vier Brüder gehn Jahr aus, Jahr ein im ganzen Land spazieren; sowie das kurze, kräftige Preislied auf die Jahreszeiten von dem alten, deutschen Sprachforscher Schottelius aus Hannover († 1676): „Wenn beginnt des Frühlings Schein, sag', was wird er da uns weih'n? Blümelein!"); Mailied (Wie herrlich ist's im Maien! Da lachen Thal und Höh'n! Im Maien ist's im Freien so schön, so schön, so schön!); das erste Veilchen, ein Dialog (Veilchen blau, Veilchen hold, Frühlingsbote, Kindergold! Bist du endlich aufgewacht, hast die Aeuglein aufgemacht?); Kinder und Röslein, ebenfalls dialogisch (Lieb' Röschen, sprich: wo kaufst du auch die wunderzarte Seide, die Farbenpracht in deinem Strauch, zu deinem Sommerkleide?); fleißiges Bienlein (Bienchen tanzet kreuz und quer, tanzet um die Pflänzchen, flieget summend hin und her, macht ein lustig Tänzchen; Bienchen tanzet flink herum, plaudert emsig: summ, summ, summ!); Frohsinn (Wenn ich ein Vöglein seh', möcht' ich mit ihm singen; wenn ich ein Schäflein seh', möcht' ich mit ihm springen.); Kindlein im Freien (Vater im Himmel! Wie schön ist die Welt; Garten und Wiesen mit Rosen umstellt!); Liedlein von der Sonne (Die Blumen alle, groß und klein, sie nähren sich vom Sonnenschein). Ohne Zweifel gehört Staub zu den hervorragendsten der neuesten pädagogischen Dichter, die Naturlieder für die Jugend verfaßt haben.

17. Bürkner hat einen „Jugendkalender" herausgegeben, aus welchem

[1]) Von Köhnlein's religiösen Kinderliedern sind am meisten verbreitet: Engelwacht; Schlaflied (Münst. L. 1., 92. 3.). Bei Seltzſ. S. 188. steht die Fabel: „Bach und Strom".

das bei Seltzsam S. 67. befindliche lehrhafte Kinder-Naturlied: „Kindes Sehnsucht" entnommen ist. (Heisa! Der Vater geht mit mir zum Wald!) Das Kind geht mit dem Vater zum ersten Male in den heiß ersehnten Wald hinaus, fragt unterwegs in einem fort ungeduldig, wie weit es bis dahin noch sei, und obgleich es längst unter den Bäumen wandelt, erkennt es doch den „Wald vor Bäumen" nicht. Also liegt darin eine Erklärung der Wahrheit eines bekannten Sprichwortes. Das Gedicht, obwohl es lyrische Farbe (im Ausdrucke der Stimmungen des Kindes) in sich birgt, hat eine deutliche Hinneigung zur Fabel und Parabel, weshalb es sich nur für Oberklassen von Stadtschulen eignet. Der Schluß spricht die tiefe Lehre aus: „Des Menschen Schauen ist Kindesblick; der Menschen Hoffen ist Kindesglück: Er weiß nicht, wenn die Natur ihn küßt, daß er schon mitten im Himmel ist" (d. h. in der nächsten Nähe des liebevollen Vaters im Himmel. Das erinnert an Eichendorff's Naturandachten).

18. W. Köhler, Lehrer in Breslau, hat manche frische und höchst sinnige Naturlieder für die Jugend gedichtet, außerdem auch kräftige Vaterlandslieder. In Seltzsam's Lesebuche stehen die folgenden vier Naturlieder: des Frühlings Concert, ein schildernd-religiöses Lied (Kaum, daß der Winter uns verlassen, und daß der Frühling eingekehrt, so tönt auch schon auf allen Gassen ein wunderherrliches Concert); der erste Schnee, ein in Hebel's Weise humoristisch vergeistigendes Lied, das auf Gottes Güte im Winter, sowie auf das Walten der Engel auch in den Naturerscheinungen hinweiset (Was ist das für ein Flimmern vom Himmel oben her? — Es wird geschildert, wie oben „Wollmarkt" ist, und zum Schlusse werden die Englein gebeten, „die Himmelswolle" herunterzuschütten); Sommerschnee und Winterblumen, ein gar liebliches Lied, welches zeigt, wie „die Natur zu allen Zeiten uns Freude, Glück und Lust bereiten will" (V. 1. Es giebt in Wintertagen viel Eis und vielen Schnee; doch, Kind, ich will dir sagen: es giebt auch Sommerschnee); Thau und Thränen, eins der sinnigsten Naturlieder, mit einer lehrhaften Schlußwendung, die Tropfen des Abendthaues zu Schmerzensthränen der Erde vergeistigend, da die Sonne geschieden ist, den Morgenthau zu Thränen der Freude personificirend, da die Erde über die Rückkehr der Sonne jubelt, — zugleich ein Abbild unserer wechselvollen Stimmungen, weshalb dies Lied wiederum nur für Oberklassen gehobener Stadtschulen geeignet ist. (Die Sonne ist geschieden, verglüht ihr letzter Strahl.) Vgl. bei Seltzs. S. 2. 36. 71. u. 224.

19. Eckelmann hat die beiden echt kindlichen Naturlieder: „die Sterne" (Münst. L. 1., 39.) und „das aufwachende Kind" (b. Seele S. 148.) gedichtet. Das erste Lied (Siehst du? Schon steckt dort oben Gott seine Lichter an, damit das Kind auch Abends den Himmel sehen kann) macht in gemüthvoll kindlicher Weise die Sterne zu freundlichen Lichtlein, welche der gute, ewige Vater droben für die kleinen Kindlein auf Erden anzündet, damit es auch in der Nacht für sie hell und schön draußen sei, worauf an Gott selbst erinnert wird, dessen Liebesauge während der Nacht über den schlafenden Kleinen wacht, die drum still betend zu Bette gehen sollen. Das zweite Lied (Guten Morgen, lieber Sonnenschein! Guck'st in mein Fenster schon hinein?) ist ein gar anmuthiges Zwiegespräch des erwachenden Kindes mit dem Sonnenscheine. Dieser giebt dem nach den Vöglein fragenden Kinde freundliche, doch auch ernst mahnende Auskunft: „Und willst du fröhlich sein, mein Kind, so fröhlich, wie die Vöglein sind, mußt du Gott danken auch geschwind."

20. Büchmann, Weikert (Kindergärtlein), Schneider, Hertlein, Giesemann, Gittermann, Vollbeding (Kinderleben), Weidmann, Kell, Schulze und Steinmann (Kinderschatz), Wiedemann, Weis, Mayer, Bone, Fölsing, Fränkel, Ferd. Schmidt, Horwitz („Hans in allen Gassen", mit Ill. v. Reinhardt, Berl. 1867. — Vgl. von dem Letzteren die köstlichen humoristischen Kinderbilder: „lachende Kinder"; „sprechende Thiere"; „Eulenspiegel"; „Reise in's Märchenland") haben zahlreiche, meist wohlgelungene Schlaf-, Scherz-, Spiel- und Andachtslieder für Kinder verfaßt. Desgl. sind noch zu nennen Ed. Schulz' „Bilder aus der kleinen Welt." Glogau. 1867.

21. Carl Beuthner, Lehrer zu Neusalz a/O., gab im J. 1866 einen Perlenkranz trefflicher Naturlieder (im Ganzen 92) heraus: „Aus der Bilderfibel der Natur". Dieselben haben zum größeren Theile die Vorzüge der hier ausführlich besprochenen echt kindlichen und echt deutschen Naturbetrachtung unserer gesunden Kinderpoesie. Die künftigen Ausgaben der Volksschullesebücher, sowie neue Lesebuchentwürfe sind nach meiner Ueberzeugung verpflichtet, aus diesem neuen poetisch-pädagogischen Blumengarten neue Blüthen ihrem älteren Schatze einzuweben. Es seien z. B. genannt „der Laubfrosch" (S. 20.): Der Laubfrosch ist ein Jägersmann; man merkt es seinem Kleid schon an; „Engel der Nacht" (S. 27.): Wenn der helle Tag versinkt und das Abendglöcklein klingt, steckt der Himmel droben dann seine goldnen Kerzen an; „Hahnenschrei" (S. 42): Kaum graut im Ost der neue Tag, da schreitet schon der Hahn heraus, grüßt ihn mit lautem Flügelschlag und ruft den Schläfern zu im Haus: Kikeriki! Steht auf hübsch früh! — „Waldblümchen" (S. 51.): Du liebes, holdes Blümchen, sag': willst du nicht mit mir gehn? Mußt hier im Walde Tag für Tag so ganz verlassen stehn.

22. Hermann Krüsi, Mitarbeiter und Freund Pestalozzi's (von 1800 bis 1816), darauf Sem.-Dir. in Gais (1790 † 1844), gab Pestalozzi's „Vaterlehren" heraus und bearbeitete desselben Methode des Sprachunterrichtes (— vgl. darüb. Kellner's Skizzen und Bilder aus d. Gesch. d. Päd. 1862. Th. III. —). Er hat auch einige Kinderlieder verfaßt, darunter z. B. „Buchstaben im Schöpfungsbuche" (Münst. L. 1., 103.), welches Lied in echt biblischer Weise die wunderherrliche Lenzesnatur als „Gottes großes Buch" darstellt, in welchem auch schon „die Kinder lesen lernen" sollen; denn da „ist jede Blüthe ein Wort" und „jeder Halm ein Buchstabe". Die ganze „Schöpfung" ist (vgl. Ps. 19.) ein Lobpsalm „von (Gottes) Weisheit, Macht und Güte". Die drei Anfangsverse schildern in lieblichen Farben die Schönheit der jungen Lenzesherrlichkeit (lachende Sonne; duftendes Veilchen; prangende Schlüsselblume).

23. J. T. Löschke hat das frische, kindlich und launig vergeistigende, herzliche Kinder-Grußlied: „Der erste Schnee" (bei J. Seele S. 176.) gedichtet: „Juchhe! :/:, :/:, es fällt der erste Schnee. Der liebe Gott, der schüttelt Flaum auf Gras und Blumen, Strauch und Baum, damit sie frieren nicht so sehr, wenn nun der Winter stürmt daher. Hör', lieber Schnee, hör', decke du sie ja recht weich und sauber zu!"

24. Fr. Hofmann's Lied: das Schwalbennest (b. J. Seele S. 198.) ist eine freundliche Einladung an die Schwalbe, das Sinnbild der Zufriedenheit und Frömmigkeit: „Nur keck herein, :/:, du liebes, frommes Schwälbelein, und baue mit zufried'nem Sinn, wo dir's gefällt, dein Nestchen hin!" — Wir erinnern hierbei an des (romant.) Jugendschriftst. Frhr. v. Houwald (1778

† 1845) Lieder: „der Apfelbaum“ und „die Kinder im Walde“. (Gar wohlgemuth und guter Ding.)

25. Die vortreffliche Würtemberger Fibel enthält folgende drei köstliche Naturlieder, die auch in das Münsterb. Lesebuch[1]) übergegangen sind. (S. 45. 58. 73.) Die volle Farbe des Volksliedes trägt das begeistert religiöse und lebendig schildernde Kinderlied: „Fragen nach Gott“ an sich, das auf's anschaulichste lehrt und auf's wirksamste mahnt (Wer lehrt die Vögel singen so süß und mannigfalt?). Das kurze Herbstliedchen malt den Beginn dieser Jahreszeit auf's treueste mit wenigen, anschaulichen Zügen: Das Laub verwelkt; die Schwalbe flieht; der Landmann pflügt; die Schneegans zieht; die Traube reift; die Kelter rinnt; der Apfel lockt: der Herbst beginnt. — Endlich das Winterlied ist ein ebenso kurzes und naturgetreues Gemälde der Winterlandschaft: Der Sang verstummt; die Axt erschallt; das Schneefeld glänzt; das Jagdhorn schallt; der Schlittschuh eilt; der Schneeball fliegt; die Fluth erstarrt: der Winter siegt. —

m. Die volksthümliche Naturpoesie Rückert's und Hoffmann's von Fallersleben.

Friedrich Rückert (geb. 1789 zu Schweinfurt am Main, Prof. der morgenländ. Lit. zu Erlangen seit 1826, wo er inmitten des schönsten häuslichen Glückes lebte, im J. 1841 von Fr. Wilh. IV. nach Berlin berufen, seit 1848 auf dem Landgute Neuseß bei Coburg wohnend, wo er am 31. Januar 1866 starb) „ist eine einzige Erscheinung in unserer neueren Literatur“. (Barthel.) Er ist „der Heros der poetischen Form“, der genialste „Sprachbaukünstler“ und Wortbildner, zeichnet sich also aus durch den wunderbaren Reichthum und die staunenswerthe Vielseitigkeit in der dichterischen Darstellungsweise, während ihm, als dem „poetischen Tonkünstler“, Platen († 1835) als der „poetische Architect“ zur Seite steht und durch die „höchste Reinheit und Gewandtheit der poetischen Form“ hervorragt. Barthel vergleicht mit beiden Dichtern, um die großartige Ausbildung unserer dichterischen Ausdrucksweise in der Neuzeit zu kennzeichnen, noch Freiligrath (geb. 1810 in Detmold), der sich durch „den (effectmachenden) Glanz der poetischen Form“ hervorthut und in der meisterhaft treuen Naturmalerei (namentlich des Thierlebens fremder Zonen) seine Hauptstärke hat, ferner Kopisch († 1852), bei dem „die Leichtigkeit der poet. Form“ das Characteristische ist, endlich Geibel (g. 1815 in Lübeck), der sich durch die „Rundung und Klarheit, den musikalischen Zauber u. Wohllaut der poet. Form“ auszeichnet.

[1]) Im 2. Theile des Münsterb. Leseb. vom J. 1855 stehen folgende, in den späteren Auflagen nicht wieder abgedruckte volksthümliche Naturlieder: Güll (S. 8.) „Maikäfer und Goldkäfer“, „der Frosch“ (S. 34.), Schmidt's „Waldkirche“ (S. 27.), Göthe's „Blümlein“ (S. 25.), Hölty's „Winterlied“ (S. 100. Keine Blumen blühn), drei Volkskinderlieder (S. 7. 19. 23. Maikäferliedchen. Schnecke. Kletterbüblein), Claudius' „Kartoffellied“ (S. 84.), Harms' „Kind und Kornblume“ (S. 70.), Ad. Schults' „Maiglöckchen“ (S. 6.) und Houwald's († 1845) herrliches Lied vom Apfelbaume (S. 80.): „Herr Apfelbaum, dich lieb' ich recht, du bist ein alter, treuer Knecht: zu dir komm' ich manch' Jahr schon her, und nie sind deine Taschen leer. Drum sag' ich's frei, dich lieb' ich recht, du bist ein alter, treuer Knecht.“ (6 Verse.) Man vergl. damit ein schönes schilderndes, religiös belehrendes und mahnendes Herbstlied voll origineller Personifikation in Drath's Schulliedern (2., 9. d.): „Der Wind geht über's Stoppelfeld, hat einen rauhen Gruß vermeld't vom düstern Herbst, dem Nebelmann, der alle Tage regnen kann.“ In V. 3. heißt der Herbst „ein guter Färber“. (Das Lied hat auch 6 Verse.)

(Ueber Rückert sind folgende biographische Werke erschienen: G. Pfizer: Uhland und Rückert. 1837; Braun: Rückert als Lyriker. 1844; Nodnagel: Deutsche Dichter der Gegenwart. 1842; Hense: Deutsche Dichter der Gegenwart. 1852; Dr. Beyer: F. Rückert's Leben und Dichtungen. Coburg. 1866. 1 1/2 Thlr.; Fortlage: F. Rückert und seine Werke. Frankf. a. M. 1867.) Am 16. Mai 1867 wurde zur Geburtstagsfeier des Dichters eine Gedenktafel an seinem Hause in Neuseß angebracht. Seine Bedeutung für die Volksschule hat Kellner,[1]) der bekannte (kathol.) Pädagog, in seinen „pädagog. Mittheilungen" (1854) eingehend dargelegt („R. als Jugenddichter"). Lüben bemerkt über die schon im vor. Abschn. characterisirten Kinderlieder Rückert's (s. Einführung 3., 264.): „er versuchte sich, seinem bis in's Alter ihm gebliebenen, offenen Sinne für den heimathlichen Heerd, für ein stilles Familienglück folgend, **zuerst** in Gedichten, die sich auf die Kinderwelt beziehen, und ein Theil derselben ist durch gute Lesebücher bereits Eigenthum der Jugend geworden und wird derselben dauernd verbleiben." Das sind die „5 Märlein für's Schwesterlein zum Einschläfern" mit ihrer tief kindlichen, urdeutschen, gemüthvollen, märchenartigen Auffassung des Naturlebens, die der 24jährige Jüngling Rückert als poetische Erstlingsgabe uns hinterlassen hat (1813): Das Büblein; das Bäumlein, das Blätter hat gewollt; das Bäumlein, das spazieren ging; das Männlein in der Gans; der Spielmann (— im Wack. Leseb. stehen die 4 ersten dieser Gedichte Th. 1., S. 26. 39. 81. und 126.). Rückert nennt diesen lieblichen Dichtungskranz selbst einen gemüthlichen Kinderscherz, einen „Weihnachtsspaß". Wir haben gesehen, eine wie reiche und glückliche Nachahmung diese Weise kindlicher Naturpoesie gefunden hat. In Wack. Leseb. stehen außerdem noch 35 Gedichte Rückert's; im Cöp. Les. acht, theils lehrhafte, theils lyrische, theils epische, nämlich: Beim Aufstehen; Sommervöglein; Sprüche für die 7 Tage; Salomo und der Säemann; drei Paare und Einer; Schifffahrt; Blücher und Wellington; Barbarossa; im Münst. Leseb. nur vier, nämlich das Adventslied: Dein König kommt in niedern Hüllen, Th. 1., S. 102., der Spruch der Kinder beim Aufstehen, Sommervöglein 2., 3. u. 76., die Eintagsfliege 3., 178.; in Seltzsam's Leseb. nur drei, nämlich das mahnende Kinderlied „Selbstthätigkeit", S. 81., und die Naturlieder „der neckende Kuckuk", „das Bienchen", S. 9. u. 84.; in J. Seele's Sammlung fünf, nämlich das religiös mahnende Kindernaturlied „Gottesdienst (des Huhns und der Taube)", S. 245., das Kinderscherzlied: Grasmücke, S. 33., die Naturlieder: Abendlied: „Ich stand auf Berges Halde", das lieblich personificirende, erzählende und mahnende Kindergedicht vom fruchtbeladenen Apfelbaume „Lohn der Freigebigkeit", S. 190., Sommervöglein, S. 186.; in Lüben und Nacke's Leseb. 24, darunter, außer den schon gen. Gedichten, viele lehrhafte Poesien, wie Räthsel, Spruchgedichte, Parabeln, ferner patriot. Lieder, z. B. „auf die Schlacht bei Leipzig": Kann denn kein Lied krachen mit Macht so laut, wie die Schlacht hat gekracht um Leipzigs Gebiet? — epische Dichtungen, z. B. die Sage von „Roland zu Bremen", endlich Naturlieder, wie das „Mailiedchen", die stille häusliche Freude eines Vogelpaares schildernd, das symbolische Gedicht vom „Regen-

[1]) Ueber die Anwendung des Kehrreimes bei Rückert s. d. gediegene Darst. in Grube's ästhet. Vortr. 2., 271. ff. Ueber Rückert's Lyrik urtheilen eingehend Schenkel (deut. Dichterhalle), Hillebrandt (Lit. Gesch. 1845) und Barthel.

bogen", das religiös mahnende Gedicht über die Sonnenblume: „der Sonnenpalast", das sinnig belehrende Gedicht vom „Maulwurfe", auch b. Wack. 1., 202., das den Nutzen des „Distelstöckchens" lehrend darlegende Gedicht, endlich Legenden, z. B. „des fremden Kindes heil'ger Christ" und „die Espe". In den Sammlungen von Grube und Brandt finden sich äußerst zahlreiche Naturlieder Rückert's. Fassen wir seine Beiträge zur Förderung volksthümlicher Naturpoesie übersichtlich zusammen, so dürften sich dieselben in folgender Weise kennzeichnen lassen:

1) kindlich gemüthvolle, launig märchenhafte Naturdichtung (— die oben gen. fünf „Märlein") zum Zwecke des, die Kinder unterhaltenden Scherzes;
2) kindlich-vergeistigende Naturpoesie zum Zwecke lebhaft anschaulicher Schilderung und (religiöser) Mahnung. (Beispiele: „Luft und Duft" b. Wack. 1., 148.; „das Bienchen"; „Gottesdienst"; „Lohn der Freigebigkeit"; „Sonnenpalast");
3) schildernde und gemüthvoll theilnehmende Naturdichtung, theilweise mit belehrendem Zwecke (Beispiele: „der neckende Kuckuk"; „Eintagsfliege"; „Regenbogen"; „Maulwurf"; „Distelstöckchen"; „Mailiedchen"; „Vogelweisheit" bei Wack. 2., 38.; „Riesenschlange und Tiger" b. Wack. 1., 56.);
4) schildernd-lyrische Naturpoesie, z. B. „Abendlied" bei J. Seele S. 152.; „Sonnenuntergang" b. Wack. 3., 58.; „die Schwalben" b. Wack. 1., 64.; „Weltkrieg" W. 1., 197.;
5) allegorische Naturpoesie, z. B. „Sommervöglein".[1] („Es kamen grüne Vögelein".)

Rückert hat, mit Ausnahme des Dramas, auf allen Gebieten der Poesie Großes geleistet. Barthel bemerkt deshalb: „er hat die von Herder eingeleitete universelle Richtung der deutschen Poesie auf den von Göthe geweissagten Höhenpunkt der Weltliteratur geführt: für Rückert ist die Poesie aller Völker nur eine Sprache", weshalb es seine Lieblingsarbeit war, „die poetischen Stimmen aller Völker zu belauschen und sie in seinen Gedichten wiederklingen zu lassen". Er hielt dafür, daß „in der Weltpoesie die Weltversöhnung, d. i. die Verbindung der Nationen zu einer großen Familie Gottes gegeben sei". Vielleicht dürfte sich dieser Gedanke als eine Erweiterung der Aufgabe auffassen lassen, welche die Romantiker der Poesie als der allein lebenverjüngenden Macht zuerkannt wissen wollten? Rückert selbst sagt hierüber:

„Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten eine Sprache nur,
Eh' sie verwildert auf der wilden Flur!"

Er wollte deshalb durch die Poesie „das Gefühl einer die ganze Menschheit umfassenden Gemeinschaft in jede Brust pflanzen" und ist so „Dichter, Prophet und Priester in einer Person". Deshalb hat er nach Barthel „eine eigenthümliche Mission als Dichter"; denn „kein Dichtermund ist so der tiefsten Weisheit voll", wie der seine. Und dazu ist ihm „die Sprache der Poesie die angeborne Muttersprache". Zur Kennzeich-

[1] V. 1.: Die fröhliche Ankunft der grünen Vögelein und ihre feste Niederlassung auf den Zweigen (d. i. das frische Aufsprossen der Blätter im Lenze). V. 2. 3. Das frohe, obgleich wechselvolle Leben der Vögel im Lenze. V. 4. Ihr trauriges Loos im Sommer und Herbste. V. 5. Ihr Tod im Winter.

nung der weltverbrüdernden Mission seiner Dichtung dient Rückert's Wort: „dazu dient jeder Urweltsklang, den ich verdeutschend bänd'ge". Er ist derjenige Poet, dessen religiöse und sittlich reine Gesinnung in jeder Zeile wiederklingt, welcher „der ursprünglich deutschen Zucht treu geblieben und die dem Deutschen eigenthümliche Klarheit des Geistes und Gesundheit des Herzens bewahrt hat." Er hat chinesische, ostindische, arabische, persische[1]) Poesien theils übersetzt, theils in eigenen Meisterwerken nachgeahmt. Nachdem er als Kinderpoet seine Dichterlaufbahn begonnen hatte, trat er im J. 1813 in die Reihen der begeisterten Vaterlandssänger in seinen „geharnischten Sonetten" (daraus No. 134—136. in Wack. Les. 3., 203.). Als patriotischer Dichter hat er auch fernerhin gewirkt („Auf die Leipziger Schlacht"; „Blücher und Wellington"; „Barbarossa"; „Hoferlied" b. Wack. 2., 61.: Aus Mantua von dem Walle komm' ich geschritten her; — „Die hohle Weide" Wack. 3., 175.; „Die drei Gesellen" Wack. 3., 221.; „Rheinstroms Gruß" W. 3., 248.;[2]) „Die Straßburger Tanne", ein Klagelied, W. 2., 110.; „Die Erfrorenen" W. 2., 85., u. s. w.). Als Kinderlied ist noch zu nennen: „An das gestorbene Schwesterlein" W. 1., 177. (Du bist vergangen, eh' ich's gedacht, wie eine Blume verblüht über Nacht" — vgl. Claudius' Lied von seinem Töchterlein „Christiane": „Es stand ein Sternlein am Himmel, ein Sternlein guter Art" — s. üb. diese „Hauslieder" des Cl. b. Kahle S. 12.) Ganz besonders anmuthig und erfrischend sind seine, das stille Haus- und reine Liebesglück schildernden und preisenden Liebeslieder („Liebesfrühling"). — Rückert war einer der ersten Dichter, die dem kirchlichen Liede wieder mit Liebe und Eifer ihre Kraft widmeten (s. das Adventslied, der Lobpsalm b. Wack. 3., 7., und die poetische Evangelienharmonie. 1839). Als meisterhafter Epiker hat er sich in zwei ostindischen Heldengedichten erwiesen. Am bedeutendsten ist er wohl als didaktischer Dichter, wovon, außer seinen zahlreichen einzelnen lehrhaften Dichtungen (wie Parabeln: Tod und Leben; Salomo und der Säemann; der Mann mit dem Kameel; Chidher b. Wack. 1., 163.; Fabeln, Räthseln, Allegorien, z. B. Schifffahrt; Lehr- oder Sittensprüchen, z. B. „beim Aufstehen", „drei Paare und Einer", Kindergedicht „Selbstthätigkeit" u. s. w.), das großartige Spruchgedicht: „die Weisheit des Brahmanen", Zeugniß giebt. Unter den epischen Gedichten sind noch die Bearbeitungen von Sagen und Legenden (z. B. „Riesen und Zwerge" b. Wack. 2., 228.; „die Espe"; „Roland zu Bremen", „Barbarossa" u. s. w.) hervorzuheben. Von den lyrischen Gedichten sind bekannter geworden z. B. „Versöhnung"; „Hoffnung" (b. Wack. 2., 43., und 3., 99.). Als Beispiele für die meisterhafte Formgewandtheit Rückert's seien noch erwähnt das Gedicht auf die Hilfszeitwörter, das Loblied auf die Frauen („Frauen sind genannt von freuen"), das Lied: „Aus der Jugendzeit" und: „O, wie ruft die Trommel so laut".

Abendlied.

1. Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunterging,
Und sah, wie über'm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

(Schluß:) Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimath ist!

---

[1]) „Vierzeilen in persischer Form" s. in Wack. Les. 3., 62.

[2]) Vergl. hierzu Schenkendorf's „Lied vom Rhein" W. 3., 247. (Es klingt ein heller Klang.) —

Sonnenuntergang.

1. Fahr' wohl, o goldne Sonne!
Du gehst zu deiner Ruh,
Und, voll von deiner Wonne,
Gehn mir die Augen zu.

2. Schwer sind die Augenlieder:
Du nimmst das Licht mit fort!
Fahr' wohl! Wir seh'n uns wieder,
Hier unten, oder dort.

Fräulein Luft und Junker Duft.

1. Es kam das zarte Fräulein Luft
Vom Himmel her entstiegen
Und sah in Blumenwiegen
Den zarten Knaben liegen,
Den zarten Knaben Duft.

(Vgl. hierzu die Anm. auf S. 43. hierselbst.)

Aug. Heinrich Hoffmann von Fallersleben, geb. am 2. April 1798 im hannoverschen Marktflecken Fallersleben (nicht weit von Braunschweig), von Prutz der „Minnesänger der Neuzeit" genannt, von Barthel als „ein zweiter Walther von der Vogelweide" hoch gepriesen, ist der bedeutendste Kinderliederdichter der Neuzeit, dessen Naturlieder daher dem Kindessinne am meisten entsprechen, wozu noch kommt, daß Hoffmann's lyrische Poesie, die sich durch wunderbare Leichtigkeit des Versbaues und Reimes, durch Gemüthlichkeit, kindlich sinnige Einfachheit, männlichen Ernst, jugendliche Fröhlichkeit und Frische, innige Heimathsliebe und patriotische Begeisterung rühmlich auszeichnet, den „heimlichen, herzigen und doch so munteren Ton des Volksliedes" mit fast täuschender Aehnlichkeit zu treffen weiß. Hoffmann, außerdem als einer der größten Erforscher der altdeutschen Sprache und Dichtung,[1]) als gediegener Kenner des deutschen Kirchenliedes vor Luther, sowie als Herausgeber altdeutscher Schriftsätze und Sammler der neueren volksthümlichen Lieder hoch berühmt, wirkte von 1823—1842 als Professor der deutschen Sprache und Literatur in Breslau, lebte darauf seinen wissenschaftlichen Privatstudien, wobei er fortwährend zu diesem Zwecke Reisen durch Deutschland als „fahrender Dichter" machte, wohnte dann eine Zeit lang am Rheine, seit 1853 als Bibliothekar in Weimar, seit 1864 in derselben Wirksamkeit zu Corvey. So steht er denn jetzt noch als 70jähriger Greis, der uns im vorigen Jahre mit einer Rückschau auf seinen reich bewegten Lebensgang beschenkt hat, mitten unter uns, der Nestor und Heros der neueren volksthümlichen Poesie. Prutz fragt erstaunt: „Woher kommt diesem Sänger der wunderbar tiefe Einblick in's Gemüth und Leben der Kindheit?" Hat uns doch noch der Greis (im J. 1862) aus seinem liederreichen Herzen mit einem Bändchen „neuer Kinderlieder" überrascht! Das kurze, leichte, überaus sangbare, kindliche und volksmäßige Lied ist seine Stärke. Die Reize und Freuden des goldenen Lebensalters der Kindheit preiset er so sinnig im „Garten der Kindheit", welches Lied zugleich seinen eigenen kindlichen Sinn deutlich hervortreten läßt: „Ein Gärtlein weiß ich hier auf Erden; drin wandl' ich gern bei Tag und Nacht; es kann mir nie verwüstet werden: es ist von Engeln stets bewacht. Sucht ihr das Gärtlein hier auf Erden? Es ist und bleibt uns immer nah: wir dürfen nur wie Kinder werden, und sieh! — gleich ist das Gärtlein da!" Die Betrachtung einer Kinderseele, singt Hoffmann deshalb, ist etwas

[1]) Ein für Seminarbibliotheken geeignetes Buch, das gute Proben der altdeutschen Literatur in bewährten Uebersetzungen enthält, ist Simrock's „altdeut. Leseb. in neudeut. Sprache" (1854) und Labes' „Characterbilder der deut. Lit." (1866.)

für den Erwachsenen stets hoch Erquickendes, denn dies Gemüth ist ein Born der reichsten Hoffnungen, die sich in Zukunft erfüllen sollen: „Was eine Kinderseele in einem Blick verspricht! So reich ist doch an Hoffnung ein ganzer Frühling nicht!" Darum kann er nicht genugsam die liebliche Kindereinfalt rühmen; darum mahnt er dringend, man solle sich rechten Kindersinn aneignen, und darin steht er völlig auf biblischem Boden: „Schön, wie's Lied der Nachtigallen, schön, wie eines Sternes Licht, ist des Kindes süßes Lallen, ist sein lächelnd Angesicht! Aus den blauen Augen schauen Himmelsfried' und sel'ge Ruh; heiter wie voll Gottvertrauen lächelt es uns Allen zu. So in Reden und Geberden sei auch du den Kindern gleich: ihnen gab schon hier auf Erden Gott der Herr das Himmelreich." Die ersten Kinder- u. Schullieder Hoffmann's erschienen im J. 1843 (— „50 Kinderlieder" mit Clavierbegl. v. E. Richter, Musikdir. in Steinau a/O., mit welchem er im J. 1842 schlesische Volkslieder herausgegeben hatte). Darauf kamen noch folgende Kränze kindlicher Lieder heraus: „50 neue Kinderlieder" (1845); „die Kinderwelt in Liedern" (1852); „die vier Jahreszeiten für Kinder" (1860); „Fränzchens Lieder" (1859); endlich „44 Kinderlieder" (mit Clavierbegl., 1862). Der berühmte Kenner der Volksmelodien, Musikdir. Ludwig Erk in Berlin, gab zu den „100 Schulliedern" Hoffmann's schöne Volksweisen. Manche Lieder Hoffmann's hat auch die bekannte Jugendschriftstellerin Maria Nathusius aus Magdeburg (1817 † 57) mit lieblichen Tonweisen versehen. Die meisten Lieder Hoffmann's leben im Gesange der Jugend und des Volkes, der beste Beweis für ihre volksliedartige Kraft, Frische, Wahrheit und Sangbarkeit. Es ist die Folge seiner stetigen und gründlichen Studien der altdeutschen Dichtung, daß ein heimischer und anheimelnder altdeutscher Hauch Hoffmann's meisterhaft volksthümliche Lyrik durchzieht.

Barthel theilt Hoffmann's lyrische Dichtungen in folgende Gruppen ein: 1. Kinderlieder, wozu auch die Wiegen- u. Schullieder gehören; 2. frische, fröhliche, andachtsvolle und kindliche Naturlieder, namentlich Frühlings-, Morgen- und Abendlieder; 3. humoristische und heitere Geselligkeitslieder (Wein- und Trinklieder); 4. begeisterte Heimaths- und Vaterlandslieder (z. B. „Deutschland, Deutschland über Alles"; „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald"; „Treue Liebe bis zum Grabe"; „Kein schöner Land als Heimath, und meine Heimath nur"); 5. Soldatenleben und Volksleben in Liedern (s. d. im Anfange hier mitgeth. Lieder: „Husarenlied"; „Georg v. Frundsberg"; „Morgen marschiren wir"; ferner z. B. „Müller und Schneider"); 6. Scherzlieder (zu Fastnacht und Kirmes); 7. köstliche Liebeslieder. Das größte Lob spendet ihm Barthel, wenn er staunend urtheilt: „Aus Hoffmann's Liederchen von nur wenigen Zeilen sieht man recht klar, wie es die Sache der wahren Poesie ist, zu **dichten**, d. h. **zusammenzudrängen** und nicht zu breiten, nicht weitläufig auseinanderzulegen." Und über Hoffmann's Wiegen- und Kinderlieder hören wir ähnlich lobende Urtheile: „In seinen lieblichen Wiegenliedern trällert und säuselt es so süß, da schwätzt Alles so kindlich, daß man nicht weiß, was man da am liebsten singen möchte" (z. B. „Alles still in süßer Ruh'! Drum, mein Kind, so schlaf auch du! Draußen säuselt nur der Wind! Su! Susu! Schlaf ein, mein Kind!"). Desgleichen: „Hoffmann hat uns eine ganze Reihe von Kinderliedern geliefert, die alle Situationen der Kindheit berühren und die

herzige, einfältige Sprache dieses Alters reden. Da sehnt sich das Kind nach dem Frühlinge und freut sich des Kukuks, der Botschaft von ihm bringt; da ruft es dem Schmetterlinge nach, daß er sich doch haschen lassen möge; da singt es von seinem Gärtchen, seinem Eichhörnchen, seinen Blumen, hält Zwiesprache mit dem Kreisel oder Maikäfer. Alle Wonnen der Kinderjahre, aller **Frühlingsduft des kindlichen Naturgenusses** und die Seligkeit kindlicher Unbefangenheit schaut uns wie ein beglückender Traum aus diesen Liedern an." Mit diesem eingehenden Urtheile sind die köstlichen Reize und die erhabenen Vorzüge von Hoffmann's volksthümlicher und kindlicher Naturlyrik zugleich treffend gekennzeichnet: diese Lyrik ist das Vollendetste und zugleich das musterhaft Vorbildliche im Bereiche unserer kindlich lyrischen Naturpoesie.[1])

Im Münsterb. Leseb. finden sich acht Lieder Hoffmann's, darunter sechs kindliche Naturlieder (1., 28. 51. u. 87.; 2., 6. 14. 176., u. 3., 107.: Im Walde möcht' ich leben! — Bienenliedchen; die schönsten Schäfchen; Alle Vögel sind schon da; Kuckuk; Winter, ade! — Die Sterne sind erblichen, ein Morgenlied). In den Münsterberger Volksschulliedern stehen außerdem: Räthsel vom Pilze: Sagt, wer mag das Männlein sein, das dort steht im Wald allein? — der überaus komische „Wettstreit" des „singenden" Kuckuks und Esels; der Sonntag ist gekommen, ein Sträußchen auf dem Hut; das ungemein liebliche Lied vom „Kinde und seinem Blümchen"; der Frühling hat sich eingestellt; Abendstern; Sehnsucht nach dem Frühlinge: O, wie ist es kalt geworden! In F. Seele's Sammlung sind mitgetheilt drei Lieder Hoffmann's, nämlich ein Wiegenlied („Die Aehren nur noch nicken") und die beiden Naturlieder: Der Sonntag; Winters Flucht („Dem Winter wird der Tag zu lang, ihn schreckt der Vögel Lustgesang"). Seltzsam's Lesebuch hat 6 Lieder Hoffmann's aufgenommen, nämlich außer den schon genannten noch: „Eichhörnchen", ein gar munteres, drolliges Jubellied des „Hänschens Eichhorn", des rastlosen Tanzmeisters im Waldrevier, bei dem es alle Tage heißt: „Heut ist Kirms und heut ist Ball", der da recht selbstgefällig sagen darf: „Ich bin ein Mann, der tanzen kann!" (— vgl. dazu Hey's Fabel „Eichhorn u. Wind" und Rückert's Lobpreis des Eichhorns: „Du falb feurig-gemantelter Königssohn"); Lied der Vögel,[2]) die ihr herrliches Leben im Jubelgesange preisen. Im Leseb. von Auras und Gnerlich (1., 336.) steht das in dialogisch-vergeistigendem Tone gehaltene Lied vom Kampfe des Winters und Sommers (So komm' doch heraus ins Freie zu mir! So komm' doch, o Winter, ich tanze mit dir! Ich mag nicht tanzen, ich geh' nicht hinaus: viel lieber ist mir am Ofen zu Haus.) In Lüben's

[1]) Geschichtliche Folge einiger der bekanntesten kindlichen Lieder Hoffmann's: Alles still in süßer Ruh, 1827; Wer hat die schönsten Schäfchen? 1830; Kuckuk ruft aus dem Wald, 1835; Der Sonntag ist gekommen, 1835; Weihnachtsmann, 1835; O, wie ist es kalt geworden, 1835; Winter, ade! 1835; Der Frühling hat sich eingestellt, 1836, u. s. w. — Eins dieser Lieder ist behandelt in Ed. Förster's „Volkslied in der Volksschule". 1862.

[2]) Ein recht lehrreiches, sinnig parabolisches Lied aus dem Leben der Vögel hat der zur schwäbischen Schule gehörige Lyriker Adolf Stöber (g. 1810 in Straßburg, seit 1840 Pastor in Mühlhausen) gedichtet. Es ist dem Wachtelrufe der Volksdichtung und Sauter's Gedichte vom Wachtelschlage nachgebildet. („Wie frisch erquickt, :/:, der muntre Wachtelschlag, wenn's aus dem Kornfeld bickwerwickt am heißen Sommertag!" V. 2. stellt dar „der Wachtel Rath", V. 3. der Wachtel „Ruf", V. 4. ihre „Lehr'", V. 5. ihre „Bitt'" und V. 6. ihren „Gruß".)

Lesebuche werden 11 kindliche Naturlieder Hoffmann's aufgeführt, darunter z. B. noch: „Das Veilchen" (Veilchen, unter Gras versteckt, wie mit Hoffnung zugedeckt, Veilchen, freue dich mit mir: Sonne kommt ja auch zu dir!); „Mond und Sterne"; „Maiglöckchen und die Blümelein"; „Das arme Vöglein"; „Wanderlied".

Die volksthümliche und kindliche Naturpoesie Hoffmann's dürfte sich im Allgemeinen nach folgenden 4 Hauptrichtungen hin als eigenthümliche poetische Naturdarstellung übersichtlich characterisiren lassen:

1) kindliche Naturlyrik oder lyrische Darstellung des wahrhaft kindlichen Naturgenusses und Naturverkehres, z. B. Waldlied; Bienenliedchen; Winter, ade; „Kind und Blümlein"; „der Frühling hat sich eingestellt"; „Alle Vögel sind schon da"; „Kukuk"; „O, wie ist es kalt geworden"; „Abendstern";
2) kindliche Naturandacht (mit Schilderung vermischt), z. B. „Morgenlied" (Die Sterne sind erblichen);
3) kindlich-vergeistigende Naturschilderung, z. B. „Wer hat die schönsten Schäfchen?" — „Der Sonntag"; „Winters Flucht"; Räthsel vom Pilzmännlein im Walde; „das Veilchen";
4) kindlich-humoristische und heitere Naturdramatisirung, d. h. Jahreszeiten, Blumen u. Thiere treten wie handelnde, redende, singende Menschen auf, wobei jegliche weitere Schilderung wegfällt; z. B. „Kampf des Winters und Sommers"; „Abschiedslied der Zugvögel"; „Lied der Vögel"; „Wettstreit" des Esels und Kuckuks; „Eichhorn".

Will Hoffmann seine heitre Frühlingsfreude lyrisch darstellen, so tritt sogleich seine kindlich gemüthvolle Naturpersonifikation als Mittel der poetischen Aeußerung seiner Herzensstimmung auf: „ei, fürwahr, ein schmucker Mann, bin der Schwager Frühling". So ruft der einziehende Lenz den Menschen zu, und diese echt deutsche Vergeistigung der holden Jahreszeit führt uns sofort den häuslichen Character der Naturbelebung in dieser Lyrik klar und wohlthuend vor die Seele. Um so mehr waltet diese familienartige Verbrüderung mit dem Leben der Natur in der kindlichen Naturlyrik Hoffmann's. Der Einzug des Lenzes wird da zum Einmarsche eines Soldatenregimentes, dessen schmetternde Musik (eine hohe Kinderfreude!) durch das lustige und tausendstimmige Vögelconcert dargestellt ist: nachher kommt der König oder der General; drum muß sein Kommen in so rauschender Weise angezeigt werden, und da springen und singen, scherzen und jubeln die erfreuten Kleinen nebenher. Konnte der Jugend, die den Lenz so oft und so sehnlich herbeiwünscht (— vgl. „Frühlingssehnsucht": O, wie ist es kalt geworden! —), die Ankunft dieser Wonnezeit in einem anziehenderen Bilde aus dem Menschenleben als eine lusterweckende Freudenbotschaft mittelst personificirender Lyrik dargestellt werden? („Alle Vögel sind schon da".) Die beiden ersten Verse dieses Liedchens schildern die lustige Frühlingsbotschaft (— lustige Stimmen, lustiges Leben, theilnehmender Segenswunsch der Singvöglein —), während der Schlußvers zeigt, wie nachhaltig diese Botschaft auf die Kinderherzen wirkt: sie geloben, sich gleich lustigem Frühlingsgenusse hinzugeben. Der muntere Lenz kündet sich noch unter anderen Verkleidungen der sehnsüchtigen Kinderschaar an: bald ist's der neckische Lockruf des unsichtbaren Kuckuks, des „trefflichen Helden", dem nun lobend zugerufen wird,

daß sich seine Prophetenstimme als eine echte bewährt hat; bald ist's das lieblich schöne Geläut des „Schneeglöckchens“, das als ein zarter Klingklang den Einzug eines Königs heiterer Lebenswonne ankündet:

Schneeglöckchen klingen wieder,
Schneeglöckchen bringen wieder
Uns heitre Tag' und Lieder.
Wie läuten sie so schön
Im Thal und auf den Höh'n!
Der König ziehet ein!
Der König ist erschienen,
Ihr sollt ihm treulich dienen
Mit heitrem Blick und Mienen!
O, laßt den König ein!

Da kann der böse Gesell, der gestrenge Herr Winter, nicht länger bleiben. In kindesfroher, hoffnungsvoller Laune rufen ihm drum die Kleinen einen scherzhaften und spottenden Scheidegruß nach. Bei dem Abschiede ist's einem mal ganz außergewöhnlich wohl zu Muthe: da „lacht einem das Herz“ im Leibe, und in diese Abschiedsfreude stimmt der neuerwachte Jubelruf der Natur mit ein („Winter, ade!“). Ja, sieh' doch, wie eilig der harte Zwingherr nun davonflieht! Allmählich schmilzt der Märzschnee auf den Feldern dahin, und die Saat sproßt klein, spitzenweis und saftgrün aus dem grauen Boden hervor. Das sieht aus, als liefe der Winter wie ein vertriebener Flüchtling davon, dem Alt und Jung spottend nachschreien, so daß er sich vor sich selber „schämt wie ein Bettelmann“: ja selbst Kiebitz, Kukuk und Biene singen ihre Spottlieder hinter ihm her, und da muß endlich auch des „Frosches Lenzgesang“ zum höhnenden Abschiedsjubel werden („dem Winter wird der Tag zu lang“). Wie ein aus waldigem Verstecke plötzlich hervorgekommener König der Lebenslust stellt sich nun der Lenz endlich selber ein und bringt Jedem ein liebes Geschenk mit. Die Stubenhocker lockt er unwiderstehlich ins grüne Freie, damit sie sich dort herzlich freuen und einstimmen in die frohe Feier der Natur, in welcher jetzt lauter Spiel und Jubelgesang die unbestrittene Herrschaft üben. („Der Frühling hat sich eingestellt.“) Drum wird, als diese reichen Wonnen ihrem Ende immer näher gehen, das Abschiedslied der Zugvögel im Herbste zum wehmüthigen Trauergesange: sie haben im Taumel des Genusses nicht ans Ende der Sommerfreuden gedacht; drum klagen sie jetzt bitter, daß sie des scharfen Herbstes Sturm so plötzlich überrascht und wie heimathslose Pilger in die weite, ferne Fremde treibt! („Wie war so schön doch Wald und Feld! Wie ist so traurig jetzt die Welt!“) Ja, wunderschön war's draußen während des Lenzes und Sommers, namentlich im Walde, dem lieblichen Tummel- und Spielplatze der frohen Kinderwelt. Da laden uns Vöglein, Hirsche und Rehe, ja selbst die lustig winkenden Zweige und die freundlich mit dem Köpfchen nickenden Waldblümlein froh grüßend als liebe Wirthe ein: „komm, lieber Gast, komm, komm zum grünen Wald!“ (— „Im Walde möcht' ich leben!“) Im Walde blüht auch verborgen das zarte, schöne Veilchenkind. Vielleicht hat es Trauer, da es unter dem tiefen Grase versteckt steht, wie ein verlassenes Waislein! Der lachende, wärmende, belebende Sonnenstrahl kann das arme Blümlein wohl nicht erreichen? Ja wirklich, es weint! Thautröpflein blinken auf seinem Angesichte! Doch über dem trauernden Blümlein wallt die frischgrüne Grasdecke, und diese Hülle, ruft der Dichter theilnehmend dem Veilchen zu, soll dir ein Pfand froher Hoffnung sein, daß

auch dich der warme Liebesstrahl der mütterlichen Sonne erreichen, dir tief ins Herz dringen und dein Leid bald in Freude wandeln wird! Weil die Natur so schön ist, darum ruft sie, besonders am Sonntage und am Morgen, die Kinderherzen endlich auch zu inniger Andacht auf.

n. Beiträge anderer neuerer Dichter zur volksthümlichen Naturpoesie.

Wir beschränken uns hier darauf, die in Volksschullesebücher und Schulliedersammlungen übergegangenen volksthümlichen Naturlieder anderer neuerer Dichter[1]) einfach anzuführen und so kurz als möglich im Allgemeinen zu characterisiren.

1.
Geibel. (Kopisch.) Reinick. (Freiligrath.)

Von Emanuel Geibel (g. 1815 als Sohn eines Geistlichen der ref. Kirche zu Lübeck, seit 1843 durch eine Pension des Königs Fr. Wilh. IV. aller Sorge überhoben, seit 1852 Professor in München und Haupt der Münchener Dichterschule, berühmt durch Uebersetzungen spanischer Dichtungen), stehen in Volksschullesebüchern und Liedersammlungen besonders folgende Naturlieder: Herbstlied, welches dem Tode ebenso freudig entgegenzusehen mahnt, wie die, ihrer Herrlichkeit allmählich sich entkleidende Natur der winterlichen Schlummerruhe ohne Bangen sich ergiebt; Morgenwanderung (b. Drath 3., 8. Lüben und Nacke 5., 121. Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen: da ist der Wald so kirchenstill; kein Lüftchen mag sich regen. Noch sind nicht die Lerchen wach; nur im hohen Gras der Bach singt leis den Morgensegen), welches Lied die Schönheit der Morgennatur vor Sonnenaufgang in erhaben religiöser Vergeistigung schildert und — nach Eichendorff's Weise — sich zu andächtigem Lobpreise der, in der Naturpracht waltenden Gottesliebe antreiben läßt (V. 2. Die ganze Welt ist wie ein Buch, darin uns aufgeschrieben in bunten Zeilen mancher Spruch, wie Gott uns treu geblieben. Wald und Blumen nah und fern und der helle Morgenstern sind Zeugen von seiner Größe. — Die Natur predigt hier also als Sinnbild die Macht und Liebe Gottes. — Schluß: und der Morgenröthe Schein stimmt in lichter Gluth mit ein: laßt uns dem Herrn lobsingen!); Ostermorgen (b. Lüben 4., 180.), ein ebenfalls religiös personificirendes Naturlied, welches in den Liedern der Singvöglein im Lenze einen ernsten Mahnruf der Natur und zwar besonders an die trauernden und in Lüsten dahinlebenden Menschen zum Aufwachen aus dem Schlafe der Glaubenslosigkeit gewahrt; Wanderschaft (Der Mai ist gekommen; die Bäume schlagen aus: da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus. Wie die Wolken dort wandern am himmlischen Zelt, so steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt. — 6 Verse. — Schluß: O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust! Da weht Gottes Odem so frisch in die Brust; da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt! Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!), ein begeistertes, überaus fröhliches, das

[1]) Für diejenigen, welche sich für unsere neueste Dichtung weiter interessiren, machen wir folgende Sammlungen derselben namhaft: Gödeke, Deutschlands Dichter seit 1813 (1844); Minkwitz, neuhochdeutscher Parnaß (1860); Kletke, Lyrisches Album; Prutz, Album deutscher Lyrik (1859); Kletke, deutsche Dichterinnen; Kletke, Album deutscher Dichter (1843); Schenkel, deutsche Dichterhalle d. 19. Jahrh. (1850); Wachler, Deutschlands moderne Classiker (1864 ff.); Gottschall, Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung (5. A. 1866); Kneschke, deutsche Lyrik seit 1850 (1865. 67.); Levysohn, jungdeutsche Lyrik (1864. 5.).

Wandern und die herrliche Natur jubelartig preisendes Wanderlied für Erwachsene; Winterhoffnung (b. Drath 2., 21. — Und dräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Geberden und streut er Eis und Schnee umher: es muß doch Frühling werden! — 7 Verse. Schluß: Und wenn dir oft auch bangt und graut, als sei die Höll' auf Erden, nur unverzagt auf Gott vertraut: es muß doch Frühling werden!), ein herrliches troststarkes Lied, ähnlich dem Herbstliede Tieck's, welches das bekümmerte Herz kräftigen will durch den Hinweis auf die Nothwendigkeit und feste Gewißheit des, nach der Winteröde stets wiederkehrenden Eintrittes froher Lenzestage, wodurch der Wechsel von Trauer und Freude im Naturleben zu einer Allegorie gleicher Umwandlungen im Menschenleben gemacht ist und zugleich mit parabelartig mahnender Kraft auf das trauernde Gemüth wirken soll; vgl. V. 6. „o Herz, gieb dich zufrieden! es ist ein großer Maientag der ganzen Welt beschieden!" Hochpoetisch und lieblich vergeistigend ist die Schilderung der herrlichen Lenzesnatur in V. 4. 5. Dies Gemälde einer seligen Zukunftswonne soll das betrübte Herz zu freudiger Hoffnung entflammen. Dies Lied hat (im Vergleiche mit gewissen Lenzliedern Uhland's und Kerner's) den Vorzug, daß grade der vollste Gegensatz frischer Hoffnung, der freudenarme Winter, das sinnige, frisch gläubige Gemüth unseres Dichters zu so trostreicher Zuversicht anzuregen vermocht hat. (Zur Kunstpoesie gehört das, den königl. Garten beschreibende und ein lobpreisendes Characterbild Friedrich's des Großen entwerfende, großartige Gedicht: Sanssouci von Geibel, z. B. b. Lüben 6., 130. Man könnte es zu den patriotischen Liedern zählen. Er hat auch die Barbarossa-Sage bearbeitet: Tief im Schlosse des Kyffhäusers u. s. w. — b. Seltzs. S. 302.)

(August Kopisch aus Breslau (1799 † 1853), Dichter und Maler, gab seinen Poesien eine echt volksthümliche Kraft und Färbung durch das Studium deutscher Märchen, Sagen und Volksschwänke, welche er mit glücklichem Humor und mit überaus gefälliger Leichtigkeit in der Handhabung der poetischen Form vielfach dichterisch neu bearbeitet hat (1836 und 1848). Sehr beliebt ist sein heiteres, volksthümliches Geselligkeitslied: Als Noah aus dem Kasten war. Am bekanntesten ist die drollige poetische Bearbeitung der Zwergsage von den „Heinzelmännchen" (b. Lüben 3., 19.). Als patriotisches Lied von Kopisch ist noch zu erwähnen das Loblied auf „Blücher am Rhein" (b. Seltzs. S. 315.). Ergreifend ist das erzählende Gedicht vom Tode des „Trompeters" (Wack. Les. 2. 190.). Er ist also ein epischer Dichter. — Dabei erinnern wir kurz an den erzählenden Dichter Friedr. Rochlitz († 1842) in Leipzig.)

Robert Reinick aus Danzig (1805 † 52), ebenfalls Dichter u. Maler, schon als Ueberseßer [1]) von Hebel's alem. Liedern erwähnt, hat sich als Jugendpoet einen hohen Ruf erworben. Er gab seine, von Dresdener Künstlern illustrirten Erzählungen und Lieder für die Jugend unter dem Titel: „A-B-C-Buch für Kinder" (1845. 48.) heraus. Seine Naturlieder zeichnen sich aus durch Einfachheit und sorglose Kindlichkeit. Mit Recht sind in Seltzsam's Lesebuch deshalb viele dieser Lieder übergegangen, nämlich ein Andachtslied, fünf Kinderlieder und vier kindliche Naturlieder (S. 13. 26. 57. und 62.): Freude am Sommer (Dem Sommer, dem bin ich absonderlich gut: an Alt

[1]) Die 3. Aufl. (mit Illustr. v. Ludw. Richter) ist im J. 1859 zu Leipzig erschienen, die erste 1851. Gödeke und Merget haben Reinick's Lieder gelobt, während sie bei Minkwitz einen unbilligen Tadel finden.

und an Jung so viel Gutes er thut), ein Loblied auf den Sommer, der als ein reicher Freund der Armen und der Kinder gepriesen und dabei redend eingeführt wird; Wunderliches Spiel (Lauf' ich Sonntags in den Garten, treib' ich, um mir Spaß zu machen, allerlei kuriose Sachen), ein Gedicht, das ein in der That kurioses Treiben erzählt: der Dichter „will eine Blume" sein, weshalb er sich regungslos auf dem Rasen ausgestreckt hält, sich von der Sonne „das Gesicht braten", vom Regen durchnässen, von Mücken umsummen und von Bienen zerstechen läßt, bis er endlich vor Schmerz aufspringt und von der Schwester wegen dieses „kläglichen Spaßes" arg verspottet wird, der sich doch für „solch großen Jungen" nicht zieme. Knaben haben öfters derartige närrische Einfälle: solche „kuriose" Kurzweil will das Gedicht einfach erzählen; es ist darum ein Scherz- und Spaßlied; Abends im Walde (Da unten am Bach, im Waldesgrund, da ging ich gestern zur Abendstund, Erdbeeren zu suchen, ganz allein), ein einfaches, aber naturgetreues Gemälde einer schönen abendlichen Waldlandschaft, zugleich das Entzücken des Naturfreundes deutlich abspiegelnd; Himmel und Erde (Wie ist doch die Erde so schön, so schön! Das wissen die Vögelein: sie haben so leichtes Gefieder und singen so fröhliche Lieder in den blauen Himmel hinein), ein schmuckloses, aber inniges Preislied auf die wunderbare Schönheit der irdischen Natur, deren ergreifende Herrlichkeit von den Vögeln, ja selbst von Flüssen und Seen tief empfunden wird, weshalb die Vöglein so fröhlich singen, während die Gewässer die schöne Erde und den blauen Himmel „im klaren Spiegel" ihrer Fluthen vor Freuden abmalen: vor Wonne malen auch die Menschen diese Herrlichkeit ab oder besingen sie in Liedern der Lust — und wer nicht singt, der ist tief im Herzen von der süßesten Wonne gar lieblich bewegt. Im Münsterberger Lesebuche (2., 177.) steht Reinick's Liedchen vom Schneeglöckchen: „Du kleines Glöckchen, weiß wie Schnee, wie freu' ich mich, daß ich dich seh'! Du wogst im milden Sonnenschein und läutst den lieben Frühling ein!" Das ist eine freudig preisende Begrüßung dieses lieblichen Frühlingsboten. In J. Seele's Sammlung finden sich (S. 172. u. 179.) folgende zwei Naturlieder Reinick's: 1. Sommerlied (Wann der Frühling vorbei, kommt der Sommer heran. War der Frühling ein Kind, ist der Sommer ein Mann. War dem Frühling sein Wämmschen schon lustig genug, ist dem Sommer sein Rock mehr von gelblichem Tuch), eine für Kinder recht anschauliche, dabei launig personificirende Vergleichung von Sommer und Lenz; 2. Schneeglöckchen (Schneeglöckchen thut läuten: kling, ling, ling! Was hat das zu bedeuten? Ei, gar ein lustig Ding! Der Frühling heut geboren ward, ein Kind der allerschönsten Art: zwar liegt es noch im weißen Bett, doch spielt es schon so wundernett. Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd' und bringet neue Lieder mit. Ihr Quellen all', erwacht im Thal! Was soll das lange Zaudern? Sollt mit dem Kinde plaudern!), eine tief kindlich gemüthvolle Freudenäußerung über die nahe Ankunft des Lenzes, dessen Geburt auf den noch schneebedeckten Feldern durch das Freudengeläut des weißglockigen Blümleins den immer noch nicht wiedergekehrten Zugvögeln, den noch unter schwacher Eisdecke schlummernden Wassern laut verkündet wird: das neugeborene Lenzeskind will mit den fröhlichen Sängern und den geschwätzigen Wellen spielen und lustig plaudern; eine recht anmuthige, kindesgemäße Personifikation. — Sein Jugendmärchen (Wurzelprinzessin. 1848. m. Ill.) und seine Jugendzeitschrift (Deutscher Jugendkalender, worin Bilder, Lieder u. Erz.) sind noch zu erwähnen.

(Von Ferdinand Freiligrath, g. 1810 zu Detmold, stehen in den meisten

Lesebüchern die malerisch schildernden, lebendigen und gewaltig spannenden „Thierballaden“, d. i. erzählende Characterbilder des Thierlebens in Afrika und Amerika: „Löwenritt“ und „Unter den Palmen“, z. B. in Wack. Les. 3., 27. u. 144. Auch hat er das köstliche und tiefinnige lyrische Lied von der Dauer der Liebe verfaßt: „O lieb', so lang du lieben kannst“. Sehr schön ist auch das Tannenlied — b. Grube S. 217. — ein Preis des stillen, märchenhaften Baumlebens „in grüner Einsamkeit“ und eine Klage des Tannenmastes).

2.

Fr. Förster. Schmidt von Lübeck. Trinius. Wächter.

Ein noch zur romantischen Schule gehöriger Dichter, Friedrich Förster (geb. 1793 zu Altenburg), bekannt durch seine Liedersammlung: „Sängerfahrt“, in welcher z. B. auch Lieder von L. Hensel standen, als Dichter von Vaterlandsliedern (z. B. „Bei Wöbbelin im freien Feld.“ 1813.) und Geselligkeitsliedern schon erwähnt, hat mehrere volksthümliche Naturlieder gedichtet, die sich in manchen Volksschullesebüchern finden: „der Frühling ruft heraus; die Käfer fliegen aus (1820); Goldfischlein (z. B. b. Auras 1., 288.), eine Mahnung für die „lose“ Jugend; das Märchen vom nirgends zufriedenen „Blau-Veilchen“, das rastlos wandert und zuletzt auf der hohen Alp erfrieren muß, woran sich die mahnend lehrhafte Schlußwendung knüpft: „Hast du im Thale ein sichres Haus, dann wolle nie zu hoch hinaus“ — also eine Dichtung nach Art der Rückert'schen „Märlein“; „die Forellen“ (b. Auras 1., 319.), wiederum eine ins Märchengewand gehüllte lehrhafte und mahnende Dichtung.

Schmidt von Lübeck (1766 † 1849), Arzt u. Bankdirector zu Altona, ebenfalls noch ein älterer Dichter, durch mehrere Geselligkeitslieder bekannt, sowie durch das erzählende Gedicht „P. Gerhardt“ (Wack. L. 3., 99.), hat auch Lieder für die Jugend verfaßt („Kindesleben“), von denen das, nach einer beliebten Volksmelodie gesungene Storchlied: „Der Störche Ankunft“ (bei Drath 2., 34.; b. Grube S. 146.) in den Volksschulen das bekannteste ist. Ein frisch kindlich Lied, das die lustige kleine Schaar dem wiedergekehrten Hausfreunde als herzlichen Liebesgruß entgegenbringt. (Sind Gäste angekommen, stehn oben auf dem Haus. Habt ihr es nicht vernommen? Kommt hurtig mal heraus!) Das mitunter durch heiteren Humor gewürzte Lied hat echt kindlichen und volksthümlichen Ton.

Auch Bernhard v. Trinius (in Petersburg) gehört noch zu den älteren Dichtern, obgleich seine Gedichte erst im Jahre 1848 vollständig gesammelt erschienen. Er ist vorwiegend Naturdichter. Viele seiner Dichtungen gehören aber der Kunstpoesie an. Wolfgang Menzel sagt über dieselben (3., 493.), es seien meist Blumenmalereien, jedoch sei mit der Characteristik der Blumen etwas Sinnbildliches verbunden. (Bei Wack. 2., 89. steht das Gedicht: „Feuers Gedanken“; ferner die Sage vom „Bergmann zu Falun“ 2., 64.) Vier solcher Blumendichtungen hat Grube (S. 176.—178. u. 190.) aufgenommen: Schneeglöckchen; Himmelsschlüsselchen; Zeitlose; Pulsatille.

Ein durchaus volksthümliches Lied ist aber der begeisterte Lobpreis unserer heimathlichen deutschen Natur und der echt deutschen Tugenden (Mannesehre, die ohne Trug ihr Wort oder Versprechen, dem Eide gleich, hält; gegenseitige Liebe und Treue, welche die Leiden dieses Erdenlebens erleichtern, lindern und oftmals stillen), gedichtet im J. 1814 von Leonhard Wächter (Veit Weber, aus Uelzen, 1762 † 1837) und componirt von Nägeli im J. 1816.

Dieser Dichter gehört somit gleichfalls zu den älteren Poeten dieses Jahrhundertes. („Unser Vaterland“: Kennt ihr das Land, so wunderschön in seiner Eichen grünem Kranz? — Münst. Leseb. 3., 180.) Also ein patriotisches Naturlied.

(Des romantischen Dichters und Jugendschriftstellers von Houwald († 1845: „Apfelbaum“; „Kinder im Walde“) ist schon früher beiläufig gedacht worden.)

3.

Simrock. Bechstein. Pröhle.

Drei große Sprachforscher, Uebersetzer, Erneuerer altdeutscher Poesie und Sammler unserer Volksdichtungen (Sagen, Märchen, Räthsel, Kinderlieder u. s. w.), haben uns ebenfalls mit volksthümlichen Naturpoesien in der Neuzeit beschenkt.

Karl Simrock (g. 1802, Prof. in Bonn) ist berühmt als Jugenddichter durch sein „Kinderbuch“ (1848) u. seinen „Räthselschatz“. In J. Seele's Samml. stehen (S. 24. 28.) zwei seiner Scherzlieder, in den Lesebüchern viele seiner Räthsel, bei Brandt mehrere Naturräthsel (Flachs; Weintraube; Sauerkraut). Er ist vorwiegend Epiker, vergl. s. poet. Bearbeitung der Rheinsagen (1836; z. B. „der Apfelschnitz“) und sein großes Heldengedicht: Wieland der Schmied (1835. 51.). Er übersetzte die deutschen Heldenlieder (Nibelungen, Gudrun, Amelungenlied), gab die deutschen Volksbücher, eine Sammlung von Sagen und Märchen, ein altdeutsches Lesebuch, die Uebersetzung der Edda und ein Werk über die deutsche Mythologie heraus (1855). Kürzlich hat er auch die mittelhochdeutsche Spruchsammlung des „Meister Freidank“ (1229. Walther v. d. Vogelweide?), woraus viele Lehrsprüche in den 3. Th. des Wack. Leseb. übergegangen sind, übersetzt.[1]) (1868.) Von ihm ist im Cöp. Les. A. S. 382. das Gedicht auf „Drusus' Tod“.

Ludwig Bechstein aus Weimar, weiland herzogl. Bibliothekar zu Meiningen (1801 † 1860), berühmt als Herausgeber des „Märchenbuches“ mit Bildern (1844), sowie durch seine Sammlungen der Sagen Thüringens, Frankens und Oesterreichs, hat manche volksthümlich lyrische Lieder gedichtet, in denen eine harmlose Kindlichkeit waltet, z. B. „Vögleins Begräbniß“ (bei Seltzsam S. 32.), ein herzliches Trauerlied der Kleinen, die das Singvöglein unter den herbstlich rothen Blumen begraben, nachdem es ihnen im rosenduftigen Mai so viele süße Freudenlieder gesungen hat. (Man vergl. damit eins der schönsten Bilder von Oscar Pletsch.) „Unter den rothen Blumen schlummre, lieb' Vögelein! Unter den rothen Blumen graben wir traurig dich ein! Hast uns so schön gesungen, haben dich so geliebt! Kehlchen hat ausgeklungen, ach! wie uns das betrübt! Als du noch sangst, hatte Rosen blühender Mai geweckt; aber nun mit Zeitlosen haben wir dich gedeckt!“

Heinrich Pröhle (g. 1822 bei Magdeburg als Sohn eines Geistlichen, seit 1860 Lehrer an einer Realschule Berlins) ist sowohl durch seine Sammlungen der Sagen und Märchen des Harzes (1851—56), durch eine ähnlich fleißige Samml. von Volksliedern (1855), durch das vortreffliche „Haus-

[1]) Der rühmlichst bekannte Literarhistoriker H. Kurz giebt jetzt seltene ältere Werke der Deutschen neu heraus, z. B. den schon gen. ersten deutschen Roman: Simplicissimus (1669) v. Grimmelshausen, woraus das Naturlied: Schall der Nacht (Wack. Les. 2., 181.) herrührt. Diesen Roman hat auch Dr. Friedr. List neu bearbeitet. (1863.)

büchlein für das Volk, d. i. Erzählungen, Märchen und Schilderungen aus dem Leben d. Volkes" (1852), durch seine ausdrücklich für die Jugend (neu) gedichteten Kunstmärchen (1854), als auch durch seine vorzüglichen Erzählungen („Walddrossel". 1851; „Pfarrer von Grünrode". 1852) und seine gründlichen Biographien Bürger's (1856) und Fr. Ludw. Jahn's (1855) unter den neueren Förderern der Pflege unserer Volksdichtung vortheilhaft bekannt. Seine lyrischen Gedichte erschienen im J. 1859. Wie Riehl, Grube, Fontane, Aug. Stöber, suchte auch Pröhle der jetzt aufkeimenden Wissenschaft der „Volkskunde" mit einer Zeitschrift, die leider aber wieder eingehen mußte („Unser Vaterland"), zu dienen. Das bekannteste seiner Lieder ist „das Posthorn": Kein beſſ'rer Klang ist auf der Welt, als eines Posthorns Klingen, wenn es am Morgen über Feld und Wald kann lustig dringen. Sagt an, wißt ihr im Wagen drin, was dieser Klang bedeute? V. 2. Es lobet Gott, weil der so hell und weit gemacht die Erde u. s. w. — deß thut das Horn sich freuen. V. 3. Mir scheint fürwahr, es hat auch Grund das Horn, ihn zu beloben, wenn ich bedenk' zu dieser Stund', was der gethan dort oben, der Alles weislich hat bedacht, hat Wald und See und Au gemacht, Gebirg und Thal daneben. In der That eine recht liebliche und warm religiöse Vergeistigung des heiteren, kräftigen Posthornklanges am schönen Lenzmorgen, das einem frischen Lobliede der göttlichen Macht, Weisheit und Güte vergleichbar ist, die sich im Reichthume der Naturpracht so sichtlich abspiegelt. — Pröhle hat sich auch um die Kunde der preußischen Vaterlandsdichtung ein großes Verdienst erworben durch seine Abhandlung: „Die Kriegsdichter des 7jähr. und des Freiheitskrieges" (Altona. 1863).

4.

Heine. Immermann. Lenau. Mosen. Sallet.

Der größte Lyriker der Neuzeit, Heinrich Heine (1799 † 1856), steht durch seine genial einfache, volksliedartige Liederdichtung — wobei wir von seiner frivolen, zerrissenen, glaubenslosen Gemüthsrichtung [1]) gänzlich absehen — der mächtig wirkenden Lyrik Göthe's am nächsten. [2]) Die besten Lieder Heine's stehen in seinem „Buche der Lieder" (1827). Barthel sagt von denselben: „sie sind so tief gemüthlich, so zart gefühlt, so lieblich malerisch, so wie Blüthenduft hauchend, wie Silberglöcklein klingend, daß sie mit einem unbeschreiblichen Zauber wirken, und sie machen den fleckenlosesten Eindruck von Allem, was H. gedichtet hat." In den „neuen Gedichten" (1844) findet sich „dieselbe süße und zarte, in der Blumen- und Märchenwelt sich ergehende Lyrik". Er weiß hier aufs lieblichste die Blumen und Bäume nach Märchenart zu Menschen zu vergeistigen, z. B. „die Wasserlilie", die sich in jungfräulicher Scham vor dem Liebesgruße des Mondes in die Wellen hinabsenkt und dort das bleiche Gesicht des Geliebten dennoch erblicken muß!

---

[1]) Vgl. Heine's eigene Worte: „Vergiftet sind meine Lieder! Wie könnt' es anders sein?!" Diese frivole Seite der Heine'schen Lyrik bezeichnet Barthel als „Poesie der Hölle". (S. 168.)

[2]) Ueber Göthe's und Schiller's Lyrik vergl. die gediegenen Characteristiken in den Werken von Hoffmeister (1838), Palleske (1858), Viehoff (1858), Gödeke (1859) und Lewes (übers. v. Frese 1858). — Die neueste deutsche Literatur behandeln, außer Barthel und Wolfg. Menzel, noch Gottschall (1855. 61.), Prutz (1859. 60.), Julian Schmidt (1855. 5. Aufl. 1866).

Das Liedchen vom „Sehnen" (Wack. 3., 27.) der einsam trauernden Palme und Fichte stellt diese Bäume dar als heiß nach einander verlangende Seelen, deren Sehnsucht nicht befriedigt werden kann. So erglüht auch die „Lotosblume" des Nachts am schönsten, wenn der Geliebte, der Mond, auf sie herabschaut: „sie duftet und weinet und zittert vor Liebe und Liebesweh!" Ja wahrlich, in so zartsinnigen Blumenliedchen weiß dieser Lyriker auf bezaubernde Weise „den stillen Kindern der Natur poetisches Leben einzuhauchen". Ebenso kindlich rein und tief empfunden sind manche Liebeslieder, z. B.: „Du bist wie eine Blume, so hold und schön und rein"; desgl. der freudige Frühlingsgruß: „Leise zieht durch mein Gemüth liebliches Geläute. Klinge, kleines Frühlingslied, kling' hinaus in's Weite! Kling' hinaus bis an das Haus, wo die Blumen sprießen; wenn du eine Rose schaust, sag': ich laß' sie grüßen." Erhaben und völlig naturgetreu sind die Gemälde des Meeres und seiner Küsten. Die (bei Heine's Wesen höchst merkwürdige) begeisterte Ode, die den Heiland und die Segnungen des Christenthumes preiset („der Frieden": Hoch am Himmel stand die Sonne u. s. w.), ist eine der erhabensten Dichtungen. Fast wie Volkslieder klingen die epischen Poesien Heine's: die Grenadiere; die Wallfahrt nach Kevlaar und die so wehmüthig stimmende alte Rheinsage von der „Loreley" (Ich weiß nicht, was soll es bedeuten), das in allen Volksschulen gesungene Lied Heine's. Im Volksgesange leben folgende Liebeslieder Heine's noch hie und da fort: „Du hast Diamanten und Perlen" und: „Du schönes Fischermädchen". (Das Loreley-Lied steht z. B. im Cöpen. Leseb. A. S. 242.)

Karl Immermann (1796 † 1840), berühmt durch den komischen Roman „Münchhausen" (1838), in welchem sich der bekannte Abschnitt einer „dorfgeschichtlichen' Schilderung des westfälischen Bauernlebens (— besonders herausgegeben mit 60 Jll. als „Oberhof", Berl. 1863 —) findet, hat ein frisch volksthümliches Naturlied vom Kampfe des Winters und Frühlings: „Frost und Thauwind", verfaßt (z. B. bei Lüben 3., 178.; vgl. damit das ähnl. Lied von Hoffm. v. Fallersl.), welches beide Naturerscheinungen vergeistigt und redend einführt.

Ueber Nicolaus Lenau (aus Ungarn, 1802 † 1850) ist hier schon öfters vergleichungsweise gehandelt worden, z. B. bei Kerner. Seine Naturlyrik (Lenz-, Herbst-, Nacht-, Schilf-, Waldlieder) ist eine wohllautende, malerische, jedoch weh- und schwermüthige. Diese Naturlieder gehören darum wohl fast durchweg der Kunstdichtung an. Am bekanntesten sind folgende Lieder, in denen überdies eine meisterhafte Naturpersonifikation waltet: der Postillon (b. Lüben 5., 102.); Zauber der Nacht; Frühlingsfeier (Auf ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft); Nachtlied (Auf dem Teich, dem regungslosen, weilt des Mondes holder Glanz), die drei letzten — früher andeutungsweise characterisirten — in Wack. Leseb. 2., 170., und 3., 43. u. 62.

Julius Mosen, ein Sachse (1803 † 1867), berühmt als Dramatiker und volksthümlicher Vaterlandssänger (vgl. „Trompeter an der Katzbach"; „Hofer"; — Polenlieder, z. B. „die letzten Zehn vom vierten Regiment"), hat (wie Kerner) ein ziemlich volksthümliches Frühlingslied (z. B. b. Lüben 5., 126.) verfaßt, das voller Klage ist, weil der Dichter nicht so frei und sorglos singen kann, wie der lustige Fink, dessen munterer Gesang ihn zur Freude mahnen und aus der düsteren Stube locken will. (Bei J. Seele S. 243. steht

Mosen's liebliche, für Kinder poetisch bearbeitete Legende vom „Kreuzschnabel".) Der „blühende Apfelbaum" (b. Brandt 139.) erinnert den Dichter an die seligen Stunden des Paradieses.

Der Schlesier Friedrich v. Sallet (1812 † 1843), dessen Gedichte im Jahre 1835 erschienen, hat ein innig religiöses und kindliches Lied: „Kind und Sterne" (bei Seltzsam S. 121.) verfaßt, in welchem die Sterne als Kinder dargestellt werden, die so hell glänzen vor kindlich reiner Freude und unsere Herzenswünsche verstehen (— vergl. Aehnliches bei Claudius, Uhland, Arndt, Tieck —), weshalb das Kind, welches das klare Gefunkel staunend bewundert, schließlich den gleichen reinen und frohen, bei Gott und Menschen gefälligen Sinn, für sich herbeiwünscht. („Schau' ich zu euch, ihr Sternlein, empor, kommt ihr mir wie kleine Kinder vor im hellen, schönen Strahlenkleide u. s. w.") Der Herbst stimmt auch Sallet's Gemüth so froh, wie die Seele Tieck's, denn der frische Herbstwind läßt ihn süß träumen vom Lenze, vgl. das Herbstlied b. Brandt S. 453.: Durch die Wälder streif' ich munter, wenn der Herbst die Stämme rüttelt. — Hierbei verweisen wir noch kurz auf die Idylle: „Hannchen und die Küchlein" vom Hallischen Buchhändler Eberhard (1769 † 1845), die zuerst im J. 1822, in 18. Aufl. 1860 erschien.

5.
Neuere Theologen als Naturliederdichter.

Wie Sallet, stammte auch Spitta aus einer der nach Preußen und Deutschland geflohenen Hugenotten-Familien Frankreichs. Aber welcher Gegensatz der Gemüthsrichtung bei diesen beiden Dichtern! (Auch Chamisso und Fouqué entstammten solchen, der reformirten Kirche Frankreichs angehörigen Geschlechtern.) Spitta ist einer der hervorragendsten Geistlichen und kirchlichen Dichter der Neuzeit.[1]) Er wirkte als Pastor und Superintendent im Lande Hannover (1801 † 1859). Vgl. sein Leben von Münkel (1861). Die wichtigsten, religiös gefärbten Naturlieder Spitta's sind: die Lilie (Münst. Les. 2., 48.; J. Seele S. 185. Du schöne Lilie auf dem Feld, wer hat in solcher Pracht dich vor die Augen mir gestellt und dich so schön gemacht?), ein Preis der Schönheit dieser Blume, zugleich ein Lob der Allmacht Gottes, der sie so wunderbar schafft, schmückt und erhält, woran sich in den Schlußversen die parabolische Mahnung schließt: Vertraue auf Gottes versorgende Liebe so zuversichtlich wie diese Blume; Winterlied (b. Hammer S. 232.: Winter ist es; in dem weiten Reiche der Natur herrscht tiefe Einsamkeit, und sie selbst liegt, eine schöne Leiche, ruhig in dem weißen Sterbekleid), eine symbolische Darstellung der Vergänglichkeit alles Irdischen, zugleich nach Parabelart mahnend zum Trachten nach dem Himmlischen; die Schönheit der Natur, ein Preislied auf die Herrlichkeit der irdischen Natur, aber am Schlusse in

---

[1]) Die wichtigsten evang. Kirchenliederdichter der Neuzeit sind: v. Albertini, E. Mor. Arndt, Bähr, Dr. Barth († 1862), Karl Barthel, der Literarhistoriker (1817 † 53), Bentz, Brentano, Dieffenbach, Döring, Dreger, Annette v. Droste-Hülshoff, Engstfeld, Eyth, Feldhoff, Fouqué, Agnes Franz, Garve, Gerok, Giesebrecht, Grote, Hagenbach, Harms, (L. Hensel, die im J. 1818 katholisch ward), Wilhelmine Hensel, Marie Herwig, Meta Heußer-Schweizer, W. Hey, Hopfensack, Gust. Jahn, Knak, Knapp, Köhler, Köthe, Krummacher, Dr. Lange, Meinhold, Fr. v. Meyer, Dr. Möller († 1861), Möwes, Moraht, Nicolai, Oser, Luise v. Plönnies, Pöls, Preiswerk, Puchta, Sachse, Schenkendorf, Anna Schlatter, L. Schmidt, Schulze, Schwartzkopff, Seidel, Spitta, Dr. R. Stier († 1862), Victor v. Strauß, Jul. Sturm, „Die Verborgene", Walter, Dr. med. Zeller, — Merguet, Overbeck u. a. m.

Gerhardt's Weise sich zur typisch=weissagenden Naturauffassung aufschwingend (1. Freuet euch der schönen Erde, denn sie ist wohl werth der Freud'! O, was hat für Herrlichkeiten unser Gott da ausgestreut! Schluß: Wenn am Schemel seiner Füße und am Thron schon solcher Schein, o, was muß an seinem Herzen erst für Glanz und Wonne sein!) Eins der köstlichsten geistlichen Lieder ist Spitta's Lobpreis der „Geduld" (b. Hammer S. 327.: Es zieht ein stiller Engel durch dieses Erdenland.) In der Samml. geistl. Lieder von Anders und Stolzenburg steht Spitta's [1]) glaubensstarkes Hauslied: Ich und mein Haus, wir sind bereit, dir, Herr, die ganze Lebenszeit mit Seel' und Leib zu dienen. Bei Grube S. 69. steht Spitta's köstliches Naturlied: „Abendfeier", welches die schweigend ruhende Abendlandschaft als eine „still betende Abendandacht" — also in religiös vergeistigender Weise — darstellt, was den Beobachter „inständig mahnt: O Menschenkind, bete auch du!" (V. 1. Wie ist der Abend so traulich! Wie lächelnd der Tag verschied! Wie singen so herzlich erbaulich die Vögel ihr Abendlied! — Dies Lied, welches im Münst. Les. 3., 124. steht, ist hier früher als Volkslied bezeichnet worden, dessen Gepräge es auch durchweg an sich trägt. Erst nachträglich ward der volksthümliche Verfasser ermittelt, weshalb hier um Nachsicht und Berichtigung gebeten wird.) [2])

Von Claus Harms, dem berühmten lutherischen Pastor zu Kiel (1778 † 1855), rühren viele lehrhafte Geschichten in unseren Lesebüchern her — (vgl. s. „Gnomon"), ferner das Lied: Wächterruf (Cöp. Les. A. S. 5.), das Spruchgedicht: „ein goldenes ABC" (Cöp. L. S. 54.), treffliche geistliche Lieder und das Naturlied: „die Kornblumen" (bei J. Seele S. 190.), welches das fröhliche Wogen des Kornfeldes und das klare Blau der Kornblumen zum Symbole des gläubigen Vertrauens macht. („Kornblumen=Blau lehrt ihn vertraun und glaubend auf den Himmel schaun.")

Von Friedrich v. Meyer, Bürgermeister zu Frankfurt a. M. (1772 † 1849), dem Verfasser einer neuen Bibelübersetzung, rührt das Lied: „Gottes Treue" (Wack. Les. 1., 32.) her, welches das unveränderliche Liebeswalten Gottes an der Vergleichung mit der gewaltigen Kraft eines Felsens, Thurmes, Berges und starken Baumes zu veranschaulichen sucht. (Es steht im Meer ein Felsen, die Wellen kreisen herum u. s. w.)

---

[1]) Zwei köstliche Naturlieder stehen bei Brandt, z. B. S. 63. „Frühlingswunder" (Sieh', der Winter ist vergangen; Schnee und Regen ist vorbei"), der schroffste Gegensatz zu Sturm's Lenzandacht; S. 65. „Frühlingsfeier" (Wie trauerte die Erde doch so lange im winterlichen Kleide! Aber sieh', der Frühling kommt und tröstet die Betrübte). Spitta giebt allen seinen Naturliedern eine gefällige und wirksame religiöse Schlußwendung.

[2]) Wir tragen hier das schöne symbolische Naturlied eines älteren berühmten kirchlichen Liederdichters, nämlich des Joh. Scheffler (Angelus Silesius, 1624 † 77) nach, des Verfassers der Lieder: Mir nach, spricht Christus, unser Held; Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht; Ich will dich lieben, meine Stärke u. a. m.

„Schaue ich im Frühling an
Den beblumten Wiesenplan,
Schallt es mir in's Herz hinein:
Ach, wie muß der Schöpfer sein!

Schön erglänzt der Gärten Ruhm,
Die erhab'ne Lilienblum':
Aber noch viel schöner ist
Meine Lilie, Jesus Christ!

Ja, in aller Blumen Reih'n,
Wie sie mögen immer sein,
Wird gar hell und klar gespürt
Dessen Schönheit, der sie ziert."

Julius Sturm (geb. 1816 im Fürstenth. Reuß), Pfarrer bei Schleiz, von Prutz als geistl. Dichter sehr gelobt, hat folgende religiöse Kinderlieder gedichtet: „Gott grüße dich!“ (b. Drath 1., 21.); „Kinderengel“ (b. J. Seele S. 247.), ferner das lehrende und mahnende religiöse Naturlied: „der Bauer und sein Kind“ (b. J. Seele S. 197.), das im erzählenden Rahmen, den die Parabel oft zu benutzen pflegt, zeigt, wie das allzeit freudige Kindesgemüth in der Natur sich an der von Gott geschaffenen Blüthenpracht der Korn- und Mohnblumen im Acker ergetzt, während der Erwachsene so häufig nur auf das Unkraut schilt, das dazwischen wuchert. In Brandt's Sammlung (S. 45. u. 87.) stehen zwei schöne Naturlieder Sturm's: „das erste Grün“, das, wie Uhland's ähnliches Gedicht, alle Sorgen am Beginne des Lenzes den davoneilenden Winden des Winters übergiebt und zum frohen Glauben an den neu geöffneten Himmelssegen dadurch auffordern will („Du erstes Grün nach Wintertagen, du Gruß vom jungen Frühlingsmorgen, du sproßtest auf, um mir zu sagen: gieb nun den Winden Gram und Sorgen!“); „Frühlingsandacht“, in den 7 ersten Versen eine der lebendigsten und anmuthigsten Schilderungen des im Lenze neu erwachenden Lebens der „Winterschläfer“, deren „Särge allzumal sich öffneten“, am Schlusse aber eine wehmüthige Erinnerung an die „Lieben, die grüne Hügel decken, und die der Lenz mit seiner Pracht nicht kann vom Schlaf aufwecken“. Noch wirksamer wäre dieser, durch das Frühlingsleben geweckte andächtige Todesgedanke gewesen, wenn der Dichter noch auf das trostreiche Erwachen der „Lieben“ zum ewigen Lenze verwiesen hätte (— vgl. die Schlußbitte in Schenkendorf's „Gärtner“ —). So erinnert diese Frühlingswehmuth, die durch den Contrast der voraufgehenden belebten Malerei des „Ostertages“ der Pflanzen und Thiere zu noch größerem Schmerze sich steigert, zu leicht an Kerner's und Mosen's betr. Dichtungen. („Der Frühling kam; der Frühling rief vom Berg in's Thal hinunter: wär' euer Schlaf auch noch so tief, ihr Schläfer, werdet munter!“) In Seltzs. Leseb. S. 313. steht Sturm's echt volksthümliches Blücherlied „Belle-Alliance“, womit man die ähnlichen Preislieder von Arndt, Rückert, Rellstab, Kopisch, Hesekiel, Stolterfoth vergleichen möge.

Der berühmte Förderer der inneren Mission, Pastor Th. Fliedner (1800 † 64) zu Kaiserswerth am Rhein, der im J. 1836 die erste „Kleinkinderschule“ errichtete (— Vorbild waren Wilderspin's Londoner Anstalten dieser Art, 1820 gegründet; schon Oberlin hatte 1779 eine ähnliche Schule im Steinthale gestiftet; desgl. Pfarrer Warenholz im J. 1799 bei Marienthal; womit zu vergl. die Institute von Planta, † 1772, Salis u. Bahrdt, † 1792, in der Schweiz 1761—75, die Anstalten von Zeller in Beuggen, † 1860, Pestalozzi und Fellenberg in Hofwyl, † 1844 —) hat auch ein „Liederbuch für Kleinkinderschulen“ verfaßt, in welchem einige kindliche Naturlieder stehen.

Dr. Joh. Peter Lange, ein Rheinländer (g. 1802), seit 1854 Prof. d. Theol. in Bonn, schon als geistl. Dichter genannt (z. B. „Gottesacker“ M. L. 3., 58.: Wie sie so sanft ruhn!) hat ein, freilich der Kunstpoesie zugehöriges, symbolisches Gedicht auf das „Veilchen“ (in Knapp's Christoterpe 1845; b. Brandt 74.) verfaßt, worin er die „moralistisch“ einseitige Auffassung[1]) dieses

[1]) V. 1. „Bescheidenheit wollt ihr mich nennen? Ihr solltet besser mich verstehn! Seht ihr nicht dunkelglühend brennen und mächtig duftend mich vergehn?“

(demüthigen und doch christlich muthigen) Herzenssymboles aus der Pflanzenwelt verwirft und dies Blümlein zum Sinnbilde der innigsten Glaubenssehnsucht, der stillsten Gottesliebe macht, die gradezu „Entschiedenheit" ist, deshalb als „Demuth vor Muth glüht" und „im Kinderstolz durch Leiden und Tod an's Vaterherz zurückeilt".

Der berühmte Jugendschriftsteller Dr. Chr. Gottl. Barth (1799 † 1862) zu Calw in Würtemberg, eifriger Förderer der Heidenmission (— Calwer Missionsblatt —), bekannter Verfasser der zahlreichen Calwer Schulbücher, des Calwer Bibelwerks, Redacteur der vortrefflichen Jugendzeitschrift „Jugendblätter" (seit 1836, jetzt fortges. v. Gundert), dessen „biblische Geschichte" in 30 Jahren 157 Auflagen erlebte und, in 70 Sprachen übersetzt, sich in allen Erdtheilen verbreitete, hat in jener Kinder-Monatsschrift manche Naturlieder veröffentlicht, z. B. im J. 1851 das Gedicht: „Schneeglocken" (b. Brandt 54.), worin er in kindlich humoristischer Weise ein schon im „Hornung" erblühtes Schneeglöckchen als ein „Gasthaus zur weißen Glocke" darstellt, darin „sechs Männer und ein Weiblein in gelb und grünem Kleid" den zahlreich aus der „Wachs- und Honigfabrik" zuströmenden „Arbeitern" (d. i. den Bienen) schon „neuen Wein schenken": Gott im Himmel „hält sie frei"; denn „die Zeche zahlt keiner für diese Gasterei, im Himmel aber ist einer, der hält sie heute frei". Nun leeren sie alle Gläser und eilen im süßen Rausche heim. Wehmüthig schildert der Dichter nun, wie der März dies gastfreie Haus mit seinen Insassen im tiefen Schnee begräbt, und schließt mit der hoffnungsvollen Frage, ob es wohl „im Lenz wieder offen stehen" werde?

Der braunschweigische Theolog Karl Barthel (1817 † 53), der berühmte christlich ernste Literarhistoriker der neueren deutschen Poesie (— ähnliche Darst. uns. Lit. von Vilmar, Gelzer, Findel —), Herausgeber der Lieder Tersteegens, ein begabter lyrischer Dichter (— vgl. s. geistl. Lieder in d. lyr. Jahrbuche „Harfe und Leier" v. L. Grote, seit 1854 —) hat die schöne Legende auf die „Thränenweide" (b. Brandt 97.) poetisch bearbeitet.

Auf die vortrefflichen, meist religiösen Naturlieder von Ferd. Bäßler, dem bekannten Jugendschriftsteller und Sammler von Legenden u. altkirchlichen Liedern (z. B. „Weide und Tanne" b. Br. 95.), von Karl Gerok (z. B. „Rose im Thal" aus den „Palmblättern", b. Br. 239.), Fr. H. Oser (z. B. „ein grünes Fleckchen"; „Weinstock und Reben" aus den „Alpenrosen" 1851, b. Br. 45. u. 127.), Karl Pöls (z. B. „Moosrose" b. Br. 285.), Adalb. Stifter, weiland österreich. Schulrath in Linz, 1805 † 68 (z. B. in s. „Studien"), sei hier nur noch kurz verwiesen.[1])

---

[1]) Dabei erwähnen wir noch nachträglich zweier Dichterinnen, von denen einige volksthümliche Naturlieder herrühren: Ida v. Düringsfeld, schlesische Gräfin, g. 1815, auch als Sammlerin von Sprichwörtern bekannt (— manche ihrer Gedichte stehen in der berühmten Gedichtsammlung von Echtermeyer, 1836, in 14. Aufl. 1866 v. Eckstein herausgegeben —), z. B. „Alpenblumen; ein Palmzweig; Strom u. Blumen; Herbstlied" (b. Br. 197. 224. 375. 461.); ferner Charlotte Späth, bekannte Verfasserin von Erz. für Mädchen (1847. 50. 58.). — Die Dichterin Adelheid v. Stolterfoth (g. 1800) hat vorzügliche epische und lyrische Poesien verfaßt (z. B. die Rheinsagen. 1835—40), darunter „Blücher am Rhein" und „Ludwig der Fromme" (Cöp. L. 208. u. 387.).

6.

Neuere österreichische Dichtergruppe.[1])

Karl Egon Ebert, einer der vorzüglichsten Lyriker und Epiker dieser Gruppe, von Göthe sehr gelobt, geb. 1801 in Prag, hat das (schon auf S. 118. hier kurz characterisirte) Frühlingslied: „Ermunterung" (bei Grube 138.) verfaßt, das Tieck's „Wanderrufe" etwas ähnlich ist („Der Vogel steigt, ein verkörpertes Lied, hellklingend gen Himmel, dahin es ihn zieht, und selig wirbelt er in den Höh'n: die Welt ist schön!"). Es mahnt den Betrübten hier der seligste Lenzesjubel zum Aufgeben der düstern Trauer. Sehr ansprechend ist das an die Erwachsenen gerichtete „Wiegenlied" (In der Wiege liege, liege: in der Wiege ruht sich's süß). In den Schulliedersammlungen für Volksschulen findet man oft das im kindlichen Gesprächstone gehaltene, die Schönheit und Freude der Natur schildernde und zur Frömmigkeit mahnende Grußlied der Singvöglein: „Morgengruß" (z. B. bei Drath 1., 28.)

1. Ihr Vögelein, so zart und fein,
Was singet ihr zum Morgen mir?
2. „Wir singen dir von unsrer Zier,
Vom Sangesschall der Nachtigall,
3. Vom kühlen Hain, vom Quell so rein,
Vom Blümlein blau auf grüner Au'.
4. Auch singen wir von Nächten dir,
Wie sanft der ruht, der fromm und gut,
5. Und wie es sei dem Vöglein frei
In reiner Luft und süßem Duft."
6. Dank, Vögelein, so zart und fein!
Schön singet ihr zum Morgen mir.[2])

Joh. Gabriel Seidl, g. 1804, Schatzmeister der kaiserl. Schatzkammer in Wien, berühmter Lyriker, hat folgendes volksthümliche Naturlied gedichtet: die Linde (b. J. Seele S. 196):

---

[1]) Wir übergehen hier den schon genannten Dichter von Liedern im österr. Volksdialecte, Ignaz Franz Castelli (g. 1781), der außerdem viele erzählende, humoristische Gedichte, Fabeln u. a. m. verfaßt hat, z. B. auch das kräftig und herzlich religiöse „Gebet des Wehrmanns" (Wir werfen uns darnieder vor dir, o Herr der Welt!); ferner das köstliche Kinderlied: „der Schulgang" (b. Seltzs. S. 87.), ein Gespräch des ungern zur Schule gehenden Knaben mit Biene, Lerche und Kettenhund, die er zum Spielen auffordert; aber sie kommen nicht, weil sie fleißig arbeiten (— Honig machen, für die Jungen sorgen, das Haus bewachen —) müssen, weshalb sie den Knaben zu gleichem Fleiße ermahnen, so daß er endlich beschämt und ohne die bisherige Unlust zur Schule eilt. Das Gedicht nähert sich der Fabel. Gleichfalls übergehen wir die beiden Kunstdichter dieser Gruppe, den Frhrn. Jos Chr. v. Zedlitz (1790 † 1862), bekannt durch das Gedicht: „nächtliche Heerschau" (Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab) und durch seine lieblichen Beiträge zur neueren Kunstmärchenpoesie („Waldfräulein. Ein Märchen in 18 Abenteuern." 1843), endlich Anastasius Grün (d. i. Anton Alex. Graf v. Auersperg, g. 1806, im J. 1867 österreich. Minister), der die Volkslieder Krain's sammelte (1850) und übersetzte und das Leben des Kaisers Max I. in einem herrlichen Romanzenkranze („Der letzte Ritter." 1830) darstellte, woraus z. B. „die Martinswand" in Lüben's Les. 6., 132., entnommen ist.

[2]) Das die Schönheit und das muntere Thierleben des morgenlichen Waldes schildernde Lied Ebert's: „Morgen im Walde" (b. Grube S. 57.: Ein sanfter Morgenwind durchzieht des Forstes grüne Hallen) hebt zugleich den Eindruck dieser Scenerie hervor: der Wald treibt an zu lustigem Singen und zum freudigen Lobpreise der Allmacht und Güte Gottes, „der die Wälder säet — und Wärm' und Kühlung wehet".

1. Es muß den Bäumen recht Leid geschehn,
So immer auf einem Fleck zu stehn!
Wie lustig wär's für sie, zu wandern
Von einem Ort zum andern!
2. Dann, meine geliebte Linde, du,
Die oft mich beschattet in meiner Ruh',
Dann könntest du auch weiterschreiten
Und, wenn du wolltest, mich begleiten.

Theilnehmend wünscht der Freund der Bäume denselben die Fähigkeit und Lust des Wanderns, aber ebenso sehr wünscht er dann die treue, schattige Linde auch fernerhin als Kühlung spendenden Reisebegleiter stets neben sich zu haben. In Brandt's Samml. stehen (S. 119. und 466.) die ebenso ansprechenden Naturlieder: „Zur Unzeit" (Armer Baum, warum verdorben, wo noch Alles treibt und sprüht?), eine ernste Mahnung, ferner das in Erzählform eingerahmte, tiefsinnig allegorische und ernst religiöse Gedicht: „Gärtner Tod". Der Tod pflanzt eine wunderschöne Blume, pflegt sie sorglich, so daß sie täglich in blasseren, reineren Farben erstrahlt und endlich sich zum Sterben neigt. (Schlußvers: Und als ich kam eines Morgens, da schien sie mir abgestreift. Ich sagte: Sie ist verblühet! Der Gärtner: Sie ist gereift!) Also ein Gegenstück zu Schenkendorf's Gärtnerliede, nämlich ein deutliches und zartes Gemälde unseres allmählichen Dahinwelkens und eine Mahnung, im Welken für den Himmel zu reifen!

Joh. Nep. Vogl (g. 1802 in Wien), ebenfalls ein bedeutender Lyriker, der deutlich der Dichtungsweise Bürger's und Stolberg's nachgestrebt hat, verfaßte viele, echt und frisch volksthümliche Natur- und Wanderlieder, von denen in Volksschullesebüchern zu finden sind: z. B. das Wanderlied: „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand" (1843). Auch als Epiker hat er sich hervorgethan, z. B. durch das Gedicht: Heinrich der Vogelsteller (bei Seltzsam S. 298.; im Cöp. Les. A. S. 388.). Tief ergreifend und von warm religiöser Kindesliebe erfüllt ist das erzählende Gedicht: „ein Friedhofsbesuch" (b. Seltzs. S. 141.). Folgende zwei Lieder Vogl's sind am meisten verbreitet: Im Wald (in Wack. L. 2., 26.), ein frischer Preis des lustigen und friedlichen Waldlebens, das zum frohen Singen munterer Lieder und zum Dichten solcher Lieder antreibt, die unser Leben mit belebender Macht ergreifen:

Im Wald, im Wald
Ist Lust und Fried',
Da schallt, da hallt
Der Vöglein Lied!

Der im Jahre 1844 gedichtete „Gruß an das deutsche Vaterland" (im Münst. L. 3., 180. Gegrüßt, du Land der Treue!) hat Aehnlichkeit mit dem patriotischen Naturliebe von Wächter einerseits und mit dem Vaterlandsgelübde von Maßmann, sowie mit dem Vaterlandsschwure von Hoffmann v. Fallersleben andererseits. (Bei einer Vergleichung dieser patriotischen Lieder ist auch das, die Heimathsnatur ebenso hoch preisende Lied der Vaterlandssehnsucht von Salis im Münst. Les. 3., 386., zu beachten.) Im 2. und 3. Verse, wie in den Schlußzeilen, erschallt das begeisterte Lob der schönen deutschen Natur: es ist das korn- und weinreiche Land, die blühende Heimath der frischen, grünen Eichen (— vgl. Schlegel's „Spessart" und Körner's Preis der „Eichen" —), deren Blatt der Patriot als seinen schönsten Grabesschmuck sich wünscht, ein Zeichen seiner heißen Vaterlandsliebe!

Der vierte Vers preiset die Kraft der Deutschen in der Zeit der Noth. Beide Lobpreisungen bilden die Begründung des, im Anfangskehrreime jedes Verses enthaltenen Freudengrußes an „das Land", dessen „Treue" durch die unveränderten Vorzüge seiner Natur und Bewohner klar erwiesen ist, weshalb der Patriot aufs neue den Eid der Vaterlandsliebe leistet (V. 1.), den er in den Tagen der Gefahr durch opferwillige Hingabe seines Lebens, ein würdiger Sproß seiner Ahnen, bewähren (V. 4.) will, ja noch auf seinem Grabe will er durch das schönste Symbol seines Vaterlandes, ein frischgrünes Eichenblatt, seine Treue bis zum Tode bekundet sehen. Die Heimathsliebe ist und bleibt die natürliche Wurzel der Vaterlandsliebe. (Man vgl. hiermit Uhland's „Berglied des Hirtenknaben".)

Der berühmte Dramatiker Joh. Ludw. Deinhardstein, g. 1794 in Wien, hat auch mehrere recht anmuthige volksthümliche Naturlieder in seine lyrischen Gedichte (Berl. 1845) verwebt. Die bekanntesten darunter sind: des Vogels Freude (Wack. L. 1., 2. In blauer Luft, über Berg und Kluft läßt du lustig dein Lied erklingen u. s. w.), ein frischer und erfrischender Lobpreis des lustigen, herrlichen Vogellebens; ferner das, durch seine farbenreiche und warm religiöse Schilderung der herrlichen Lenzespracht sich auszeichnende Frühlingslied, das am Schlusse zum Abwerfen jedes Menschenhasses dringend auffordert, damit „die Liebe zieht mit der Frühlingsluft in des Menschen Brust"; denn „der (göttl.) Liebe Geist" und „des Schöpfers Macht" wird gepriesen durch „der Schöpfung (Frühlings-) Pracht". (V. 1. Wie ist deine Welt doch so wohl bestellt, du allmächt'ger Gott! Wie so voll, so reich, deinem Herzen gleich, Alles webt und glüht!)

7.[1]

Schults. Nathusius. Pfarrius. v. Seld. Bube.

Adolf Schults (1820 † 58), Kaufmann in Elberfeld, hat in den vier Ausgaben seiner lyrischen Gedichte (1848. 51. 52. und 57.) das Leben der Familie und die Scenen der Kinderstube sowie die Erscheinungen der Natur in echt volksthümlicher, kindlicher und sinniger Weise poetisch dargestellt. Er ist auch bekannt als Verfasser eines Epos über Luthers Leben. (1858.) Seine bekanntesten sinnig kindlichen Naturlieder sind: „Das Maiglöckchen (im Münsterb. Leseb. Th. 2. vom Jahre 1855. S. 6.):

Maienlilie, kannst du sagen,
Warum du mußt Glöcklein tragen?
„König Mai wird kommen heute,
Und ich muß es mit Geläute
Allen Blumen eilig künden
In den Wäldern, in den Gründen,
Daß sie mögen blühend stehn,
Wenn er wird vorübergehn."

---

[1]) Unter den neuesten Kunst-Dichtern finden sich Ansätze zu volksthümlich gearteter Poesie bei Alex. Kaufmann, Hermann Lingg, Müller v. Königswinter, Gubitz und Emil Rittershaus. — Von den neueren Dichtungen im Volksdialecte finden sich einige Proben in Kahle's Werke über Claudius und Hebel (S. 172 ff. aus den betreffenden Gedichten von Voß, Usteri, Grübel, Göthe, Bornemann, Holtei, Simrock, Reuter und Cl. Groth) sowie in Viehoff's Lesebuche 1860. Th. 1, S. 379 ff. (aus den Gedichten von Voß, Hebel, Grübel, Usteri, Castelli, F. v. Kobell und J. G. Seidl.) Wir machen noch aufmerksam auf die neuesten volksthümlichen Dichtungen des bekannten Dichters aus dem Handwerkerstande, Karl Weise in der Mark Brandenburg.

Eine zarte, kindlich gemüthvolle, lieblich vergeistigende und den anmuthigen Gesprächston mit Glück verwendende Erklärung des Namens und Aussehens dieses zeitigen Frühlingsblümleins. Ferner: „das Veilchen" (bei Grube S. 182.)

1. Ei, Veilchen, liebes Veilchen,
So sag' doch einmal an:
Warum gehst du ein Weilchen
Den Blumen all' voran?

2. „Weil ich bin gar so kleine,
Drum komm' ich vor dem Mai:
Denn käm' ich nicht alleine,
So gingst du wohl vorbei."

Kinder, die ja die Blumen, namentlich die ersten Lenzblümlein so gerne sehen, pflücken, zu Sträußchen winden, sind stets geneigt, die Aelteren darüber nach irgend einer Seite hin zu befragen. Eine Kinderfrage will kindlich beantwortet sein. So ist es hier. Der Dichter kleidet diese Frage wiederum in den Dialog, der ja so überaus passend ist für die sinnige Belehrung der Kinder über die Wesen der Natur und deren Leben. Die Antwort muß drum das Veilchen selber geben: das Liedchen hält also die echte und altdeutsche Naturpersonifikation fest und erklärt das frühzeitige Erscheinen des Veilchens dadurch auf eine dem kindlichen Sinne ganz naheliegende, einfache Weise. Man kann hieraus lernen, wie man Kinder zu sinniger Naturbetrachtung anzuleiten habe. — Sehr zahlreiche Naturlieder von Schults stehen in Brandt's Sammlung, z. B. „Eiche und Epheu" (Allegorie, S. 548.); „das Moos" (symbolische Dichtung, S. 541.: Zu Füßen mir das niedre Moos, zufrieden ist's mit seinem Loos und wünschet nicht: o wär' ich groß! Vernehmlich ist mir, wie es spricht: und rag' ich auch gen Himmel nicht, mich findet doch das Sonnenlicht) u. v. a. m. Grube hat S. 301—303. zwölf liebliche und tiefsinnige allegorische Naturbilder von Schults mitgetheilt.

Phil. Engelhard Nathusius' (geb. 1815 bei Magdeburg) humoristisches, munter schilderndes, volksthümliches „Herbstlied" ist schon früher (in einer Anmerkung zu Dieffenbach's Herbstliede) kurz characterisirt worden. — (In Phil. Nathusius' „Volksblatte" stehen manche, recht sinnige, volksthümliche Naturpoesien, von denen Brandt einige mittheilt.)

Der neuere rheinländische Dichter Gustav Pfarrius (geb. 1800), Gymnasiallehrer in Cöln, hat sich durch seine frischen, naturgetreuen Landschaftsschilderungen, besonders in seinen „Waldliedern" einen gewissen Ruf in der neuesten Zeit erworben. Bei Brandt (S. 541.) steht z. B. sein sinnig lehrhaftes Preislied auf das Moos und den Wald: „das Moos der Bäume." (Da wo der Nord mit scharfem Speer hinsendet Stoß auf Stoß, da deckt den Baum als sichere Wehr ein Schild von dichtem Moos. — Schluß: Doch jetzt, wie scharf und schonungslos sie — d. i. die Welt — angreift: Alles prallt leicht von mir ab, denn was das Moos dem Baum, ist mir der Wald! — Das erinnert an Eichendorff's Waldbichtungen.)

Von Albert Frhrn. v. Seld (geb. 1799 bei Kalisch, † 1867 in Potsdam), dem unermüdlichen Förderer der Bestrebungen unserer modernen „Enthaltsamkeitsvereine" (— vgl. sein vortreffliches Werk: „Sechszig Jahre oder ein Leben an Bauern- und Fürstenhöfen, unter Säufern, Kindern und Verbrechern." Leipzig, 1865 —) rührt das schwungvolle, erhabene, spannend und malerisch schildernde Gedicht: das Gewitter (in Auras' und Gnerlich's Leseb. 2, 364.) her: „Was murret und grollet dort fort und fort? Was ragen die Wolken so drohend dort? Das ist des Gewitters gewaltige Macht: Hier heiterer Himmel, dort Grabes Nacht u. s. w."

Adolf Bube (geb. 1802 in Gotha, herzogl. Archivrath daselbst) machte sich seit 1836 durch lyrische Gedichte, Balladen, Sammlungen thüringischer Sagen, besonders aber durch seine, die Landschaft im Großen und Kleinen menschlich belebenden „Naturbilder“ (1854) einen ziemlich berühmten Namen. Dadurch „geht die Natur in einer vorher nie geahnten Lebendigkeit vor uns auf, und es wird damit gleichsam ihre Vermenschlichung vollzogen“ (Kneschke). Zuweilen klingt ein volksthümlicher Ton durch diese außerdem treu und malerisch schildernden Naturpoesien, so z. B. in den drei bei Grube (S. 227. 261. und 320.) mitgetheilten Natur- und Landschaftsbildern von Bube: „Wanderung im Norden“ (Hier schwarzer Moor, dort schneebedeckte Räume und zugefrorener Seen öde Felder, verlass'ne kahle Birkenbäume, am Horizonte düstre Tannenwälder u. s. w.); „Fernes Gebirge“ (Sei mir gegrüßt, du blaue Alpenkette! Dort ahn' ich Wiesengrün und Tannennacht, dort klare Fluth im jähen Felsenbette, dort schroffe Wand und bunte Gletscherpracht u. s. w.); „Schneegestöber“ (Wie die kleinen Flöckchen Bei des Windes Wehn Hell in weißen Röckchen Durcheinander drehn! u. s. w.)

Bei dem Rückblicke auf die überreiche Zahl volksthümlicher Naturpoesien von Opitz, Schottelius, Scheffler, Grimmelshausen und Gerhardt an bis auf unsere Tage muß man staunen über die große „Mannigfaltigkeit, mit welcher unsere Dichter in fast unerschöpflicher Rüstigkeit das eine große poetische Thema der sinnigen Naturbetrachtung bearbeitet haben.“ Ja, die Natursinnigkeit ist eine Erbschaft des deutschen Volksgeistes!

Nachträgliche Zusätze.

1. Zu Seite 22. u. 23. u. 64.:
Noch einige Sammlungen von Volksliedern und volksthümlichen Liedern und Gesängen:

Wehe, 50 Kinderlieder für Elementarklassen. Leipzig. (2 Sgr.)
Erk und Greef, Sängerhain. 10. Aufl. Essen. 1864.
Jakob, der Volkssänger. Essen. 1864. (Echte Volksmelodien.)
Attinger, Volkslieder-Album, für's Harmonium eingerichtet, Stuttgart. 1866.
Erk und Schauenburg, Allgemeines deutsches Turnliederbuch. 3. Aufl. Lahr. 1863. (10 Sgr.)
Als ältestes Werk in Bezug auf die Composition volksthümlicher Lieder ist immer noch musterhaft: J. A. Pet. Schulz' Liederbuch („Lieder im Volkstone beim Clavier zu singen". 3 Theile. Berlin, 1785—90.), sowie das ähnliche von Joh. Friedr. Reichardt („Oden und Lieder von Klopstock, Stolberg, Claudius und Hölty").
Engelien u. Lahn, Volksmund in der Mark Brandenburg. Th. I. Berl. 1868.
Frischbier, desgl. aus der Provinz Preußen. 1866. 67.

2. Zu Seite 35.:
Einige Gedichtsammlungen:

Härlin, Blüthen deutscher Dichtung. 1865.
E. Keller, Mustersammlung deutscher Gedichte für Schule und Haus. Berlin. (5 Sgr.)
Elise Polko, Dichtergrüße.
Julie Burow († 1868), Blumen und Früchte deutscher Dichtung. Berlin. 1861.

3. Nachträgliche Benennung einiger neueren volksthümlichen Natur-Lieder, die in einigen Lesebüchern Aufnahme gefunden haben, hier aber nicht besprochen sind: — (z. B. kindlich im Leseb. v. Hopf u. Paulsiek, 8. Aufl. Berlin. 1867.)

Hebel: 1. der Januar (14 Verse; übers. v. Reinick; vergeistigende Schilderung des redend auftretenden Januars; am Schlusse religiöse Mahnungen); 2. die Mutter am Christabend (desgl. von Reinick übersetzt. Kinderlied).
Hoffmann v. Fallersleben: 1. Frühlingsfeier: „Wälder knospen; Wiesen grünen"; 2. Turnerlied (1852): „Ringen, recken, schwingen u. s. w." (V. 1. des Turners Spiel. V. 2. seine Ruhe. V. 3. seine Lust).

Lenau: 1. an den Frühling: „Noch immer, Frühling, bist du nicht gekommen in mein Thal.“ (Außerdem: „die Ferne“; „Seemorgen“.)

Karl Fröhlich: 1. zum Walde: „Schön ist die Flur: Gott sei gedankt!“ (Aus: Fabeln u. Erzählungen für Kinder. Cassel. 1851. 53.)

Adolf Stöber: 1. Klage des alten Baumes (1846): „Mir armen alten Baum ziemt wohl ein traurig Lied.“

Pfarrius: 1. Wanderlust (1838): „Wacht auf! Es triefen die Dächer.“

Platen: 1. an die Vöglein: „Ihr Vöglein in den Zweigen schwank, was seid ihr froh und frisch und frank!“

Seidl: 1. die Lerche (1826): „Die Felsen erröthen, im Haine wird's wach.“

E. M. Arndt: 1. des Knaben Morgenlied: „Wieder kommt der schöne Tag und der helle Sonnenschein“; 2. Gott der Hirt: „Es ist ein Schäfer fromm und gut, der treibet güldne Schafe aus.“

Reinick: 1. Morgenlied: „Bald ist der Nacht ein End' gemacht“; 2. Weihnachtsfest: „Der Winter ist gekommen und hat hinweggenommen der Erde grünes Kleid.“

Wilh. Müller: 1. Pfingsten (1824): „O heilige Frühlingswonne“.

Salis: 1. Lied im Freien: „Wie schön ist's im Freien bei grünenden Maien“.

Jul. Sturm: 1. Abendlied: „Kein Lüftchen regt sich in den Zweigen“; 2. Ostern (1858): „Siegend steigt die neue Sonne“.

Herder: 1. der liebende Schöpfer: „Was singt ihr Vögel so mit Macht?“

Voß: 1. Herbstgang (1794): „Die Bäume steh'n der Frucht entladen“.

Kinkel: 1. Abendlied: „Es ist so still geworden, verrauscht des Abends Wehn“.

Friedr. L. v. Stolberg: 1. Gewitter: „Im schwülen Süden schwollen die Wolken“.

Annette v. Droste-Hülshoff: 1. der Weiher: „Er liegt so still im Morgenlicht“.

(Mosen's Frühlingslied: „Was ist das für ein Ahnen so heimlich süß in mir?“ — Ebert's Morgen im Walde: „Ein sanfter Morgenwind durchzieht des Forstes grüne Hallen.“ — Schenkendorf's Sonntagsfrühe: „Gottesstille, Sonntagsfrühe.“ 1816.)

4. Zu Seite 214.:

Schletterer: 43 Kinderlieder von Hoffmann v. Fallersleben nach Volksweisen mit Clavierbegleitung. Cassel. 1868.

5. Zu Seite 222.:

B. v. Trinius (1773 † 1844), aus Eisleben, war Arzt und Hofrath in Petersburg.

Verzeichniß der Dichter und Schriftsteller.

(Die Ziffern gehen auf die Seitenzahl. Das † bezeichnet die Dichterinnen.)

Druckfehler-Berichtigung.

S. 113. Zeile 19. von oben lies: das anstatt: daß.
S. 197. Zeile 17. von unten lies: und anstatt: zu.

Druck von H. Jungandreas in Görlitz.

Verlag von Siegismund & Volkening in Leipzig.

Schulbücher.

Bösel, A., Leitfaden der Naturgeschichte für Volks- u. Mittelschulen. 3 Thle. I. Pflanzenkunde. Im Druck. Preis ca. 6 Gr.

Damm, Lernbuch für den Unterricht in der Geschichte und Geographie 4. Aufl. 1. Heft. Geschichte. 2. Heft. Geographie. Jedes Heft steif brosch. $2^1/_2$ Gr. 25 Expl. 1 Thlr. 20 Gr. 50 Expl. 3 Thlr. 5 Gr., roh 25 Expl. 1 Thlr. 10 Gr., 50 Expl. 2 Thlr. 15 Gr.

Das päd. Intelligenzblatt 1872 Nr. 20 sagt: Das Buch entspricht so recht den Ansprüchen, welche wir an ein Kompendium der Geschichte oder Geographie für Volksschulen gestellt haben. Ein Lernbuch soll kurz sein, um nicht vom Lernen abzuschrecken 2c.

Fricke, kurze deutsche Sprachlehre nebst der Lehre vom Vers und von den Dichtungsgattungen. 1872. 3 Gr. (Praktisch und brauchbar.)

— Was ist des Deutschen Vaterland? 62 Vaterlands- und Kriegslieder in mehrstimm. Melodien. 2. Aufl. 1874. 3 Gr., 12 Expl. 1 Thlr., 50 Expl. $3^1/_3$ Thlr., 100 Expl. 6 Thlr., 200 Expl. 11 Thlr., 500 Expl. 25 Thlr. Ein sehr gut ausgestattetes Büchlein mit trefflichen Vaterlandsliedern und einfachen kernigen Volksmelodien.

— Wohlauf noch gesungen! 60 deutsche Volkslieder in mehrstimm. Melodien. $2^1/_2$ Gr. 12 Expl. 26 Gr. 50 Expl. 3 Thlr. 100 Expl. 5 Thlr. 20 Gr. 200 Expl. 10 Thlr. 15 Gr. 500 Expl. 24 Thlr. Die Sammlung enthält nur gute Volkslieder. Sie ist sehr geeignet zur Einführung in Schulen.

Gandtner, Elemente der analyt. Geometrie. Für die Oberkl. der Realschulen. 3. Aufl. 1873. Geb. 10 Gr. „Auf das Nothwendigste beschränkt gehört diese Schrift zu den besten über diesen Gegenstand. Schott."

Jütting, Uebungsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache. 1. Kursus. 5. Aufl. 1873 roh 5 Gr., geb. $6^1/_2$ Gr.; 2. Kursus. (Grammatik.) 3. Aufl. 1873 roh 10 Gr., geb. $12^1/_2$ Gr.

— Grundsätze über den deutschen Sprachunterricht und beim Gebrauch des Uebungsbuches. 3. Aufl. 1 Gr.

— Muster und Aufgaben zu deutschen Aufsätzen für 8 bis 15jährige Schüler 2. Aufl. Drei Kurse in 1 Bd. geb. 5 Gr. (Sehr vorzügliche Auswahl.)

Der Wohnort, ein Lehr- und Lesebuch für **das zweite** und **dritte Schuljahr,** hrsgeg. von **Dr. W. U. Jütting** u. **Hugo Weber. 10 Gr. Probe-Expl. erhält auf Verlangen jeder Lehrer.**
Die folgenden Theile: „Die Heimat"; „Das Vaterland" sind im Erscheinen.

Kirchner, Grundrisse der **Mythologie** und **Sagengeschichte** der **Griechen** und **Römer.** 2. Aufl. 10 Gr.

Lehmann, J. G., deutsches Liederbuch für Schulen und Erwachsene. 2. Aufl. 1872. Heft I. Abth. 1. Lieder f. Unter- und Mittelklassen. Preis 2 Gr. (25 Ex. 1 Thlr. 15 Gr.) Abth. 2. 40 Lieder für Oberklassen. Preis 4 Gr. (25 Ex. 3 Thlr.) Nur die besten, nach Text und Melodie für Schule und Haus **völlig bewährten** Lieder fanden Aufnahme in dieser zweiten Auflage. Die mancherlei erklärenden Notizen, Uebersichten, Register und Stoffvertheilungen sind eine willkommene Zugabe und lassen überall die bewährte Hand des bekannten Herausgebers erkennen, so daß demnach das Liederbuch die Bedürfnisse der ein- und mehrklassigen Schulen vollständig befriedigt.

Glöntzer, Grabgesänge. Gesammelt und für drei Kinderstimmen gesetzt. Preis 3 Gr. Partiepreis 12 Expl. 1 Thlr. In hübscher Ausstattung und mit korrektem Drucke ist diese Sammlung überall der Einführung werth. In Orten, in welchen die Schulen an der öffentlichen Begräbnißfeier sich betheiligen, werden die Lehrer gut thun das Büchlein zu prüfen.

Glänzer, 42 Schullieder. Für drei Kinderstimmen gesetzt u. methodisch geordnet. 2. Aufl. 4 Gr. Sämmtliche Lieder sind von musikalischem Werthe und so ausgesetzt, daß auch die begleitenden Stimmen einen angenehmen und dem Gedächtniß leicht einzuprägenden Fluß haben.

Schröder, C., Ergebnisse des physikalischen Unterrichts in der Elementarschule. 2. Aufl. mit 10 Holzschnitten. 1872. kart. 3 Gr. 25 Expl. 2 Thlr. 10 Gr. 50 Expl. 4 Thlr. 10 Gr., 100 Expl. 8 Thlr. Dieses Büchlein ist für die Schüler in Volks- und gewerbl. Fortbildungsschulen sehr brauchbar; es giebt aber auch dem Lehrer mit größter Präzision den Lehrstoff an. Was es enthält, sollte heute jede Dorfschule an der Hand von Experimenten und Modellen leisten! (Bair. Lehrerztg.)

Tschirch, Wilh., 60 Choralmelodien. Zum Gebrauch in Schulen zweistimmig gesetzt. broch. 3 Gr., cart. 4 Gr.

Wagner, Franz, 25 Kinderlieder. à 1 Gr., 12 Expl. 10 Gr., 25 Expl. 16 Gr., 60 Expl. 1 Thlr.

Wolff, Emil, Leitfaden zur Gesch. der deutschen Dichtung. Nach unterrichtlichen Grundsätzen bearbeitet. 3 Kurse. à. 8 Gr.

Alle Lehrer, welche Einführung dieser Schulbücher beabsichtigen, erhalten auf Verlangen Exemplare gratis unter der Verpflichtung der Rücksendung oder Bezahlung im Falle der Nichteinführung.

Lehrpläne.

Bohlmann, A., Lehrplan für eine einklassige Dorfschule. Auf Grund der allg. Bestimm. v. 15. Okt. 1872. 4 Gr.

Bösel, A., Der naturgeschichtliche Unterricht in der Volksschule. Ein spezifizirter Lehrplan. 12 Gr.

Burkhardt, Ad., Lehrplan für eine preuß. Mittelschule. Auf Grund der allg. Bestimm. v. 15. Okt. 1872. 4 Gr.

Grunow, H., Die gewerbliche Fortbildungs-Mittelschule. Bedürfnis, Organisation und Lehrplan derselben. Gekrönte Preisschrift. 6 Gr.

Hennig, G. A., Lehrplan für eine vierklassige Volksschule. Nach den allg. Bestimmungen vom 15. Okt. 1872. 5 Gr.

Hoffmann, H., Anleit. z. Ertheilung eines method. Schreibunterrichts. 10 Gr.

Jütting, Dr., Der Schreiblefeunterricht nach der Realmethode. 5 Gr.

Krieger, F., Das Lesebuch. Grundlage und Mittelpunkt des Sprach- und Realunterrichts in der Volksschule. Gekrönte Preisschrift. 15 Gr.

Rudolph, W., Lehrplan der I. Volks-Knabenschule zu Magdeburg. 4 Gr.

Hennig, G. A., die ästhetische Bildung in der Volksschule. Ein Beitrag zur Schulerziehung. 1874. 10 Gr.

Hoffmann, Wilh. Rud., Praktische Winke für den Sprachunterricht in der Volksschule. 1870. 3 Gr.

Kreyenberg, Dr. G., Die höhere Töchterschule. 1874. 8 Gr.

Richter, Dr. J. W. Otto. Die Erziehung der weiblichen Jugend in deutschnationalem Sinne, mit besonderer Berücksichtigung der höh. Töchterschule. Mit einem Anhange: Ueber die weibl. Berufsschule. 2. Aufl. 1872. 10 Gr.

Die Pflege nationaler Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache von **Hugo Weber**. Mit dem 1. Preise der Diesterwegstiftung gekrönt. 241 S. 2 Mark.

Die Bemerkungen, welche über das Lesebuch in der Volksschule gemacht werden, verdienen sorgfältigste Beachtung: **Pädag. Jahresbericht.** — Was der Verfasser über das Lesebuch sagt, ist in hohem Grade beachtenswerth: **Neue Blätter für Süddeutschland.** — Wir können den Lehrern keinen bessern Wegweiser als diesen zur Einführung in das Wesen und die Methodik des deutchen Sprachunterrichts wünschen: **Schles. Schulzeitung.**

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Holtsch, Karl Hugo

Die volksthümliche Literatur der deutschen Volksschullesebücher, Jugend- und Volksschriften vornehmlich das Volkslied und volksthümliche Naturlied

Leipzig [ca. 1868]